

THEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
MDCCCXC

Bücher-Sammlung

von

Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Novellen und Erzählungen.



Aus dieser beliebten Sammlung seien die nachstehenden Kabinettstücke erzählender Kleinkunst besonders empfohlen:

Fritz Döring, Der Weiberschreck. Die beiden Wolges. Illustr. v. Jos. Loukota. 2 M.

—„— **Die Wette.** Illustriert von Ed. Cucuel. 12.—14. Tsd. 1 Mark.

Paul Heyse, Der Schutzengel. Illustriert von C. Münch. 20. Tausend. 1 Mark.

Hans von Kahlenberg (Helene v. Monbart), **Die Schweizer Reise.** Eine lustige und empfindsame Sommergeschichte. Illustriert von Ed. Cucuel. 8. Tausend. 3 Mark.

Hans Olden, Tannhäuser. Illustr. von E. Heilemann. 16. Tausend. 1 Mark.

Anna Ritter, Margherita. Illustriert von Rich. Mahn. 13. Tausend. 1 Mark.

Rudolph Stratz, Das weiße Lamm. Illustr. von F. Doubek. 6. Tausend. 3 Mark.

—„— **Die armen Reichen.** Illustr. von Oskar Bluhm. 8. Tsd. 3 Mark.

—„— **Du und ich.** Die Geschichte eines armen Offiziers. Illustriert von F. von Reznicek. 18. Tausend. 2 Mark.

—„— **Der Stern von Angora.** Illustr. von Paul Hey. 12. Tsd. 1 Mark.

—„— **Samum.** Illustriert von Chr. Speyer. 15. Tausend. 1 Mark.

—„— **Vorbei.** Eine Geschichte aus Heidelberg. Illustr. von C. Münch. 10. Tausend. 1 Mark.

—„— **Die Hand der Fatme.** Mit 32 Illustrationen. 10. Tsd. 2 Mark.

—„— **Wundes Wild.** 4 Erzählungen mit Illustrationen. 10. Tsd. 2 Mark.

Adolf Wilbrandt, Der Rosengarten. Illustriert von Paul Rieth. 10. Tausend. 1 Mark.

Sämtliche einfachen Bände sind auch elegant gebunden zum Preise von je 2 Mark (Doppelbände 3 Mark, dreifache Bände 4 Mark) erhältlich.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Novellette „Der Irrenarzt" von Lenore Pany. (S. 88)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Elfter Band

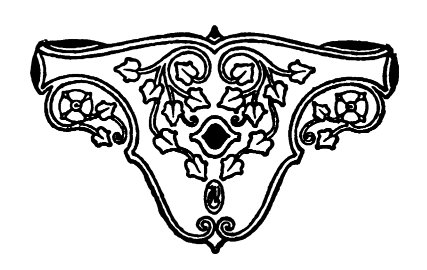
MDCCCXC

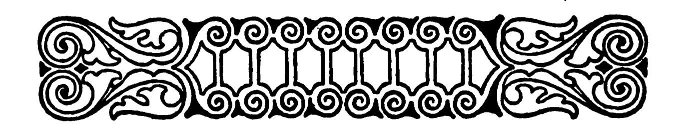
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.



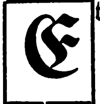


Stiefkinder.

Roman von Henriette v. Meerheimb.

(Fortsetzung.) ▽ (Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.



twas früher, wie anfänglich beabsichtigt, traf das Ehepaar Brand wieder in Machow ein. Frau Elisabeth war von ihrer Hochzeitsreise nicht völlig befriedigt. Das ewige Umherziehen von einer Sehenswürdigkeit zur anderen ermüdete sie, die seit Jahren an ein völliges Stillleben gewöhnt war, sehr rasch. Das grelle elektrische Licht blendete ihre Augen. Die modernen Lustspiele, deren Witze sie selten verstand, langweilten sie; Varieté und Zirkus widerten sie geradezu an. Berlin in Sommerhitze schien wirklich kein geeigneter Aufenthalt für sie zu sein.

Aber Brand war wie ein nach Vergnügen völlig Verhungerter. An keinem Schaufenster konnte er vorbeigehen, ohne stillzustehen. Jedes Restaurant, jedes Theater wollte er besuchen. Seine Frau genierte sich oft nicht wenig, wenn er so laut auf der Straße sprach und in allen Lokalen höchst ungenierte Äußerungen machte.

Sie bemerkte aber bald, daß er eine leise Mahnung oder gar einen Tadel nur schlecht vertrug, und sagte lieber nichts. Geduldig ließ sie sich überall mitschleppen,

obgleich sie sich jeden Tag angegriffener fühlte. Überdies reisten sie aus Sparsamkeitsgründen ohne Jungfer.

Mit täglich steigender Sehnsucht dachte Elisabeth an Machow mit seinen kühlen, behaglichen Zimmern und seiner geschulten Bedienung. Brand hatte zwar Berlin noch lange nicht genug genossen, aber er erklärte sich schließlich denn doch mit der verfrühten Abreise einverstanden, als er merkte, daß seine Frau wirklich allzusehr unter der Hitze, dem Staub und Lärm der großen Stadt litt.

So fuhren sie denn eines Morgens ab, und Elisabeth freute sich wie ein Kind auf die Heimkehr. Sie hoffte bestimmt, Irene würde sie empfangen und Lotta wenigstens ein freundliches Gesicht machen. Sie war daher sogleich bitter enttäuscht, als nur Jungfer und Diener ihnen entgegeneilten. Auf ihre Frage nach Fräulein Lotta hieß es, das gnädige Fräulein sei spazieren gegangen. Um ihren Mann nicht sogleich wieder gegen seine Stieftochter aufzubringen, unterdrückte sie jede Klage und schlug möglichst heiter vor, schnell einmal durch alle Zimmer zu gehen und Irenes Änderungen zu begutachten. Dabei erfuhren sie aber unglücklicherweise sofort die Vernichtung des Schreibtisches durch Lotta und die Beihilfe des alten Christian.

Brand wurde dunkelrot vor Zorn. „Also so schön Holz spalten kann der alte Kerl! Das werde ich mir merken. Von morgen an geht er dem Stellmacher zur Hand. Die Faulenzerei hat ein Ende!“

„Aber Roderich, der alte Mann!“ wandte Elisabeth ein.

Er zuckte gleichgültig die Achseln. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Das ist mein Prinzip. Die Herumlungerei hier schaffe ich ab. Verlaß dich drauf.“

Noch im bestaubten Reiseanzug ging er sofort auf den Hof hinaus, um in Ställen und Scheunen nach dem Rechten zu sehen, mit dem neuen Inspektor und dem Volontär Rücksprache zu nehmen.

Seine befehlende Stimme schallte laut zu Frau Elisabeth herauf, als die sich in ihrem Schlafzimmer von ihrer Jungfer das Haar bürsten und alle Ereignisse, die inzwischen in Machow vorgefallen waren, erzählen ließ.

Endlich erschien Lotta. Das junge Mädchen zeigte ein gleichmütiges Gesicht und äußere Gelassenheit, die sie sich mühsam abquälte. „Nun, wie geht's, Mama?" fragte sie und beugte sich über den Stuhl ihrer Mutter, deren wunderschönes Blondhaar lang über die Lehne des Stuhles hing. „Du siehst recht angegriffen aus."

„Das bin ich auch. Die Reise war entsetzlich heiß, Berlin der reine Bratofen. — Sie können gehen, Julie, Fräulein Lotta bleibt bei mir."

„Soll ich dir Wein oder Tee besorgen, Mama?"

„Nein — nichts. Laß mich so im Frisiermantel sitzen. Da ruhe ich mich am besten aus. — Nein, war das schrecklich, immer in Stiefeln und festen Kleidern in den sonnendurchglühten, staubigen Straßen herumzulaufen! Sonst genoß ich die Reise natürlich sehr. Ich habe dir auch was mitgebracht, Lotta."

„Sehr lieb von dir, an mich zu denken, Mama."

„Du fragst ja gar nicht, was es ist?"

„Was du aussuchst, wird mir gewiß gefallen."

„Schließ den kleinen Koffer auf. Das Paket liegt oben im Einsatz."

Lotta kniete vor dem Koffer nieder und entnahm ihm einen verschnürten Gegenstand. „Ah — eine Standuhr. Wie reizend!"

„Ja, eine kleine Rokokostanduhr. Du hast ja solche Passion für Uhren, Lotta."

„Die Uhr ist aber viel zu kostbar für mich."

„Die Rechnung bei Gerson, die ich für Irene bezahlen mußte, kostete zwanzigmal so viel. — Übrigens, Julie erzählte mir, während Irene hier einräumte, sei Ramin ein paarmal hier gewesen und habe sie besucht. Das finde ich recht unpassend."

„Ich auch, Mama. Könntest du deswegen nicht mit Irene reden?"

„Danke schön. Ich bin froh, wenn ich mit der wenigstens in Frieden lebe. Laß doch Grote die Augen selber aufmachen." Sie lehnte ermattet den Kopf zurück. „Ach, ich bin der Streitereien so müde! Lotta, warum mußtest du das nun wieder tun?"

„Was denn?"

„Den Schreibtisch zerstören. Mein Mann ist nun sofort wieder gegen dich erbittert, und der alte Christian soll von jetzt an dem Stellmacher beim Holzschlagen helfen."

„Eine sehr unedle Rache an dem alten Diener, der so treu an seinem verstorbenen Herrn hängt."

„Du beschuldigst natürlich mich und meinen Mann der Herzlosigkeit, weil wir die Möbel deines verstorbenen Vaters benützen wollen," fuhr Elisabeth Brand, ohne den entrüsteten Ausruf der Tochter zu beachten, fort. „Aber bedenke doch, daß nur der Leichtsinn deiner Geschwister uns dazu zwingt. Ich hätte viel lieber alles neu hergerichtet, statt beständig für Jobst und Irene Rechnungen zu bezahlen."

„Sprechen wir nicht mehr darüber, Mama. Ich will gern versuchen, mit deinem Mann in Frieden zu leben."

„Das ist recht, Kind." —

Lotta hatte wirklich die besten Vorsätze gefaßt, aber

Brand machte ihr die Ausführung gleich am ersten Abend zur Unmöglichkeit. Sein brüsker Ton mit den Dienstboten, seine ungenierte Zärtlichkeit gegen seine Frau trieben Lotta unaufhörlich die Röte des Zorns ins Gesicht. Daß die Mutter ihm den Platz am obersten Ende der Tafel als Hausherrn einräumte, empörte Lotta gleichfalls, und daß Brand sie mit „Du“ und beim Vornamen nannte, fand sie unerhört dreist und taktlos. Sie selbst vermied jede direkte Anrede und nannte ihn weiter „Sie“ trotz der vorwurfsvollen Blicke der Mutter. Sobald sie konnte, ging sie hinauf in ihr Zimmer.

Die Mutter hielt sie nicht zurück, und Brands erleichtertes Aufatmen war deutlich hörbar.

Im Grunde konnte man ihm das nicht verdenken. Denn wenn es für Lotta qualvoll war, ihn den Platz des heißgeliebten Vaters einnehmen zu sehen, so war es für Brand auch fast unerträglich, sich beständig kritisiert und abfällig beurteilt zu wissen. Wenn Lotta auch nichts sagte, so redeten doch ihre zornig blitzenden Augen, ihr verächtliches Mienenspiel eine allzu deutliche Sprache.

Die Heranziehung des alten Dieners zu der Stellmacherarbeit reizte täglich aufs neue die Entrüstung des jungen Mädchens. Der alte Mann beklagte sich natürlich bitter über diese Zumutung, die ihm, dem Kammerdiener des seligen Herrn, gegen die Ehre ging. Aber alle Klagen halfen nichts, er mußte wirklich Holz sägen und hobeln, denn Frau Elisabeth schlug es ihrer Tochter rund ab, ein gutes Wort für den Alten einzulegen.

„Mein Mann ist jetzt Herr in Machow. Ich darf ihm nicht dazwischenreden. Er hat es ohnehin schwer genug, sich Autorität zu verschaffen,“ meinte sie.

Das war allerdings richtig. Die Leute sahen in Brand immer noch den ehemaligen Administrator und betrugen sich oft nichts weniger wie ehrerbietig gegen ihn. Es hätte viel Takt und Geduld seinerseits erfordert, um das mit der Zeit auszugleichen. Aber diese beiden Eigenschaften besaß Brand keineswegs. Wer ihm widersprach, wurde sofort entlassen. So kam es, daß bereits nach wenigen Wochen von dem alten Stamm der Leute nur noch wenige da waren.

Die neuen Knechte und Mägde wurden von den zurückgebliebenen alten Leuten natürlich bald aufgehetzt. Mürrisch und verdrossen waren alle.

Wie schön war in früheren Jahren immer die Erntezeit verlaufen! Lotta war oft mit hinaus aufs Feld gefahren, wo die Arbeit unter Singen und Lachen vor sich ging. Jetzt arbeiteten die Leute stumpf und unlustig. Zwischen dem Schwirren der Sensen erscholl nur selten ein lustiges Wort. Rastete einmal eine der Frauen, die die Garben banden, so geschah es nur, um sich den tropfenden Schweiß von der heißen Stirn zu wischen. Hinter den Arbeiterinnen her schritt als Aufseher der junge Volontär, der den hart arbeitenden Frauen nur ab und zu im groben Ton einen Befehl zuschrie und jeder Anordnung durch ein tieferes Einstoßen seines Knotenstocks in den weichen Boden besonderen Nachdruck verlieh.

Das erregte Lotta stets einen widerlichen Eindruck. Wie eine Kolonne Sträflinge kamen ihr die Leute vor. Wie heiß sie alle waren, müde und abgearbeitet, vom frühesten Morgen an der Hitze der sengenden Sonne ausgesetzt, ohne eine andere Erholung als die kurze Mittagspause! Niemand dachte daran, ihnen eine Erfrischung herauszubringen. Zu Lebzeiten ihres Vaters waren immer Bierfässer und große Kannen

Milchkaffee hinausgefahren worden. Aber als sie Brand daran erinnerte, lachte der sie einfach aus.

„Roher Leuteschinder!“ flüsterte Lotta mit haßerfülltem Blick, wenn sie Brand abends von seinem schweißtriefenden, abgehetzten Pferde steigen sah. Daß er sich selbst ebensowenig schonte wie seine Untergebenen, kam ihr kaum zum Bewußtsein.

Stumm ließ sie alle Lobeserhebungen der Mutter, die Brands Fleiß und Umsicht nicht genug rühmen konnte, über sich ergehen. Nur einmal, als Frau Elisabeth den Undank der Kinder gegen den Stiefvater tadelte, der sich doch in ihrem Interesse so abplage, riß ihr die Geduld.

„Für uns soll er sich abmühen, Mama?“ rief sie. „Das glaubst du doch wohl selber nicht. Jobst und Irene hat er seit deiner Heirat die Zulage beschnitten, und mein bißchen Taschengeld wäre vielleicht auch noch aufzubringen, ohne daß die Leute in Machow halb zu Tode geschunden werden.“

Elisabeth Brand schwieg darauf, wagte aber auch ihrem Mann gegenüber keinen Einspruch zu erheben. Um den Ausfall einigermaßen zu ersetzen, sandte sie Grotes wöchentlich große Lebensmittelpakete und an Jobst fast ihr ganzes Toilettengeld. Das vermerkte aber Brand bald sehr übel. Seine Frau sollte elegant und nach der neuesten Mode gekleidet gehen, und die Lebensmittelsendungen hörten bald von selbst auf, denn er verlangte fortan genaue Abrechnung von der Mamsell, die Buch über jedes Ei, jedes Pfund Butter führen mußte.

Lotta blutete das Herz, wenn sie ihre Mutter mit verweinten Augen, hochrot vor Aufregung, aus Brands Zimmer herauskommen sah.

Das Zusammenleben blieb so unharmonisch und unerquicklich wie nur möglich. Auch die Geselligkeit

bot statt Zerstreuung meist nur Anlaß zu neuen Verstimmungen.

Brand kam nach jedem Besuch in der Nachbarschaft verärgert nach Hause. Mit den älteren Herren verband ihn zu wenig. Wissenschaftlich gebildet war er nicht. Für Politik besaß er kein Interesse. Mit den Damen wußte er natürlich erst recht nichts anzufangen. Statt den Fehler in sich selbst zu suchen, behauptete er aber stets, sie behandelten ihn schlecht, seien unerträglich hochnasig und eingebildet. Seinetwegen könne die vornehme Nachbarschaft bleiben, wo der Pfeffer wüchse.

Die Folge davon war, daß er bei einigen Pächtern der Umgegend Besuch machte. In diesen Kreisen fühlte aber Frau Elisabeth sich sehr unbehaglich. Auch meinte sie Lottas wegen den Verkehr mit ihren alten Bekannten nicht aufgeben zu können.

Sie versuchte daher, Brand aus der Zeitung politische Leitartikel und Abhandlungen vorzulesen, um ihn etwas über die Tagesfragen zu orientieren, aber er durchschaute ihre wohlgemeinte Absicht und lachte sie aus.

„Gib's auf, mich zu bilden," spottete er. „Ich hab' dir doch bisher ganz gut gefallen. Und was deine Freundschaft und vornehme Sippe über mich orakelt, ist mir ganz egal."

Elisabeth erzwang ein Lächeln, aber wohl war ihr nicht zumute. So eingenommen sie auch von ihrem Mann blieb, mußte sie doch oft denken, daß ein wenig mehr äußerer Schliff ihm nicht schaden könnte. Aber Brand war eben ein Original, an dem sich nichts ändern ließ, und das man nehmen mußte, wie es sich gab.

Wenn nur Lotta das auch gekonnt hätte! Aber die verurteilte jeden kleinen gesellschaftlichen Verstoß unnachsichtlich, auch wenn sie keine Silbe sagte. Manch-

mal kam es Elisabeth Brand so vor, als ob sie ihren Mann plötzlich ganz verändert und entstellt vor sich sähe, so wie er Lotta erschien: grob, plump, brutal. Sie sah ihn dann wie im Spiegel von Lottas ironischen Augen und litt unsäglich darunter.

Auch nach Dammin wurde nur selten gefahren. Grote hatte zwar nichts darüber gesagt, aber er empfand die Schmälerung der Zulage doch als eine große Ungerechtigkeit. Sein Benehmen wurde immer frostiger und unnahbarer. Irene ging über den Geldpunkt leicht hinweg. Was sie nicht bezahlen konnte, nahm sie einfach auf Rechnung. Darin dachte sie gerade so wie ihr Bruder Jobst. Sie war überhaupt seit einiger Zeit sehr zerfahren, mit ihren Gedanken immer anderswo, so daß nichts Vernünftiges mit ihr anzufangen war.

Elisabeth Brand litt unter der wachsenden Entfremdung ihrer Kinder. Sie erklärte sich daher gern einverstanden, als Brand eines Abends vorschlug, sie wollten zu dem Offiziersrennen nach Dammin fahren und dabei auch Grotes besuchen.

Von diesem Rennen, zu dem nicht nur die ganze Nachbarschaft, sondern auch viele Offiziere anderer Garnisonen zu kommen pflegten, war seit Wochen die Rede.

Die Frauen der Gutsbesitzer hatten einen Damenpreis, ein prachtvolles silbernes Teeservice, gestiftet, und jeder und jede war gespannt, wer es erringen würde. Vermutlich Bodo v. Ramin, der beste Reiter des Damminer Regiments.

Lotta zeigte keine große Lust, Mutter und Stiefvater zu begleiten. Eikstedt hatte längst seine Stellung in Werneburg, Jobst sein Kommando in Hannover angetreten. Die anderen Offiziere interessierten sie wenig. Aber die Mutter bestand so dringend auf ihrem

Mitfahren, daß sie um des lieben Friedens willen nachgab. Auch befürchtete sie, man könne ihr Fernbleiben mit Eikstedts Abkommandierung in Verbindung bringen.

Nach dem Rennen sollte im Offizierkasino gespeist und dann getanzt werden. Grund genug, um alle Schneiderinnen der Umgegend in Bewegung und Nahrung zu setzen.

Brand, der mit seiner schönen Frau gar zu gern prahlte, ordnete gleichfalls die Bestellung einer ganz neuen Toilette, und zwar nach seinem Geschmack, an. Lotta redete nicht dagegen, aber sie fand die hartrosa, mit Spitzen überladene Seidenrobe wenig vorteilhaft und passend für ihre Mutter, die in dieser gesucht jugendlichen Toilette zu stark und nicht mehr ganz frisch aussah. Wie eine aufgeputzte Pächtersfrau erschien sie Lotta. Aber Brand erklärte sich hochbefriedigt. Ungeniert drückte er ein paar schallende Küsse auf die weiße, volle Schulter seiner Frau, die zwischen den rosa Kreppprüschen hervorsah.

„Aber wie siehst denn du aus!“ fuhr er dann seine Stieftochter an. „Geht man etwa so auf einen Ball?“

Lotta sah gleichmütig an ihrem schlichten Batistkleid herunter. „Auf einen Rennball schon,“ entgegnete sie gelassen, indem sie ihre langen Handschuhe überstreifte. „Auf dem Rennplatz ist's immer staubig. Den fege ich nicht gern mit einem seidenen Schleppkleid ab.“

Ihre Antwort gefiel Frau Elisabeth. „Ich glaube beinahe, Lotta hat recht. Meine Toilette kommt mir nicht recht passend vor,“ meinte sie unsicher.

„Dummes Zeug! Laß dir doch von dem Mädel nichts in den Kopf setzen!“ antwortete Brand. „Du wirst die Schönste von allen sein. Neben dir guckt man

niemand an — weder die Lotta in ihrem Sommerfähnchen noch die Irene mit ihrem blassen Gesicht und ihren verrückten Röcken."

„Bitte, Roderich, rede doch so etwas nicht," widersprach Elisabeth verlegen, indem sie Lottas Miene ängstlich beobachtete.

„Diesmal kann ich deinem Mann nur recht geben," entgegnete das junge Mädchen mit kaltem Spott. „Ich glaube auch, daß du Aufsehen machen wirst."

Elisabeth Brand war dem Weinen nahe. Sie fürchtete selbst, sich vor der Nachbarschaft zu blamieren und ihr lächerlich zu erscheinen. Brand konnte wirklich nicht wissen, welche Toilette bei solchen Gelegenheiten in ihren Kreisen üblich war. Am liebsten hätte sie das leuchtend rosarote Seidenkleid abgestreift und ein ganz einfaches dafür angezogen.

Aber sie wagte es doch nicht. Gehorsam bestieg sie in ihrer prachtvollen Toilette den vorgefahrenen Wagen. Ihre raschelnden Volants und Falbeln blähten sich weit über Lottas glattes Musselinkleid.

Brand, der den Damen gegenübersaß, strahlte. Alle Augenblicke legte er seine Hand auf den Schoß seiner Frau oder streichelte sie. Als er dabei Lottas finster auf sich gerichtetem Blick begegnete, stieg eine jähe Röte in sein Gesicht. „Guck zum Fenster hinaus, wenn's dich geniert, daß mir deine Mutter gefällt," rief er halb lachend, halb ärgerlich.

Lotta sprang auf und zog an der Schnur, deren Ende am Rockknopf des Kutschers befestigt war, stieß, sowie der Wagen hielt, den Schlag auf und sprang hinaus. Mit leichtem Schwung saß sie neben dem Kutscher auf dem Bock. Die Pferde zogen sofort wieder scharf an.

Brand war zunächst starr. Dann lachte er laut auf,



indem er sich auf den Rücksitz neben seine Frau warf. „Um so besser! Jetzt kann ich doch meine Beine behaglich ausstrecken.“

„Wir können doch unmöglich so in Dammin einfahren mit Lotta auf dem Bock!“ rief Elisabeth außer sich. „Was sollen denn die Leute denken!“ Sie bog sich aus dem Fenster. „Lotta, komm sofort wieder herein in den Wagen!“

Das junge Mädchen schüttelte nur ablehnend den Kopf und blieb sitzen.

Brand zog seine Frau neben sich auf den Sitz nieder. „Laß doch die alberne Gans, wenn sie's nicht besser haben will!“ sagte er grob.

Elisabeth biß sich auf die Lippen. Mit von Tränen verdunkelten Blicken sah sie auf die fahlgelben, abgeernteten Stoppelfelder, an denen sie im raschen Trabe vorüberfuhren. Das Vergnügen des Tages war ihr gründlich zerstört.

„Du heulst wohl gar?“ fragte Brand, dem ihr Schweigen, ihre abgewandte Haltung auffiel. „Das wird ja immer hübscher. Die Leute müssen wirklich glauben, ich bin ein Wüterich, wenn wir so ankommen — du verheult, die Lotta auf dem Bock sitzend wie ein Dienstmädel.“

„Nein, nein, ich weine ja gar nicht!“ Elisabeth trocknete rasch ihre Augen. „Es ist albern, aber manchmal tut mir Lottas Benehmen zu weh.“

Er legte rasch versöhnt den Arm um sie und zog sie fest an sich. „Schaff das Mädel aus dem Haus, eher gibt's keine Ruh!“ flüsterte er ihr ins Ohr. „Sollst sehen, wie glücklich wir dann sein werden — wir zwei allein!“

Sie sagte weder ja noch nein, sondern lehnte sich stumm in seinen Arm zurück und schloß die Augen.

Zehntes Kapitel.

„Trinken darfst du nichts!“ Rohr schenkte sich selber ein großes Glas Bier ein. „Aber essen solltest du etwas, Bodo. Vor allen Dingen reg dich nicht auf vorm Reiten.“

„Du tust wirklich, als ob ich heute mein erstes Rennen ritte,“ wehrte Ramin lächelnd ab. Er zog aber den Teller zu sich heran und zwang sich zu ein paar Bissen. „Bist du nun zufrieden?“ fragte er dann den Freund.

Rohr nickte. „Du mußt heute unbedingt den Damenpreis erobern. Der beste Reiter bist du ja, freilich das Pferd —“

„Sag nichts über die ‚Hexe‘! Manchmal springt sie ja bummelig und schlägt leicht an — da heißt's eben aufpassen.“

„Das tu nur. Leider aber hast du seit einiger Zeit alles andere eher im Sinn als Dienst und Reiten.“

Ramin stützte den Kopf in die Hand. Er trug schon den Rennanzug — Waffenrock mit Achselstücken, hohe Stiefel und die weiche Mütze. Vor ihm auf dem Tisch lag eine schwere Peitsche mit goldenem Knopf. „Reg dich nicht auf! Das ist leicht gesagt. Mein ganzes Leben ist nur noch eine einzige Aufregung.“

Er brach ab und faßte unwillkürlich nach der Brust. Unter der Uniform knisterte eines der dünnen Briefchen von Irene, das der kleine Bäckerjunge heute, wie schon so oft, gebracht hatte. Besonderes stand nicht darin: ein paar Liebesworte, eine Verabredung zu einem Wiedersehen. Er empfand stets eine wahre Angst beim Empfang dieser Briefe, deren Inhalt er

auswendig wußte. Ein dumpfer Druck lähmte sein Gehirn. Seine ganze Seele erfüllte oft ein Lebensüberdruß bis zur Verzweiflung. Trotzdem konnte er sich nicht aufraffen, die Beziehungen zu Irene abzubrechen, obgleich ihn diese fast vom ersten Augenblick an mit mehr Qual wie Glück erfüllt hatten. Er haßte und verachtete sich selbst bei den heimlichen Zusammenkünften, den gestohlenen Küssen und Liebesworten, die seinen eigenen Ohren falsch und erlogen vorkamen. Warum brachte er nur nicht den Mut auf, ihr das offen einzugestehen und ein Band zu lösen, das er wie eine drückende Kette hinter sich her schleppte? Warum? Weil er an jenem schwülen Sommerabend, als die blonde Frau zum ersten Male in seinen Armen lag, ihr sein Wort verpfändet hatte, sie zu heiraten, sobald sie frei sein würde. Daß sie gar keine Anstalten traf, ihre Ehe zu lösen und ihn eigentlich am Narrenseil herumführte, kam ihm oft blitzähnlich zur Erkenntnis, und er beschloß, ihr beim nächsten Zusammensein einen letzten Termin zu stellen. Sah er sie dann aber vor sich in ihrer zarten Grazie, hörte er ihre Klagen über ihre liebeleere Ehe, die sie doch der Kinder wegen nicht so rasch lösen könne, dann wurde er wieder schwach und versprach ihr, geduldig zu warten. Im Grunde fühlte er weder Achtung noch wahre Liebe für die Frau, die ihren Mann täglich hinterging. Auch er selbst ertappte sie oft auf kleinen Lügen, die ihr gar nicht mehr zum Bewußtsein kamen, weil ihr das Versteck- und Intrigenspiel bereits zur zweiten Natur geworden war.

Oft bezweifelte er sogar ihre Liebe für ihre Kinder. Die schützte sie wahrscheinlich nur vor, um seinem Drängen, ihre Scheidung einzuleiten, auszuweichen. Aber zu dieser Scheidung redete er selbst nur aus einem

verkehrten Ehr- und Pflichtgefühl heraus zu. Denn den Wunsch, Irene als Frau zu besitzen, hatte er im Grunde nie gehabt.

Traurige, ja verzweifelte Gefühle überkamen ihn immer bei diesen Gedanken. Wie sollte sich dies alles noch einmal lösen? Am liebsten hätte er schon manchmal seinem Leben ein Ende gemacht. Nur der Gedanke an seine Mutter, deren einziges Kind er war, hielt ihn von diesem fürchterlichen Entschluß ab.

Die Kameraden, von deren Verkehr er sich — Rohr ausgenommen, der sich nicht abschrecken ließ — immer mehr zurückgezogen hatte, schüttelten die Köpfe über ihn. Mancher wagte eine leise Andeutung, die Ramin aber so schroff zurückwies, daß keiner offen zu sprechen wagte.

Dem Regimentskommandeur war die ganze Sache sehr peinlich. Durch eine Versetzung Ramins hätte er leicht allem ein Ende machen können, aber er wollte sich nicht gern seines besten Reiters berauben, und da Grotes Einberufung in den Generalstab täglich näher rückte, hoffte er bis zu diesem Zeitpunkt alles ohne Skandal hinziehen zu können.

Die Geschichte war allen fatal. Aber das Thema blieb doch zu interessant. Irene gab sich überdies nicht die geringste Mühe, die Rederei verstummen zu machen. Im Gegenteil. Wie Schlafwandelnde gingen Ramin und sie am Abgrund dahin, und jeder ihrer Bekannten scheute sich, das Wort auszusprechen, das sie aufwecken, aber gleichzeitig die Katastrophe heraufbeschwören und wahrscheinlich den Sturz mehrerer Existenzen nach sich ziehen würde.

Da Ramin, immer noch in seine unangenehmen Gedanken vertieft, finster vor sich hin grübelte, statt sein Frühstück zu verzehren, stand Rohr endlich auf. „Lege

dich noch eine Stunde hin!“ bat er. „Du hast dich zu sehr angestrengt in letzter Zeit. Du klappst am Ende beim Reiten zusammen und hast unzählige Wetten auf dem Gewissen.“

Ramin legte sich, und Rohr wollte eben hinausgehen, als der Bursche hereinkam.

„Eine Dame ist draußen und möchte den Herrn Leutnant sprechen,“ meldete er.

Ramin sprang auf. Alle Farbe wich aus seinem Gesicht. „Welch ein Wahnsinn! — Rohr, geh — geh sofort. Du mußt aber nicht glauben, daß —“

Er schien völlig den Kopf verloren zu haben und lief zwecklos bald hier-, bald dorthin. Sein Gesicht sah ganz fahl aus. In den dunklen Augen blitzte der böse Blick eines schwergereizten Menschen auf, der an der Grenze seiner Selbstbeherrschung angekommen ist.

„Es ist eine ganz alte Dame, Herr Leutnant,“ sagte der Dragoner, indem er mit lautem Geklapper die Teller zusammensetzte, „dem Herrn Leutnant seine Mutter.“

„Meine Mutter!“ Ramin blieb immer noch fassungslos. Staunen, Erleichterung und doch auch wieder Unbehagen lagen in seinem Gesichtsausdruck. „Meine Mutter —“

„Jawohl, deine Mutter, du dummer Junge!“ Eine zarte alte Dame mit weißem Haar und lebhaften schwarzen Augen stand in der Öffnung der Tür, die der Dragoner hinter sich offen gelassen hatte. Halb lachend, halb gerührt streckte sie beide Arme ihrem Sohn entgegen. „Bodo, freust du dich denn gar nicht, dein altes Mütterchen wiederzusehen?“

„Mutter, wo kommst du nur so unerwartet her und gerade heute?“

„Er freut sich gar nicht!“ sagte die alte Dame sicht-

lich enttäuscht. Sie sah bald den Sohn, dann wieder Rohr an, der in der Überraschung nicht hinausgegangen war, sondern mit etwas verlegenem Ausdruck daneben stand.

Jetzt tat ihm aber die bittere Enttäuschung der alten Dame so leid, daß er sich einmischte. „Gnädige Frau, Bodo muß in einer Stunde ein Rennen reiten, da ist jeder vorher etwas nervös," begütigte er.

„Sie sind sein Freund?" fragte Frau v. Ramin.

Rohr klappte die Sporen zusammen und verbeugte sich. „v. Rohr — und Bodos Freund." Das feingeschnittene, bräunliche Gesicht unter dem silberweißen Haar, die scharfgebogene Nase, die großen braunen Augen glichen dem des Sohnes Zug um Zug und waren ihm deshalb vom ersten Moment an lieb und vertraut.

„Der Freund meines Sohnes ist auch mein Freund," sagte die alte Dame herzlich. Sie hielt dem jungen Offizier eine auffallend kleine, schmale Hand hin.

Rohr rückte schnell einen bequemen Lehnstuhl zurecht und schob den Dragoner, der mit offenem Munde dastand und abzudecken vergaß, mit seinem Stoß Teller zur Tür hinaus. Er mußte die Honneurs machen, denn Bodo blieb ganz apathisch, von der Überraschung wie gelähmt.

Erst als Rohr endlich hinausging, um Mutter und Sohn allein zu lassen, kam etwas Leben und Bewegung in ihn.

Frau v. Ramin kramte in ihrem Handtäschchen. Ihr Mund zuckte. „Nein, daß du dich so wenig freuen würdest, Bodo!" klagte sie. „Und ich dachte mir das gerade so reizend, dich zu überraschen. Ich wußte sehr wohl, daß heute das Rennen ist, und will mir es ansehen. Ich habe dich noch nie reiten sehen."

„Natürlich, Mutter. Auf der Tribüne sind gewiß



noch Plätze frei. Rohr kann dich hinführen. Er reitet diesmal nicht mit."

„Darf ich so lange bei dir bleiben?"

Die schüchtern gestellte Frage ging dem jungen Offizier mitten durchs Herz. „Ob du bei mir bleiben darfst? Mutter, wie kannst du nur so fragen!" Er beugte sich über ihren Stuhl und streichelte ihr weißes Haar.

Sie zog den hübschen, dunklen Kopf zu sich herunter und küßte seine Augen, seinen Mund. „Mein Junge, mein einziger Junge, jetzt hast du wieder dein liebes Gesicht. Vorhin mit dem harten Zug um den Mund und den bösen Augen warst du mir ganz fremd. Daß du ärgerlich über dein altes Mütterchen werden könntest, hätte ich nie gedacht."

„Ärgerlich über dich, Mutter? Ich war ja so glücklich, daß du es warst, die hereinkam."

„Wirklich? Du siehst aber durchaus nicht glücklich aus, mein Junge."

Er senkte die Lider. Der liebevoll forschende Mutterblick beunruhigte ihn.

„Nun, du wirst bald wieder glücklich aussehen," fuhr Frau v. Ramin lebhaft fort. Jetzt strahlte ihr Gesicht. „Eigentlich wollte ich dir zuerst schreiben. Aber dann konnte ich es doch nicht lassen, dir selbst die frohe Botschaft zu bringen."

„Welche denn, Mutter?"

„Setz dich zu mir, Bodo. Lauf nicht so aufgeregt herum, oder soll ich lieber still sein? Herr v. Rohr meinte, du seiest nervös vorm Rennen."

„Ach, Mutter, so erschütternd wird wohl die Nachricht nicht sein." Ein müdes Lächeln glitt über sein zerquältes Gesicht. Wahrscheinlich hatte die Mutter ein paar hundert Mark in irgend einer Lotterie ge-

wonnen und wollte ihm die schenken, oder eine alte Tante hatte ihn mit einer Kleinigkeit im Testament bedacht.

„Du wirst dich wundern, Bodo!“ Sie faßte seine beiden Hände, in denen jeder Puls aufgeregt hämmerte. „Bodo, hast du wohl noch manchmal an Marie v. Rochlitz gedacht?“

Eine jähe Röte stieg bei dieser gänzlich unerwarteten Frage in sein Gesicht. „Ja — sehr oft, Mutter,“ antwortete er nach einer kleinen Weile gepreßt.

„Du hast sie noch lieb? Ebenso lieb wie früher?“

Er wandte den Kopf weg.

„Nun, vielleicht ist's indiskret von mir, diese Frage zu stellen. Die magst du lieber Marie selber beantworten,“ rief Frau v. Ramin glücklich. „Dein Verstummen sagt mir genug. Denke dir, welcher Glücksfall! Marie war doch Krankenpflegerin. Die letzten Jahre pflegte sie eine alte, reiche Dame mit Aufopferung. Zum Dank hat die ihr ein hübsches Vermögen hinterlassen. Marie ist nun ganz selbständig, vermögend, und ihr könnt euch heiraten! ... Nun, Bodo, warum sagst du denn gar nichts?“

Er stand wie versteinert. Plötzlich lachte er auf, schrill und schneidend.

„Bodo, um Gottes willen, lache nicht so! Kind, ich ängstige mich um dich. Was hast du nur?“

Er stand steif aufgerichtet neben ihrem Stuhl und sah mit leeren Blicken über sie fort. „Ich könnte also jetzt Marie heiraten? Sie hat mich noch lieb und ich ... Aber das geht doch nicht, Mutter — niemals!“

„Aber warum denn nur nicht, Bodo? Was steht denn noch zwischen euch, wenn ihr euch liebt und Geld genug habt?“

„Frage mich nicht, Mutter. Ich kann dir das nicht beantworten.“

„Aber ich muß es wissen, Kind. Marie ist ja auch hier. Das war meine letzte, schönste Überraschung für dich. Ich dachte, gleich heute nach dem Rennen solltet ihr euch verloben und —“

„Marie ist hier in Dammin?“

„Gewiß. Sie ist nicht mehr Krankenpflegerin. Was soll sie denn jetzt noch ihre Gesundheit aufs Spiel setzen! Sie liebt dich ja so sehr. Gleich kam sie zu mir mit der guten Nachricht. Ich sollte dir schreiben, dich aushorchen, wie du wohl dächtest. Aber schließlich kamen wir überein, wir wollten dich überraschen — und da sind wir. Marie ist im Gasthof geblieben. Ich soll sie dort zum Rennen abholen. — Bodo, nun sag mir um Gottes willen, was ist mit dir?“

„Mutter, wenn du mich liebst, wenn du einen Funken Mitleid mit mir hast, dann laß mich, frage mich nichts weiter. Ich kann dir doch nicht die Wahrheit eingestehen. Nur so viel mußt du wissen, ich will Marie nicht wieder gegenübertreten.“

„Weshalb denn nur nicht?“

„Weil ich mich in einer unseligen Stunde an eine andere gebunden habe. Wie ein Wahnsinniger trat ich mein Glück mit Füßen.“

„Bodo, wie soll ich das verstehen? Soeben sagtest du mir, du hättest Marie nicht vergessen, und dabei hast du eine andere lieb?“

„Nein, das habe ich nicht. Das ist ja eben das Furchtbare, Mutter. Liebte ich jene andere, das wäre ja eine Rechtfertigung, wenigstens eine Erklärung. Aber so ist alles aus — muß alles aus sein! ... Und nun laß mich, Mutter — ich will in den Stall, mich aufs Pferd setzen, das Rennen reiten und gewinnen. So viele junge Damen haben auf mich gewettet, die dürfen nicht enttäuscht werden.“

Er sprach abgebrochen, wirr, wie jemand, der von einem Schlage halb betäubt ist.

„Kind, in diesem Zustand kannst du unmöglich ein Rennen reiten!“ rief Frau v. Ramin entsetzt. „Du bist ja im Fieber und siehst aus wie der Tod.“

„Der Tod! Ja, Mutter, das wäre das beste, die einzige Lösung.“

„Bodo, willst du mich umbringen mit solchen entsetzlichen Reden?“

„Nein — nein, ängstige dich nicht, Mutter. Wer sterben möchte, der bricht sich sicher nicht das Genick.“

Die alte Dame war so bestürzt über ihres Sohnes verworrene Antworten, daß sie gar nicht wußte, was sie tun sollte. „Was soll ich ihr nur antworten, wenn sie fragt? Was — um Gottes willen? Das kann ja kein Mensch verstehen, was du da zusammenphantasierst, Bodo.“

„Ein junges Mädchen gewiß nicht,“ gab er mit bitterem Lachen zu. „Weder verstehen noch verzeihen. Darum dürfen wir uns eben nicht noch einmal gegenüberstehen. Sag ihr, ich hätte sie sehr liebgehabt und sie sehr hochgestellt, so hoch, daß ich nicht mehr wagen dürfte, um ihre Hand zu bitten. Mag sie mich für verrückt halten — alles besser, als daß sie die Wahrheit erfährt.“

„Bodo, du belügst mich. Du liebst die andere! Gestehe es ein. Es ist besser, Marie hört das von mir.“

„Nein, ich habe keine andere lieb!“ schrie er außer sich. „Foltere mich doch nicht. Aber trotzdem steht eine Frau zwischen mir und dem Mädchen, das ich liebe, eine Frau, der ich mein Wort gab, sie zu heiraten, sobald sie frei ist. — So, nun weißt du alles, Mutter. Sieh mich nicht so an. Verzeih mir — ich bin ein

Verzweifelter, und mit Verzweifelten soll man nicht rechten."

Ohne Abschiedswort ging er nach der Tür. Dort blieb er stehen und wandte den Kopf noch einmal zurück.

Seine Mutter saß im Stuhl zusammengesunken da und hielt die Hände vors Gesicht.

Mit einem Stöhnen, das einem dumpfen Schluchzen glich, ließ er die Türklinke wieder los. Im nächsten Augenblick lag er auf den Knien vor dem Stuhl und drückte den Kopf in den Schoß der Mutter.

Sie merkte an dem Zucken seines Körpers, daß er weinte, und saß ganz still. Nur beide Hände hatte sie auf seinen, in ihre Kleiderfalten versteckten Kopf gelegt. Einzelne abgerissene Sätze fielen von ihren Lippen, von denen er nichts verstand als die zärtlich gemurmelten Worte: „Mein Junge, mein lieber Bodo, weine nicht. Alles wird wieder gut. Du sollst sehen. Dein Mütterchen bringt's in Ordnung."

Ihm war zumute, als sei er wieder zu dem kleinen Jungen geworden, der einst bei der Mutter Schutz und Trost in seinen kleinen Nöten fand.

Unten auf der Straße klapperte Hufschlag laut auf dem Pflaster.

Bodo fuhr auf. „Adieu, Mutter, liebe Mutter!" Er drückte die Mütze fest in die Stirn und sah noch einmal lange in ihr Gesicht. Dann ging er mit raschen Schritten zur Tür, die er fest hinter sich schloß.

Ein paar Sekunden blieb die alte Frau wie erstarrt sitzen, dann stürzte sie mit einem lauten Schrei zum Fenster, dessen Gardine sie zurückriß.

Das Hufeklappern klang hell zu ihr herauf. Der Bursche führte eine dunkelbraune Vollblutstute vor dem Hause auf und ab. Das Pferd bog immer nach links

aus, senkte den Kopf, warf ihn dann wieder zurück und wieherte laut.

Eilige Tritte kamen sporenklirrend die Treppe herunter. Der junge Offizier sah nicht auf. Die Reitpeitsche hielt er unter dem Arm geklemmt. Der linke Fuß trat in den Bügel. Vorsichtig nahm er die Zügel auf. Vornübergebeugt, so daß er kaum mit seinem Gewicht den Sattel berührte, ritt er im Schritt die Straße hinab.

Elftes Kapitel.

Marie v. Rochlitz ging unruhig in dem kleinen Hotelzimmer auf und nieder. Mit Ungeduld erwartete sie Frau v. Ramins Rückkehr. Jetzt auf einmal kam ihr in der Einsamkeit dieser trübseligen Stube das Ungewöhnliche ihres Schrittes zum Bewußtsein. In ihrem ersten Freudenrausch über die unerwartete Erbschaft, die ihr den Weg zum Glück ebnen sollte, war sie zu Bodos Mutter geeilt. Die lebhafte alte Dame hatte nichts davon wissen wollen, daß ihr Sohn erst vorsichtig von ihr ausgehorcht und sondiert werden müsse, ob seine Gefühle für Marie, der er vor fünf Jahren seine Liebe gestanden hatte, noch unveränderte seien, denn sie behauptete fest, ihren Sohn genau zu kennen. Aus jedem seiner Briefe habe sie seine Liebe für das junge Mädchen herausgelesen.

Das glaubte Marie nur zu gern. Sie ließ sich bereden, mit nach Dammin zu fahren, um Bodo zu überraschen. Die heitere Zuversicht der alten Dame wirkte ansteckend und beseitigte alle Bedenken.

Aber in dieser Stunde peinlicher Erwartung stiegen Zweifel auf, und sie fing an, ihre Übereilung zu bereuen. Fünf lange Jahre hatten sie und Bodo sich nicht mehr

gesehen! War ihr Bild nicht vielleicht längst in seiner Erinnerung verschwommen und verblaßt?

Sie trat vor den Spiegel, dessen trübes Glas ihre Gestalt nur undeutlich wiedergab. Aber trotzdem ging ein Lächeln der Befriedigung über ihr Gesicht. Nein, sie hatte sich in den harten Arbeitsjahren, die hinter ihr lagen, nicht zu ihrem Nachteil verändert. Sie schob den großen schwarzen Hut weiter von der Stirn zurück. Die überfallende Spitze warf einen leichten Schatten über ihr rosiges Gesicht mit der schmalen, feingebogenen Nase, den großen grauen Augen. Das starke dunkelblonde Haar lag in einem tiefen Knoten im Nacken. An ihrer schlanken und doch vollen Gestalt fielen die weichen Falten ihres schwarzen Kreppkleides malerisch herab. Ein kleiner Ausschnitt ließ die zarten Linien des Halses sehen. In dem breiten Seidengürtel, der ihre schmale Taille umspannte, duftete ein Strauß dunkler Herbstveilchen. Wie ein süßes Frühlingserinnern schwebte der Duft durchs Zimmer.

Nicht ohne bestimmte Absicht hatte sie diesen Anzug gewählt, denn damals, in jener bittersüßen Abschiedsstunde, hatte sie auch ein schwarzes Kleid getragen und im Gürtel einen Veilchenstrauß, den er ihr geschenkt.

Die Alabasteruhr unter dem Glassturz, die zwei geschmacklosen Blumenvasen auf dem Kamin Gesellschaft leistete, schlug. Drei überhastete, hell nachschwingende Schläge klangen durch die Stille. Marie horchte auf. Schon so spät! In einer Stunde sollte das Rennen bereits anfangen. Wo blieb die alte Dame nur? Sie mußte doch wissen, mit welch fiebernder Unruhe sie erwartet wurde!

Das junge Mädchen ging aufgeregt hin und her. Immer vom Fenster bis zur Tür und wieder zurück. Mit leisem Surren glitt ihr langes Kleid über die glatt-

gebohnten Dielen. Dabei überhörte sie schließlich doch das Heraufkommen der Erwarteten und erschrak heftig, als diese plötzlich das Zimmer betrat.

Den ganzen Rückweg über hatte Frau v. Ramin überlegt, was sie eigentlich sagen sollte. Aber sie konnte zu keinem Entschluß kommen. Müde setzte sie sich auf den ersten besten Stuhl und hoffte, daß ihr irgend eine Eingebung die richtigen Worte auf die Zunge legen würde.

Marie lief zu ihr, faßte ihre Hand und sah mit angstvoller Frage in ihr Gesicht. „Tantchen, wie war's? Was sagte er?"

Frau v. Ramin band verlegen ihre Hutbänder auf und zu. „Ach, Kind, laß mich nur erst zu Atem kommen," meinte sie endlich. „Weißt du, ich traf keinen glücklichen Moment, so kurz vor dem Rennen. Zuerst blieb Bodos Regimentskamerad, ein Herr v. Rohr, bei ihm. Der wartet auch jetzt unten auf der Straße, weil er uns zum Rennplatz führen will. Und als ich endlich mit meinem Sohn allein sprechen konnte, war Bodo so aufgeregt, daß ich eigentlich nichts von ihm habe erfahren können."

Die zarte Röte auf Maries Wangen verblaßte. Das freudige Leuchten in ihren Augen erlosch. „Hast du ihm denn gesagt, daß ich auch hier bin, Tantchen?" fragte sie beklommen.

„Ja gewiß — in aller Eile. Es regte ihn furchtbar auf." Sie brachte es nicht fertig, die Wahrheit einzugestehen. Zärtlich streichelte sie die schmale Hand, die auf der Lehne ihres Stuhles lag. „Aber er hat dich noch lieb — ganz sicher."

„Sagte er das?"

„Gewiß. Er sagte: ‚Ich liebe sie und stelle sie so hoch — so hoch, daß ich nicht wage, ihr gegenüberzutreten.' Also —"

„Wie seltsam! Was kann er denn damit meinen?"

Frau v. Ramin seufzte. „Vielleicht ist's ihm drückend, daß du jetzt reich bist und er doch nur wenig zu bieten hat."

Wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, so haschte die Mutter nach dieser kaum glaubwürdigen Ausrede.

Marie lachte. Wenn sie lachte und sich dabei zwei Grübchen an ihrem weichen, blaßroten Munde zeigten, war sie entzückend. Die herbe, stolze Schönheit des jungen Gesichts wurde dann unwiderstehlich anziehend. „Ach, Tantchen!" Sie legte die Arme um die Schultern der alten Dame. „Ich habe ihn ja so unsagbar lieb."

„Und Bodo hat dich auch nicht vergessen. Aber ein Mann liebt anders wie ein junges Mädchen, und du mußt nicht enttäuscht sein, wenn — wenn sich vielleicht doch noch einige Hindernisse zwischen euch stellen sollten."

„Wenn er mich noch liebt, dann trennt uns nichts mehr," sagte Marie mit der ihr eigentümlichen, sanften Festigkeit.

Dieser reinen Hoheit und stolzen Zuversicht gegenüber brachte Frau v. Ramin es nicht fertig, Bodos verworrenes Geständnis, das sie selbst kaum begriff, zu erwähnen. Nicht mehr in dem Bannkreis seiner traurigen Augen und zerquälten Züge faßte sie die ganze Sache auf einmal leichter auf. Der arme Junge hatte wahrscheinlich ganz sonderbare Ehrbegriffe und hatte sich dadurch in ein Netz verstrickt, aus dem man ihn mit Geschick und Vorsicht schon wieder freimachen konnte. Nur mußte das alles Marie verschwiegen bleiben. Ohne Zeugen durften sie sich vorläufig nicht sehen.

„Komm, Kind!" sagte sie mit ganz erheitertem Gesicht, indem sie den Arm des jungen Mädchens nahm. „Wir wollen jetzt gehen. Der arme Rohr muß unten

ganz ungeduldig werden. Bodo reitet gleich im ersten Rennen. Das dürfen wir doch nicht versäumen."

Auf der Straße ging Rohr wartend auf und ab. „Donnerwetter, ist das ein Staatsmädel!" dachte er, als Frau v. Ramin ihn mit Marie bekannt machte. „Und die kommt her, nur um den Bodo reiten zu sehen! Der Bengel hat ein unverschämtes Glück — nicht zu glauben!" —

Auf dem Exerzierplatz, den sie bald erreicht hatten, war unter Hinzuziehung eines benachbarten Wiesengrundes die Bahn abgesteckt. Die schon vorhandenen Hindernisse waren durch zwei breite Gräben und zwei Hürden vervollständigt worden. Am Sattelplatz herrschte bereits ein reges Treiben. Einige Pferde erhielten ihre letzte Vorbereitung, um an den Start gehen zu können, andere wurden herumgeführt. Die Reiter gingen hin und her oder standen auf der Wage und ließen sich wiegen. Major v. Berger lief, das Rennprogramm in der Hand, geschäftig hin und her. Einer der Rittmeister instruierte die zur Aufrechterhaltung der Ordnung bestimmten Unteroffiziere und ritt dann auf die Landstraße, um die eingetroffenen Wagen nach der richtigen Stelle zu leiten.

Marie und Frau v. Ramin spähten nach Bodo aus. Aber sie konnten ihn nirgends entdecken.

„Er wird beim Satteln dabei sein. Bodo setzt sich auf keinen Sattel, dessen Gurten er nicht selbst nachgezogen hat," meinte Rohr. „Hier — bitte rechts, meine Damen, da geht's zur Tribüne."

Er ging voran, um den Damen Platz zu schaffen. Vor der Tribüne standen viele Offiziere und die Herren aus der Nachbarschaft, mit Operngläsern und Krimstechern bewaffnet, die sich eifrig über das kommende Rennen unterhielten.

Die Tribüne war bereits voll besetzt. Die bunten Toiletten der Damen leuchteten in dem hellen Herbstsonnenschein, der über dem ganzen Platz lag.

Frau v. Studnitz, die Frau des Regimentskommandeurs, der Rohr sogleich Frau v. Ramin und Fräulein v. Rochlitz vorstellte, begrüßte die Neuangekommenen sehr freundlich und machte sie auch sogleich mit den übrigen Damen des Regiments bekannt. Alle rückten etwas zusammen, so daß noch zwei Plätze in der Mitte der Tribüne frei wurden.

Irene saß mit Mutter und Schwester in derselben Reihe, Irene aufgeregt lustig, Frau Elisabeth in recht bedrückter Stimmung, und auch Lotta blieb sehr still. Ohne sonderliches Interesse beobachtete sie die herangaloppierenden Pferde, während Irene neugierig die so plötzlich in diesem geschlossenen Kreise auftauchenden Damen musterte.

„Die Mutter Ramins ist mir keine Fremde," eröffnete Irene liebenswürdig das Gespräch mit ihrer neuen Nachbarin.

Die alte Dame richtete ihre großen schwarzen Augen mit etwas kühler Frage auf das feine, blasse Gesichtchen unter dem großen, mit Mohnblumen überladenen Hut.

„Ihr Herr Sohn verkehrt sehr viel bei mir und meinem Mann," fuhr Irene schnell fort. „Ist das junge Mädchen eine Verwandte von Bodo?"

Frau v. Ramin zuckte unwillkürlich überrascht zusammen, als der Vorname ihres Sohnes so ungeniert von den Lippen der jungen Frau fiel. Sie wußte nicht weshalb, aber sie empfand eine gewisse Abneigung gegen diese elegante junge Frau. „Nein, Fräulein v. Rochlitz ist nicht mit uns verwandt, nur sehr innig befreundet. — Nicht wahr, Marie?"

Das junge Mädchen wandte das schöne Gesicht. Ein zärtliches Lächeln war ihre ganze Antwort.

Irene horchte auf. Eine schattenhafte Erinnerung durchzuckte sie. Hatte Bodo den Namen nicht genannt, als sie ihn fragte, ob er vor ihr schon eine Frau geliebt habe? Mit erhöhtem Interesse beobachtete sie das junge Mädchen. Aber Marie gab ihr den forschenden Blick nicht zurück. Sie saß ganz ruhig, die Hände leicht im Schoß verschlungen, und sah unverwandt auf einen Punkt, nach der weißen Fahne am Start, die sich nun bald senken mußte, um den dort herangaloppierenden Reitern das Zeichen zum Beginn des Rennens zu geben.

Schon von dreiviertel vier Uhr an hatte das der Tribüne gegenüber, jenseits des Auslaufs der Pferde, aufgestellte Trompeterkorps Märsche geblasen. Mit dem Schlage vier ertönte das Signal. Die Reiter stellten sich in eine Reihe, doch jedesmal kam ein Pferd zu weit nach vorn, und man mußte abermals aufstellen. Vier Offiziere des Damminer Dragonerregiments und drei Offiziere der Nachbargarnison stritten um den Damenpreis.

Der Tribüne zunächst stand die „Hexe", Ramins braune Vollblutstute. Als ob sie nicht wüßte, mit welchem Fuß sie zuerst antreten sollte, reckte die „Hexe" mit ihrem langen Hals die Zügel und ließ tänzelnd den Reiter auf ihrem Rücken wie auf Federn schaukeln. Bodo saß leicht vornübergebeugt auf dem knisternden Leder des Sattels. Von der Tribüne her konnte man sein schöngeschnittenes Profil deutlich sehen. Die Muskeln am Unterkiefer traten scharf hervor.

Plötzlich wandte er den Kopf. Sein Blick flog über die Tribüne und blieb wie magnetisch angezogen auf dem zarten, stolzen Mädchengesicht unter dem großen schwarzen Federhut hängen.

Marie hob grüßend den Veilchenstrauß. Er beugte sich im Sattel vor und hob die Peitsche, ehrfurchtsvoll, wie man eine Königin grüßt.

Der Ausdruck seines blassen, entschlossenen Gesichts blieb finster. Ein versteinerter Gram schien in den dunklen Augen zu liegen.

„Wie ernst und bleich er aussieht!“ hauchte Marie.

Frau v. Ramin faßte nach ihrer Hand. Eine unbestimmte, qualvolle Angst folterte sie. Am liebsten hätte sie sich weit über die Tribüne gebeugt und dem Sohn zugerufen: „Steige ab. Reite nur heute nicht!“ Aber angesichts der vielen fremden Menschen, all der Offiziere, die scharf beobachtend umherstanden, wagte sie es nicht. Sie behielt die Hand des jungen Mädchens in der ihren und drückte sie krampfhaft. Die Berührung der schlanken, kühlen Finger tat ihr wohl.

Die Fahne senkte sich, und eine Sekunde darauf begann der Ablauf.

Ein Dragoneroffizier auf einem langgestreckten schwarzen Wallach führte. Koppelrick und Graben waren rasch überwunden. Die Fahrt wurde immer stärker. Jetzt brauste „Hexe“ heran. Die Pferde lagen Gurt an Gurt.

Bodo wußte kaum, wie er vom Start weggekommen war. Erst als das Rennen schon begonnen hatte, kam er etwas zur Besinnung. Die Stute ging ihm stark in die Hand. Mechanisch, nur seinem reiterlichen Instinkt gehorchend, stellte er ihr den Kopf etwas seitwärts. Er sah aber weder auf den weißen Sand des unter ihm wegschießenden Bodens noch auf den sich durch den hervorbrechenden Schweiß dunkler färbenden Hals der Stute. Er sah nur ein rosiges Mädchengesicht mit ernsten grauen Augen, einen zärtlichen lächelnden roten Mund, einen kleinen Veilchenstrauß — Marie.

Ein scharfer Schmerz, sie verloren zu haben, zerriß sein Herz.

Der schwarze Wallach des Dragoners legte ein mächtiges Tempo vor. Die „Hexe“ folgte dicht auf. Die übrigen blieben immer weiter zurück. Auf diese zwei Favoriten konzentrierte sich das ganze Interesse der Zuschauer.

Aber Bodo wußte keine Instruktion mehr. Ihm war alles entfallen. Der Boden schoß in immer rasenderer Fahrt unter ihm weg. An dem Heben des Pferdes merkte er das Rick und den Tiefsprung des irischen Walls. Gesehen hatte er nichts. Weiter, immer weiter! Irenes ihm so wohlbekannter Mohnblumenhut auf dem hellen Haar leuchtete von der Tribüne herüber. Dicht neben ihr saß Marie. Welch seltsame Fügung, daß diese zwei Frauen, die sein Schicksal waren, heute ahnungslos nebeneinander saßen, das süße, stolze Mädchen, das er liebte, und die kokette Frau, die ihn auf Irrwege, bis dicht an den Rand des Abgrunds gelockt hatte!

Die Zügel rutschten ihm durch die Hand. Instinktiv griff er danach und zog sie wieder an. Den Martingal ließ er lose anstehen — alles aus Gewohnheit, nicht aus Überlegung.

Er ritt in dumpfer Betäubung, als habe er einen Schlag vor den Kopf erhalten.

Gewaltsam suchte er endlich seine Gedanken zu sammeln, sich zu besinnen. Seine Lage wurde ihm klar. Er ritt doch ein Rennen und mußte aufpassen, das war Selbsterhaltungstrieb. Aber gerade dieser Vorsatz zog ihn wieder ab, und er ertappte sich dabei, daß er sich abermals ablenken ließ.

Ununterbrochen weiter ging die rasende Jagd. Wieder hob sich die Stute. Das Koppelrick. Noch ein-

mal. Er fühlte dabei die eigentümlich streckende, rückenschwingende Bewegung des Weitsprungs über den Wassergraben.

Von der Tribüne her riefen viele Stimmen: „Bravo, Ramin! Ramin macht's!"

Dicht vor der Tribüne war er also schon, nahe am Ziel. Sollte er wirklich gleich vor jenes reine, stolze Mädchen hintreten und beschämt die Augen senken und verstummen müssen? Nein — niemals! Eine sinnlose Wut erfaßte ihn. Er hob die schwere Peitsche und ließ sie klatschend auf die Kruppe des nervösen Pferdes niedersausen. Wieder hob er die Peitsche. Zwischen die Ohren, über den Kopf — hageldicht zischten die Hiebe. Das war eine Stelle, an der die Stute besonders empfindlich war. Die heftigen, sinnlosen Schläge machten das aufgeregte, abgehetzte Pferd rasend. Blind und toll stürmte es los, an der Tribüne vorüber, durchs Ziel, ja weit darüber hinaus. Der Reiter hatte die Führung vollständig verloren. Plötzlich spürte er einen heftigen Ruck. Es war ihm, als flöge er nach vorn. Ein gewaltiger Stoß. Ihm vergingen die Sinne. Die Stute hatte das ihr entgegenstehende Hindernis, die Steinmauer, zu tief gesprungen und war mit den Vorderbeinen angerannt. Sie hatte das Übergewicht bekommen und, den Reiter aus dem Sattel schleudernd, sich überschlagen.

Ramin schlug mit dem Kopf schwer auf und blieb regungslos liegen.

Das Pferd raffte sich auf, schüttelte sich und galoppierte davon.

Der Reiter erhob sich nicht. Die Mütze war weit weggeflogen. Die Hand umklammerte noch die Peitsche. Die gebrochenen, halboffenen Augen starrten in die Sonne.

Zwölftes Kapitel.

Von der Tribüne aus hatte man genau alles gesehen, die hoch in der Luft sich überschlagende Nachhand des Pferdes, den schweren Sturz des Reiters. Aufgeregte Stimmen schwirrten durcheinander. Die Damen sprangen von ihren Sitzen in die Höhe.

Nur Frau v. Ramin war wie leblos gegen die Holzwand der Tribüne zurückgesunken. Irene hatte einen gellenden Schreckensschrei ausgestoßen. Aber niemand achtete weiter auf sie.

Die nicht mitreitenden Offiziere eilten sofort nach der Unglücksstelle. Keiner sah mehr hin, wer eigentlich von den übrigen Reitern noch durchs Ziel ging.

Als die Offiziere ankamen, fanden sie Ramin bewegungslos am Boden liegen, die Glieder weit ausgestreckt. Der Oberstabsarzt untersuchte ihn. Die Uniform des Gestürzten war blutüberströmt, seine Lippen standen voneinander, die Augen waren starr und gläsern.

Der Kragen wurde sofort geöffnet, der Rock aufgeknöpft, die Halsbinde abgenommen. Aber Ramin regte sich nicht.

„Was ist?“ fragte Rohr leise.

Der Oberstabsarzt, der neben dem Gestürzten kniete, stand auf und zuckte die Achseln. „Ohne genaue Untersuchung läßt sich nichts feststellen, jedenfalls liegt eine heftige Gehirnerschütterung vor. Auch noch andere schwere innere Verletzungen sind zu vermuten.“

Eine Tragbahre wurde herbeigeschafft. Die Musik schwieg. Die Tribüne hatte sich rasch geleert. Die Damen flüchteten. Keine wollte die noch nachfolgenden Rennen, wenn die wirklich stattfinden sollten, mehr ansehen.

Inzwischen drängten sich immer mehr Menschen zur Unglücksstelle heran. Auch die Herren, die mitgeritten waren, kamen herbeigeeilt, um nach dem gestürzten Kameraden zu sehen.

Der Oberstabsarzt bat dringend, sich zu zerstreuen. Da kam eine alte Dame, schwer auf den Arm eines jungen Mädchens gestützt, von der Tribüne her heran.

Unwillkürlich machten alle achtungsvoll Platz, als Rohr den Umstehenden zuflüsterte: „Ramins Mutter."

Die alte Dame kam nur langsam näher. Sie ging wie eine Blinde, oft stolpernd, weil sie auf ihr langes Kleid trat.

Marie v. Rochlitz sprach ihr leise Trost zu. Jeder Blutstropfen war aus den Wangen des jungen Mädchens gewichen, aber sie verlor die Fassung nicht beim Anblick der langausgestreckten, regungslosen Gestalt mit dem fahlen Gesicht und den verglasten Augen. Sie blieb aufrecht stehen, während Frau v. Ramin in die Knie sank und die kalten Hände ihres Sohnes mit Tränen und Küssen bedeckte.

Der Oberstabsarzt stützte den Oberkörper des Bewußtlosen. Marie bot ihre Hilfe an. Jede Handreichung leistete sie in so sachgemäßer Weise, daß der Arzt sie erstaunt ansah.

„Ich bin fünf Jahre lang Krankenpflegerin gewesen und von Professor Bremer selbst ausgebildet worden," beantwortete sie die stumme Frage. „Ich möchte jedenfalls die Pflege des Kranken übernehmen." Dabei legte sie ihre beiden Hände fest und doch sanft um den Kopf des Gestürzten, damit er beim Aufheben möglichst wenig bewegt würde.

Zwei Dragoner hoben den steifen Körper auf die Tragbahre. Der Oberstabsarzt nickte zufrieden zu Maries Vorschlag.

„Wo soll der Herr Leutnant hingebracht werden?“ fragte er dann. „Das Lazarett liegt sehr weit ab, und der Transport ist nicht ohne Gefahr.“

„In seine eigene Wohnung, denn die ist am nächsten,“ schlug Rohr vor. Dicke Tränen standen in seinen Augen. „Ich räume den Damen meine Zimmer ein und ziehe selbst in die Kaserne.“

„Das wird das beste sein. Wir danken Ihnen sehr,“ sagte Marie herzlich.

Ein schneller Entschluß mußte gefaßt werden, Frau v. Ramin aber war wie betäubt und willenlos in dieser furchtbaren Stunde.

„Ich hole rasch einen Wagen,“ meinte Rohr, „und fahre mit den Damen voraus, damit wir alles in der Wohnung vorbereiten können.“

Der Stabsarzt erklärte sich einverstanden. Da keine schweren Knochenbrüche vorlagen, sondern außer den inneren Verletzungen nur Rippen eingedrückt zu sein schienen, konnte er den Gestürzten in die eigene Wohnung bringen lassen. „Die beste Pflege wird er gewiß haben,“ sagte er mit einem bewundernden Blick auf Marie.

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Der Oberstabsarzt schritt mit einem Lazarettgehilfen nebenher. Hinter der Bahre ging Ramins Bursche, der die hinkende „Hexe“ am Zügel führte. Klagen über seinen Leutnant und Schimpfen über das Pferd gingen kraus durcheinander. Ab und zu wischte er sich die Tränen, die ihm über die Backen liefen, mit dem Handrücken ab.

In Dammin hatte sich das Gerücht von dem Unglücksfall schnell verbreitet. Natürlich hieß es schon überall, Ramin sei tot. Der Krankenzug wurde von einer Menge von Gaffern erwartet. Alle waren sicht-

lich enttäuscht, daß die Tragbahre ein Verdeck besaß, das die Blicke der Neugier abwehrte.

Rohr war mit den beiden Damen vorausgeeilt. Als der traurige Zug eintraf, war die kleine Wohnung bereit, den Kranken zu empfangen. Bodo wurde in sein Wohnzimmer zu ebener Erde getragen und sofort in das dorthin gebrachte Bett gelegt. Er hatte immer noch kein Zeichen des erwachenden Bewußtseins gegeben.

Der Oberstabsarzt untersuchte ihn, nachdem er entkleidet war, nochmals, konnte aber nur die erste Diagnose bestätigen. Er glaube nicht, daß der Verletzte die Nacht überleben würde, flüsterte er Rohr zu, der nun mit dieser traurigen Nachricht zum Rennplatz zurückeilte, um dem Obersten die Meldung zu erstatten.

Alle umdrängten Rohr. Ein bedrücktes Schweigen entstand, als der den Ausspruch des Arztes wiederholte. Einige neugierige Blicke richteten sich auf Irene, die nebst den anderen Regimentsdamen neben Frau v. Studnitz stand. Die junge Frau hatte bei Ramins Sturz den lauten Schrei ausgestoßen, war aber seitdem merkwürdig ruhig und gefaßt geblieben. Auch jetzt wurde sie kaum merklich blässer. Nur ihr Mund zuckte nervös.

„Unter diesen traurigen Umständen kann natürlich heute abend kein Ball im Kasino sein,“ sagte der Oberst. „Unsere verehrten Gäste aus der Nachbarschaft werden das entschuldigen.“

Alle verbeugten sich.

„Das Essen im Kasino findet dagegen statt, aber ohne Musik. Wir wollen hoffen, daß unser Oberstabsarzt zu schwarz sieht und wir unseren lieben Kameraden doch behalten dürfen,“ fuhr der Kommandeur bewegt fort. Sein sonst so frisches Gesicht sah ganz vergrämt

aus. Er liebte jeden Offizier seines Regiments, und Ramin war von jeher sein Liebling gewesen.

„Mir unbegreiflich, dieser Sturz!“ meinte Aster kopfschüttelnd. „Die Stute ging ja famos. Ramin hatte den Sieg in der Tasche. Warum schlug er nur auf einmal so toll auf das Pferd los? Das war ja fast, als ob er stürzen und sich das Genick brechen wolle?“

„Er war schon vor dem Rennen in einer ganz merkwürdigen Stimmung,“ sagte Rohr nachdenklich.

„Seit lange ist's nicht in Ordnung mit ihm,“ pflichtete Major Berger seufzend bei.

Unwillkürlich streiften die Blicke der Herren und Damen des Regiments Irenes blasses Gesicht unter dem großen Blumenhut. Die Damen rückten wie instinktiv von ihr ab.

Die junge Frau setzte ihre hochmütigste Miene auf, als sie diese allgemeine Mißstimmung, den unbestimmten Argwohn, der ihre Person mit diesem Unglücksfall in Verbindung brachte, deutlich bemerkte. „Ich finde, es ist sehr schade, daß heute nicht getanzt werden soll,“ sagte sie plötzlich ganz laut. Die Worte galten dem Kommandeur. Aber sie sah niemand an, sondern lässig über alle hinweg. „Herr v. Ramin ist doch nicht tot! Weshalb also vorher schon trauern? Dazu ist doch noch Zeit, wenn der Fall wirklich eintreten sollte.“

Irene glaubte durch diese absichtlich zur Schau getragene Gleichgültigkeit den Verdacht von sich abzulenken. Aber sie erreichte ihren Zweck nicht. Mißbilligende Blicke, Ausrufe kaum unterdrückter Empörung seitens der Damen, Kopfschütteln der Herren antworteten ihr.

Die junge Frau stand plötzlich allein. Ihr Atem ging rasch und laut. Wie auf Verabredung, aus dem

einmütigen Gefühl der Mißbilligung heraus, hatten sich alle von ihr entfernt.

Grote, der zu weit weg gestanden hatte, um genau zu verstehen, was seine Frau sagte, wandte sich an Frau v. Stubnitz, die ihm Irenes Äußerung in hellem Zorn wiederholte.

„Meine Frau ist oft etwas vorschnell und unüberlegt in ihren Reden. Sie meint es nicht so schlimm. Ihr wird im Gegenteil der Sturz des armen Ramin sehr nahe gehen. Er verkehrte ja viel bei uns."

Völlig beherrscht sprach Grote diese Worte. Aber in ihm kochte solch ein Zorn über Irenes Taktlosigkeit, daß er kaum noch an sich halten konnte. Er trat dicht neben seine Frau. „Nimm meinen Arm!" herrschte er Irene leise an, die mit einem erzwungenen Lächeln immer noch auf derselben Stelle stand und mit ihrer schmalen Fußspitze ein paar lose Steinchen im Kiesweg zusammenschob. „Wir fahren sofort nach Hause."

Sie warf den Kopf zurück. „Unsinn — ich will beim Essen im Kasino dabei sein."

„Du würdest die unangenehme Erfahrung machen, daß alle dich schneiden. Du hast dich ja geradezu unmöglich gemacht. Komm ohne Aufsehen fort — ich will es!"

Sie sah in sein entschlossenes Gesicht und wagte diesmal keinen Widerspruch. Ein würgendes Gefühl im Halse schnürte ihr die Kehle zu. Ohne einen Laut der Erwiderung nahm sie den Arm ihres Mannes und ging durch die Reihen der Herren, an den eng zusammengedrängt stehenden Damen vorbei.

Keine einzige grüßte.

Irene sah starr vor sich hin.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Kasino wollte keine rechte Stimmung auf-

kommen. Der anscheinend hoffnungslose Zustand des gestürzten jungen Offiziers bedrückte alle. Die Tafel wurde bald aufgehoben. Einzelne Gruppen standen noch leise miteinander sprechend herum. Viele fuhren so bald wie möglich fort.

Der Oberst grübelte beständig darüber nach, wie er Grote zu verstehen geben könne, daß er seine Frau von Dammin entfernen müsse, bis die Versetzung in den Generalstab heraus sei. Irenes letzte herzlose Äußerung machte das Maß voll. Sogar seine sanfte Frau hatte ihm während der Fahrt ins Kasino bereits energisch erklärt, mit solcher koketten, taktlosen Person wolle sie nichts mehr zu tun haben, und die übrigen Damen des Regiments seien ganz ihrer Ansicht.

Nun, vielleicht hatte Grote von selbst so viel Einsehen, daß er seine Frau vorläufig fortschickte. Das Fernbleiben vom Fest schien schon ein Zeichen, daß er endlich energischer aufzutreten beabsichtigte.

Aber ein netter Tag war das wirklich heute! Der beste Reiter des Regiments halbtot und der Tratsch und Klatsch noch am ganzen Offizierkorps klebend. Der Oberst blieb sehr verdrießlich. Die düstere Laune des sonst so jovialen Kommandeurs war zwar allen verständlich, aber sie wirkte doch lähmend.

Mit am unbehaglichsten von allen Anwesenden fühlte sich Elisabeth Brand. Wie eine Fremde stand sie heute unter den ihr so wohlbekannten Menschen. Eine unsichtbare Schranke trennte sie seit ihrer zweiten Heirat von ihren früheren Freunden. Sonst wurde sie als Mutter eines Regimentskameraden stets mit besonderer Auszeichnung behandelt, vor allem vom Obersten und seiner Frau. Heute hatten die nur wenige verlegene Begrüßungsworte für sie gehabt, und auch die übrigen Familien blieben äußerst steif und zurückhaltend.

Jobst hatte vermutlich bei Vorgesetzten und Kameraden über die geschmälerte Zulage geklagt, und das verdachte man nun ihr. Dazu kam noch Irenes unglaubliches Benehmen, die sich erst durch ihre Koketterie, dann durch die absichtlich zur Schau getragene Gleichgültigkeit ihre Stellung so vollkommen verdorben hatte, daß sie nicht einmal bei diesem Essen mehr zugegen sein konnte. Wie scharf allgemein über Irene geurteilt wurde, merkte Elisabeth deutlich an dem Verstummen, sobald sie sich einer der Damengruppen näherte, die auch ihre kostbare, viel zu jugendliche Toilette mit spöttischen Blicken betrachteten.

Daß auch Brand, der hier natürlich erst recht nicht für voll angesehen wurde, keine vorteilhafte Rolle spielte, erhöhte ihre gereizte Bitterkeit. Meist stand er allein da. Mischte er sich in ein Gespräch, so fielen die Antworten so ablehnend und frostig aus, daß er bald wieder verstummte.

Mit schnellem Entschluß hing Elisabeth Brand ihren Florschal über ihre entblößten Schultern und winkte Lotta, die mit einigen anderen jungen Mädchen zusammenstand.

„Komm, wir fahren nach Hause!“ sagte sie kurz und in einem Ton, der jeden Widerspruch ausschloß.

Lotta nickte einverstanden. Auch Brand erhob keine Einwendungen.

Niemand versuchte sie zurückzuhalten. Im Gegenteil. Elisabeth glaubte deutlich zu bemerken, daß ihre Gegenwart wie ein Alpdruck über den Anwesenden lag und alle unwillkürlich bei ihrer Verabschiedung aufatmeten.

„Das war ganz gewiß das letzte Mal, daß ich im Damminer Offizierkasino gewesen bin,“ sagte sie erbittert zu ihrer Tochter während der Heimfahrt.

Diesmal hatte Brand sich schnell auf den Bock geschwungen, weil er selbst fahren und dabei rauchen wollte.

„Wie du willst, Mama,“ antwortete Lotta gleichgültig. „Vermissen wird uns niemand.“

„Gewiß nicht. Alle werden froh sein, schon Irenes wegen. — Lotta, was ist nur mit Irene? Alle sind empört. Sie muß sich ihren Ruf vollständig verdorben haben. Was wird Grote tun?“

„Eine neue taktische Arbeit schreiben und seine Frau laufen lassen, wohin sie will,“ entgegnete Lotta scharf.

Dreizehntes Kapitel.

Irene stand heftig atmend an der Korridortür. Sie wagte nicht, die umwickelte Klingel zu ziehen, aus Angst, den Kranken zu stören. Auf der Straße hatte man eine dicke Strohlage aufgeschüttet, damit kein Räderrollen bis in die Stube zu ebener Erde drang, in der der gestürzte Offizier noch immer mit dem Tode kämpfte.

Entsetzliche Tage lagen hinter Irene. Die harten Worte, die ihr Mann ihr beim Nachhausefahren vom Rennen gesagt hatte, waren allerdings ziemlich eindruckslos an ihr vorübergegangen, aber die Nichtachtung, mit der sämtliche Damen des Regiments sie seitdem behandelten und ihr wie eine geschlossene Phalanx mit entrüsteter Abwehr gegenüberstanden, berührte sie doch äußerst peinlich. Um so mehr, als auch keiner der jungen Offiziere, die sonst so viel bei ihr verkehrten, ihr Haus wieder betreten hatte. Das würde bei Ramins Tod wohl kaum besser werden.

Die Verhältnisse spitzten sich zu völlig unhaltbaren zu. Ihr Mann sprach kaum noch mit ihr. Außer den

Mahlzeiten sahen sie sich gar nicht. Ramins Namen erwähnte er nie, und sie wagte nicht, ihn um Nachricht zu bitten. Seiner eisigen Haltung gegenüber entsank ihr jedesmal der Mut, sobald sie eine Frage stellen wollte.

Heute hatte sie es nicht länger ausgehalten. Sie mußte wissen, wie es mit dem Kranken stand. Die Anwesenheit von Frau v. Ramin rechtfertigte ihr Erscheinen in der Wohnung des Verunglückten. Nicht nur die Besorgnis um seinen Zustand peinigte Irene, sondern vor allem die Angst, was mit ihren Briefen geschehen würde, wenn man die nach Ramins etwaigem Tod in seinem Schreibtisch fand. Mit beschämender Deutlichkeit kam ihr zum Bewußtsein, daß die schnell hingeworfenen Briefe und Zettel ihren Ruf vollends vernichten würden, wenn unberufene Augen sie durchlasen, ein indiskreter Mund darüber sprach. Jedes einzige der Schreiben handelte von Liebe, verabredete irgend ein heimliches Zusammentreffen. Unvorsichtig abgefaßt, wie sie waren, gaben sie Grote wahrscheinlich ausreichenden Grund, die Scheidung gegen sie einzuleiten, bei der sie jedenfalls als der schuldige Teil erklärt werden würde. Damit verlor sie alles, ihre Kinder, ihre Stellung, den letzten Rest von Ansehen vor der Welt. Wer kümmert sich noch um eine in einem Scheidungsprozeß für schuldig erklärte Frau?

Ein tränenloses Schluchzen schüttelte sie wie ein Krampf. Sie mußte die Briefe zurück haben, koste es, was es wolle, und sollte sie sich sogar vor Ramins Mutter und der jungen Dame mit den großen, ernsten Augen demütigen müssen.

Zaghaft zog sie nochmals an der Klingel. Der umwickelte Klöppel schlug nur dumpf an. In atemloser Spannung wartete sie.

Leise, vorsichtige Schritte näherten sich endlich der Tür. Ein kleiner Spalt wurde geöffnet. Bodos Mutter stand vor der jungen Frau.

Ein Gefühl tiefen Mitleids durchzuckte Irene beim Anblick dieses vergrämten Gesichts mit den klein geweinten Augen, die tief in den Höhlen lagen.

„Gnädige Frau, ich komme, um mich nach Ihrem Kranken zu erkundigen," stotterte Irene. „Ich bin Frau v. Grote."

Der Name sagte der alten Dame offenbar gar nichts. „Es steht schlecht," antwortete sie mit unterdrückter Verzweiflung. „Die gebrochenen Rippen drücken auf die Lunge. Er hat einen Blutsturz gehabt. Fräulein v. Rochlitz pflegt ihn Tag und Nacht. Ich bin ganz nutzlos. Mir bricht's das Herz, ihn so leiden zu sehen. Man schickte mich hinaus."

„Darf ich ein paar Minuten mit Ihnen reden, gnädige Frau?" bat Irene. „Ich bin befreundet mit Ihrem Sohn. Er verkehrte täglich in unserem Hause."

Die alte Dame klinkte vorsichtig die nächste Tür auf. „Wir müssen ganz leise sein," flüsterte sie. „Er liegt nebenan. Man hört sein Röcheln und Stöhnen bis hierher." Sie hielt die kleinen, welken Hände mit den vielen altmodischen Ringen gegen die Schläfen. „Mein Kind, mein liebes Kind, mein Bodo! — Und ich bin schuld an dem ganzen Unglück."

„Wieso denn, gnädige Frau?" fragte Irene erstaunt. „Wie konnten Sie es ändern, daß er mit dem Pferd stürzte?"

„Er ritt wie ein Wahnsinniger," entgegnete die alte Dame in höchster Erregung. „Herr v. Rohr, alle seine Kameraden sagten das. Bodo war sinnlos aufgeregt, sonst hätte er, der vorzügliche Reiter, der seine Pferde

so liebte, nicht wie blind und toll auf die Stute losgeschlagen.

Ein unbestimmter Argwohn durchzuckte Irene. Sollte Bodos Erregung mit der Ankunft des jungen Mädchens zusammenhängen, das ihn jetzt in so aufopfernder Weise pflegte?

„Weshalb war er nur so aufgeregt?“ fragte sie rasch.

„Ach, das ist eine traurige Geschichte, und es führt zu nichts, das aufzuwühlen,“ entgegnete Frau v. Ramin müde. „Bodo hat Fräulein v. Rochlitz seit Jahren geliebt. Sie konnten sich aber nicht heiraten. Plötzlich ändern sich ihre Verhältnisse, und sie erbt ein Vermögen. Wir kommen her, um ihm das mitzuteilen. Ich denke, er wird selig über die Nachricht sein. Statt dessen führt er lauter wirre Reden, daß er an eine andere gebunden sei, die er nicht einmal liebe.“

„Das sagte er?“ Irenes Atem ging kurz und laut. „Gnädige Frau, Ihre Erzählung überrascht mich allerdings sehr, aber macht es mir anderseits leichter, eine Bitte zu stellen.“

„Was wünschen Sie, Frau v. Grote?“

„Ich muß Briefe zurück haben, Briefe, die ich unvorsichtigerweise Ihrem Sohn geschrieben habe. Im Fall er wirklich sterben sollte, könnten die Briefe in fremde Hände geraten und mir Unannehmlichkeiten machen.“

Die alte Dame lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Ein bitterer Zug grub sich in ihren Mund. „Also Sie sind die Frau, der er sein Wort gab, sie zu heiraten, sobald sie frei sein würde? Und dabei haben Sie einen Mann, zwei kleine Kinder! Und in Bodos Leiden denken Sie nur daran, Ihre leichtsinnigen Briefe herauszubekommen, um Ihren Ruf zu retten? Großer Gott im Himmel, ist so etwas denkbar?“

„Ihr Sohn hat das alles viel zu ernst aufgefaßt," flüsterte Irene. „Das war ja nie so ernst gemeint!"

Die großen schwarzen Augen der alten Dame funkelten vor leidenschaftlicher Empörung. „Also ein Spiel war Ihnen das, woran er nun zugrunde gehen muß? Im Ernst wollten Sie sich nicht scheiden lassen? Sie lieben Bodo gar nicht?"

„Doch, ich bin ihm sehr gut gewesen."

Frau v. Ramin sah starr vor sich hin. Ein drückendes Schweigen herrschte zwischen den beiden Frauen.

„Wollen Sie ihn noch einmal sehen — vielleicht zum letzten Male?" fragte die alte Dame plötzlich. „Das darf ich Ihnen nicht verweigern — trotz allem."

Ehe Irene abwehren konnte, hatte Frau v. Ramin bereits die Tür zum Krankenzimmer leise aufgedrückt und die junge Frau mit sich in die Türöffnung gezogen.

Das Bett des Kranken stand frei mitten im Zimmer. Das Licht der Lampe fiel hell auf das Gesicht des Kranken. Mit den eingesunkenen Schläfen, dem spitz hervorstehenden Kinn, dem nach Atem ringenden Munde war es wie das eines Fremden.

Eine schwarzgekleidete schlanke Gestalt mit einem Schwesternhäubchen auf dem glattgestrichenen Haar saß neben dem Bett und hielt das Handgelenk des Kranken zwischen ihren Fingern. Marie zählte aufmerksam die unruhig flatternden Pulsschläge. Dann beugte sie sich vor und wischte mit einem feinen Tuch den blutigen Schaum von dem röchelnden Munde.

Mit einem kaum unterdrückten Schrei des Entsetzens wandte Irene sich ab. „Lassen Sie mich! Suchen Sie lieber die Briefe!" flüsterte sie außer sich der unglücklichen Mutter zu. „Ich muß meine Briefe zurück haben! Sie liegen alle im Schreibtisch zusammengebunden in einem Geheimfach. Suchen Sie um

Gottes willen! Ich kann nicht an dem Bett vorbeigehen. Mir graut vor Sterbenden."

Voll Abscheu stieß Frau v. Ramin Irenes bittend erhobene Hände zurück. Leise schlich sie ans Bett.

Marie machte ihr Platz. „Setz dich, Tantchen. Es geht nicht schlechter. — Wer ist denn die Dame? Was will sie hier?"

„Ihre Briefe — Liebesbriefe, die sie an Bodo geschrieben hat, will sie zurück haben," flüsterte Frau v. Ramin heiser vor Erregung. „Im Geheimfach des Schreibtisches sollen sie liegen."

Marie wurde um einen Schein blasser. Sie drückte Frau v. Ramin in ihren Stuhl, flüsterte ihr ein paar Verhaltungsmaßregeln zu und ging dann leise an den Schreibtisch.

Nach einigem Suchen fand sie die Feder des bewußten Geheimfaches. Ein zusammengeschnürtes Paket Briefe lag darin. Mit den Fingerspitzen nahm sie es heraus und sah sich nach der jungen Frau um.

Irene war nicht mehr anwesend. Sie konnte den Anblick Bodos nicht ertragen.

Leise ging Marie ins Nebenzimmer. Dort saß Irene zusammengedrückt im Stuhl. Als Marie zu ihr trat, ließ sie die Hände sinken. Sie wollte eine Frage stellen, aber die Worte wollten nicht über ihre zuckenden Lippen. Diesem schönen, stolzen Mädchen gegenüber fühlte sie sich so schuldig und gedemütigt wie noch nie zuvor.

„Frau v. Grote?" fragte Marie. Sie erkannte jetzt die elegante junge Frau, die während dem unseligen Rennen auf der Tribüne neben ihr gesessen hatte. „Frau v. Ramin sagte mir, Sie wünschten ein Paket Briefe zurück zu haben. Ist es dieses?"

Irene griff hastig danach. „Ja. Ich danke sehr." Sie schob das Paket eilig in die Tasche. „Sie müssen

nichts Böses von mir denken, Fräulein v. Rochlitz. Ich war nur unvorsichtig. Aber Sie begreifen es, daß man nicht gern vertrauliche Briefe in fremde Hände fallen läßt, wenn ... weil ..."

Sie verwirrte sich. Im Bannkreis dieser klaren Augen wollten alle die Lügen und halben Wahrheiten nicht über ihre Lippen.

„Bodo hat im Delirium der ersten Fiebernächte viel von Ihnen gesprochen, Frau v. Grote," sagte Marie mit plötzlichem Entschluß.

Ein Lächeln geschmeichelter Eitelkeit glitt über Irenes Gesicht. „Ja, er liebt mich sehr."

„Nein, das tut er nicht," antwortete Marie mit derselben unerschütterlichen Ruhe. „Aber er glaubte an Sie gebunden zu sein durch sein Versprechen. Das trieb ihn zur Verzweiflung. Geben Sie ihm das Wort zurück, Frau v. Grote, damit er in Frieden sterben oder, wenn Gott ihn am Leben erhält, mit einer anderen glücklich werden kann."

„Mit Ihnen?"

„Ja, mit mir."

„Ich hindere ihn nicht. Das war ja alles nur halb im Scherz. Ich will ja gar nicht geschieden werden."

In Maries Augen trat ein verächtlicher Ausdruck. „Sie haben ihn nie geliebt und nur ein erbärmliches Spiel mit ihm getrieben," sagte sie kalt. „Lassen Sie uns jetzt unsere Unterredung beenden."

Irene senkte den Kopf und ging schweigend hinaus. Draußen in der kalten Abendluft atmete sie tief auf. Das war eine häßliche, demütigende Szene gewesen. Aber sie hatte erreicht, was sie wollte. Die Briefe waren in ihren Händen. Jetzt mochte man über sie klatschen, was man wollte, Beweise gab's nicht.

Ob Bodo v. Ramin wohl wirklich sterben mußte?

Eine Sekunde lang wünschte sie es. Sie gönnte ihn nicht dem hochmütigen, tugendstolzen Mädchen. Auch brachte sein Tod am besten den ganzen Klatsch in Vergessenheit. Gleich darauf aber schämte sie sich dieses häßlichen Gefühls. Eine niederziehende Traurigkeit lähmte sie plötzlich. Ihr ganzes Leben kam ihr verdorben vor. Das kalte Nebeneinanderherleben mit ihrem Mann war nur erträglich, wenn irgend eine Courmacherei sie beschäftigte und ausfüllte. Die Sache mit Ramin war aber jetzt zu Ende — auf jeden Fall. Entweder starb er, oder wenn er wirklich am Leben blieb und gesund wurde, ließ ihn Marie v. Rochlitz gewiß nicht wieder los.

Konnte er aber überhaupt genesen? Sein entstelltes Gesicht mit dem blutigen Schaum vor dem Munde tauchte wie eine Vision vor ihr auf. Entsetzen schüttelte sie. Sie versuchte sich zurückzurufen, wie er früher ausgesehen hatte, so jung, so hübsch mit den heißen, dunklen Augen — vergebens. Das jammervolle Bild auf dem Krankenbett trat immer dazwischen. Nie würde sie das vergessen können.

Mühsam ging sie weiter. Der aufrauschende Wind legte ihr den Kleiderrock so eng um die Glieder, daß sie kaum ausschreiten konnte, riß und pflückte an ihrem Schleier. Das dicke Briefpaket in der Tasche schlug bei jedem Schritt gegen ihre Knie. Wäre sie das nur erst los! Heim mochte sie die Briefe nicht nehmen, um sie dort zu verbrennen. Geheizt wurde noch nicht, und in der Küche kochte die Köchin alles auf Gas.

Unschlüssig blieb sie stehen. In der Ferne hörte sie den Fluß rauschen, der über das Wehr stürzte. Wenn sie die Briefe mit einem Stein beschwerte und ins Wasser warf, dann waren sie am sichersten vernichtet.

Hastig bückte sie sich, hob einen am Boden liegenden Stein auf und band ihn auf den Briefen fest. Fast laufend erreichte sie den Fluß.

Wie still und einsam es hier war! Nur das Wasser rauschte.

Während ihrer langen Wanderung war es fast ganz dunkel geworden. Dichte Dämmerung sank wie feine graue Asche herab. Das Gerassel der Wagen, das von der Stadt gedämpft herüberdrang, ähnelte dem fernen Säuseln welker Blätter. Alles verblich und verklang in der weich auflösenden Dämmerung. Jeder Laut, jede Farbe ging sterbend dahin.

Die tiefe Melancholie des trüben Herbstabends breitete sich wie ein weicher grauer Mantel über Irene. Sie weinte leise vor sich hin wie ein müdes, verirrtes Kind. Mechanisch griff sie endlich in die Tasche, zog die Briefe hervor und warf das Paket in das strudelnde Wasser.

Lautlos versank es.

Scheu, ob auch niemand sie bemerkt und ihr Tun beobachtet hätte, sah sie sich um. Nichts. Sie stand allein in der dunklen Herbstnacht an dem einsamen Fluß.

Wie gejagt lief sie durch die Straßen und Gäßchen zurück, bis sie an allen Gliedern zitternd vor der Tür ihres Hauses anlangte.

Ehe sie klingelte, sah sie rasch an sich herunter. Nein, so durfte niemand sie sehen. Ihr Haar war wirr, der Saum ihres langen Kleides schmutzig und durchnäßt. Der feuchte Schleier wand sich wie ein Strick um ihren Hals.

Zum Glück fand sie den Drücker in ihrer Tasche und konnte sich selbst die Korridortür öffnen. Jetzt fühlte sie erst, wie erschöpft sie von dem raschen Laufen war. Sie vermochte nicht sofort die Treppe zu ihrem

Schlafzimmer hinaufzusteigen, sondern mußte in ihrem Boudoir sich erst einen Augenblick setzen und Atem schöpfen. Ihre nassen Stiefel, ihr triefender Rocksaum ließen feuchte Spuren auf dem roten Teppich zurück.

Es war still und warm im Zimmer. Das Licht der Lampe beleuchtete hell die blauen Rosenbukette auf der mattgrauen Tapete und all die zierlichen lackierten Möbel.

Auf dem viereckigen Tisch, der mit einer resedenfarbenen Decke belegt war, stand eine rote Tonvase mit lebendem Grün gefüllt. Die Blätter hingen schlaff herunter, als ob sie kein Wasser erhalten hätten. Auch in den anderen Blumenschalen welkten die Blüten. Ein fader, widerlicher Geruch entstieg dem verdorbenen Wasser.

Irene sah sich mißmutig um. Ihr scharfes Auge entdeckte eine feine Staubschicht, die auf allen Möbeln und Bildern lag. In den letzten, schrecklichen Tagen hatte sie sich um nichts in ihrem Hause kümmern mögen. Jetzt erfaßte eine heftige Sehnsucht sie nach der blumendurchdufteten, zierlichen Anmut ihrer Zimmer, an die sie gewöhnt war.

Von nebenan drang ein Kinderstimmchen herein und das Geräusch von Kugeln, die auf dem Boden hin und her rollten. Maidi spielte mit dem Kleinen. Auch nach den Kindern hatte sie kaum gefragt.

Sie strich über ihr Gesicht, als ob sie Spinnweben fortwischen müsse. Dann riß sie stürmisch an der Klingel.

„Wischen Sie hier Staub, Line!“ herrschte sie das eintretende Mädchen an. „Und tun Sie auch gleich frisches Wasser in alle Schalen und Vasen. Wie kann man so nachlässig sein!“

Line schien eine schnippische Antwort geben zu

wollen, aber als Irene ihr fest ins Gesicht sah, nahm sie doch lieber stumm die Vasen mit.

„Umziehen will ich mich auch, und die Köchin soll eine Krebsomelette zum Abendbrot anrichten," rief Irene ihr nach.

Krebsomelette war ihres Mannes Lieblingsgericht, und Irene beschloß, sich von jetzt an stets ums Essen zu bekümmern und auch ein Kleid anzuziehen, von dessen Farbe und Schnitt ihr Mann gesagt hatte, es stünde ihr besonders gut.

Sie holte die Kinder zu sich ins Schlafzimmer, während sie sorgfältig Toilette machte. Als sie fertig war, ging sie mit Maidi in ihr Boudoir, um Lina beim Staubwischen zu helfen.

Wenn Irene wollte, dann flog ihr die Arbeit von den Händen. Bereits nach kurzer Zeit glänzte die Wohnung in alter Ordnung. In allen Schalen und Vasen blühte bunte Kapuzinerkresse, die auch in üppiger Fülle Veranda und Balkone umrankte. Mitten auf den hübschgedeckten Eßtisch, zwischen all das blau und weiße Porzellan, stellte Irene eine metallisch glitzernde Glasschale mit brennendroten Geranien und dunkelgrünem Efeu gefüllt. Wie lustig das aussah! Maidi klatschte in die Hände.

Irene zog den hohen Stuhl des Kindes an den Tisch. „Maidi darf aufbleiben und mit dem Papa und mir Abendbrot essen," versprach sie.

Das Kind saß mit vorgebundener Serviette und feierlichem Gesichtchen glückselig da.

Grote ließ auf sich warten.

„Hol den Papa!" sagte Irene und hob das kleine Mädchen vom Stuhl herunter. „Erzähl ihm, du dürftest mitessen, und es gäbe auch Krebsomelette."

Bald darauf erschien Grote. Mit kühlem Blick sah

er über den sorgfältig gedeckten Tisch. An Irenes Frisur und ihrem eleganten Kleid erriet er, daß sie sich für ihn umgezogen hatte.

Aber gerade dieser Wunsch, ihm zu gefallen, stieß ihn ab und verdroß ihn. Mechanisch nahm er etwas von den Speisen auf seinen Teller, ohne zu wissen, was er eigentlich hinunterschluckte. Ein Gespräch wollte nicht in Gang kommen.

Irene stellte des aufwartenden Dieners wegen ein paar gleichgültige Fragen, die Grote möglichst knapp beantwortete.

Das Kind plauderte zuerst ein wenig, verstummte aber bald wieder, als niemand darauf achtete. Mit erschrockenem Ausdruck sah die Kleine den Vater, dann wieder die Mutter an.

„Geh jetzt zu Bett, Maidi," sagte Grote endlich, als der Diener die Obstteller hingesetzt hatte und hinausgegangen war.

Gehorsam glitt die Kleine von ihrem Stuhl herunter. „Kommst du zum Beten?" fragte sie leise, indem sie ihren Blondkopf unter des Vaters Arm schob.

„Heute nicht, Maidi. Bete mit der Wärterin."

Das Kind widersprach nicht. Etwas im Wesen des Vaters schüchterte es ein.

Als die kleine weiße Gestalt hinausgeglitten war, wandte Grote sich zu seiner Frau.

Sie saß, den Kopf etwas geneigt, auf ihrem Stuhl und spielte mit der Blumenschale, aus der sie bald einen Geranienstengel, dann wieder ein Efeublatt herauszupfte.

„Wo warst du denn heute so lange bei dem schlechten Wetter?" fragte Grote mit plötzlichem Entschluß. „Was hattest du Wichtiges zu tun?"

Irene warf trotzig den Kopf zurück. „Das klingt ja wie ein Verhör!“

„Das Recht zu fragen werde ich wohl haben,“ gab er ebenso kurz zurück.

„Gewiß — und ich bin gern bereit, zu antworten. Ich war zu Ramins Mutter gegangen, um mich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen.“

„Dieser Gang wäre besser unterblieben. Wenn dich jemand in das Haus hineingehen sah, gibt das nur Veranlassung zu erneuter Rederei.“

„Das ist mir ganz gleichgültig.“

Seit die gefährlichen Briefe sicher auf dem Grunde des Flusses lagen, trat Irene mit größter Entschiedenheit auf.

„Dein Ruf scheint dich in der Tat wenig zu kümmern,“ entgegnete Grote bitter. „Du wirst also heute erfahren haben, daß die Ärzte die Hoffnung aufgeben, den Kranken am Leben zu erhalten?“

„Frau v. Ramin sagte das. Aber Ärzte können irren.“

Irene sah ihren Mann scheu von der Seite an. Der kalte, entschlossene Ausdruck seines Gesichts wurde ihr unbehaglich.

Grote räusperte sich ein paarmal. Die Worte, die er sprechen wollte, wurden ihm augenscheinlich schwer. Ohne ihren fragenden Blick zu erwidern, fuhr er fort: „Wer das herumgebracht hat, weiß natürlich niemand, aber auf einmal spricht alles davon, Ramin sei heimlich mit jener jungen Dame verlobt gewesen, die ihn jetzt so aufopfernd pflegt. Du hast ihn durch deine Koketterie an dich zu fesseln gewußt, und dieser Zwiespalt soll ihn zur Verzweiflung gebracht und den unglücklichen Sturz zur Folge gehabt haben. Jeder gibt dir die Schuld. Die Damen des Regiments wollen nicht mehr mit dir verkehren.“

„Wer sagt das?“ fragte Irene. Ihre blassen Lippen zuckten nervös.

„Der Oberst sprach mit mir deswegen.“

„Und diese Beleidigung hast du ruhig hingenommen?“

„Herr v. Stubnitz sprach in schonender, nicht in beleidigender Weise über die Angelegenheit.“

„Wenn du einen Funken Temperament besäßest, so hättest du dir das nicht bieten lassen,“ brauste Irene auf.

„Ich kann mich nicht mit dem ganzen Regiment schießen,“ entgegnete Grote kalt. „Alle sind sich einig in ihrer Verurteilung deiner Handlungsweise. Es ist am besten, wenn du abreisest. Jedenfalls vor Ramins Begräbnis. Sonst bringst du uns beide in eine sehr peinliche Lage.“

„Schon ehe du davon sprachst, war es meine feste Absicht, das Klatschnest Dammin zu verlassen.“ Ihr schmaler Fuß klopfte ein schnelles Marschtempo auf dem Teppich.

„Und wo willst du hin?“ fragte er mit derselben kühlen Ruhe.

„Vorläufig gehe ich mit den Kindern nach Machow.“

„Mit den Kindern? — Nein! Die bleiben bei mir. Ich wünsche nicht, sie von Brands gutem oder schlechtem Willen abhängig zu sehen.“

„Du hast kein Recht, mich von meinen Kindern zu trennen!“

„Meinst du? Ich würde an deiner Stelle diese Frage lieber unerörtert lassen. Lebe jetzt so still wie möglich bei deiner Mutter. Vielleicht verstummt das Gerede, und wir können, wenn ich nach Berlin versetzt bin, der Kinder wegen wieder zusammen leben.“

Dieses kalte „der Kinder wegen“ empörte Irene.

Die weiche Stimmung, in der sie nach Hause gekommen war, verschwand vollständig. Ein böser, erbitterter Trotz beherrschte sie jetzt. Ja, wenn er sie gebeten hätte, bei ihm zu bleiben und in seinen Armen die Liebe für Ramin zu vergessen, dann hätte sich vielleicht in der wehen, wunden Gemütsverfassung dieses Abends ein besseres Einvernehmen zwischen ihnen anbahnen können. Vorhin war sie zu jedem Einlenken bereit gewesen, aber dieser starren Kälte und Gleichgültigkeit gegenüber ließen alle guten Vorsätze sie sofort wieder im Stich. Das war ja kein lebender, fühlender Mensch, mit dem sie verhandelte, sondern eine Maschine, die nur durch den Antrieb des Ehrgeizes in Bewegung gesetzt wurde. Entsetzlicher Gedanke, ihr ganzes Leben lang die Ketten dieser kalten, liebeleeren Ehe weiterzutragen! Sie war doch noch jung, und die Welt stand ihr offen! Die Mutter mußte ihr Geld geben, sie wollte reisen, sich amüsieren und all dies Elend vergessen. Freilich die Kinder! Bei dem Gedanken an die blonde Maidi und den dicken Bubi wurde ihr etwas weh ums Herz. Aber es würden sich mit der Zeit schon Einrichtungen treffen lassen, daß sie die Kinder wiederbekam. Grote sollte wohl merken, wie unbehaglich ein Junggesellendasein ist, wenn man dabei noch zwei kleine Kinder versorgen muß.

Der Rittmeister hatte mit Erstaunen Irenes wechselndes Mienenspiel beobachtet. Der zuerst niedergeschlagene, etwas verstörte Ausdruck war vollkommen von ihrem Gesicht verschwunden. Sie sah jetzt entschlossen, sogar ganz heiter aus.

„Gut, daß unsere Wünsche einmal genau dieselben sind. Ich habe mir in diesen Tagen auch die Zukunft zurechtgelegt und ersehne nichts mehr wie eine völlige Trennung,“ sagte Irene nach einer längeren Pause in

herausfordernden Ton. Sie hoffte durch die Drohung Grote zum Einlenken zu bringen.

Doch er erwiderte nur: „Auch ich halte eine Trennung jetzt für das einzig Richtige.“

„Eine Scheidung wäre noch besser,“ übertrumpfte sie ihn sofort. „Ganz frei möchte ich sein. Das ist die glatteste Rechnung.“

„Scheiden lasse ich mich nicht — der Kinder wegen,“ antwortete er kurz.

„O du!“ rief sie außer sich. „Du bist an allem schuld. Gefühllos bist du wie Stein, nein, wie Holz — trocken, spröde, unbiegsam.“

In seinen Augen blitzte etwas auf. Sie konnte nicht unterscheiden, ob es Zorn oder Schmerz war. „Wir wollen meine Charaktereigenschaften unerörtert lassen und bei unserem Thema bleiben,“ meinte er. „Du hast durch dein albernes Kokettieren mit Ramin und dein herzloses Benehmen bei seinem schweren Sturz die Achtung der Menschen hier verscherzt und kannst sie nur sehr langsam wiedergewinnen.“

Irene hörte gar nicht mehr auf ihn. „Ich fahre also morgen früh nach Machow und bleibe vorläufig dort,“ war alles, was sie entgegnete. „Auf deine Besuche verzichte ich dankend im voraus.“

„Es war durchaus nicht meine Absicht, zu dir zu kommen.“

„Die Kinder hole ich mir nach, sobald es möglich ist.“

„Das erlaube ich nicht. Aber sie können ab und zu mit ihrer Wärterin hinausfahren, damit du sie siehst.“

„Das Gericht mag entscheiden, ob du das Recht hast, mir meine Kinder zu entfremden.“

Auf diesen Ausfall antwortete er gar nicht, sondern stand auf. „Hast du Geld?“ fragte er kurz.

„Was kümmert das dich?“

„Ich frage, weil fast stets Ebbe in deiner Kasse zu sein pflegt.“

„Meine Mutter wird mir geben, was ich haben will.“

„Darauf würde ich an deiner Stelle nicht zu fest rechnen, da Brand die Kasse führt. Wenn du also etwas nötig hast, laß es mich wissen.“

„Darauf kannst du lange warten.“

„Ich glaube nicht, daß das lange dauern wird.“

Sein ironischer Ton trieb ihr das Blut heiß ins Gesicht. Sie drehte den Kopf zur Seite. Sie fühlte, wenn sie noch länger in seiner Gegenwart blieb, ließen ihre Nerven sie im Stich und sie brach in ein hysterisches Lachen oder Schluchzen aus. Das durfte nicht sein.

„Adieu!“ sagte sie rasch. „Du wirst morgen wohl schon weggeritten sein, wenn ich fortfahre?“

„Unsere Übung beginnt allerdings sehr früh.“

An der Tür blieb Grote stehen, als ob er noch eine Anrede, ein bittendes Wort erwarte. Irene aber blieb stumm.

Eine Zeitlang saß sie noch regungslos an dem halb abgedeckten Tisch. Als der Diener eintrat, um die letzten Teller wegzunehmen, stand sie schnell auf.

Zu tun gab's genug. Die Möbel im Salon mußten zugedeckt, manches verschlossen werden. Sie sprach eingehend mit allen Dienstboten und überwachte sorgfältig das Packen ihrer großen Koffer. Sie wußte ja nicht, wie lange sie fortbleiben würde, da mußte sie mit Toiletten versehen sein.

Erst tief in der Nacht waren die Vorbereitungen beendet. Durch die Türritzen fiel Licht. In ihres Mannes Zimmer brannte noch die Lampe. Was mochte ihn so spät noch wach halten? Empfand er Reue, Kummer über den Bruch?

Unschlüssig zögerte sie vor der Tür. Endlich drückte sie die Klinke leise nieder und sah ins Zimmer. Grote saß halb abgekehrt in einem Lehnstuhl und las. Vor ihm auf dem Tisch lagen Karten, Zirkel und Bleistifte. Oft ließ er das Buch sinken, spähte in die aufgeschlagenen Karten, machte sich Notizen und maß mit dem Zirkel Entfernungen aus. Er war so vertieft in seine Arbeit, daß er das vorsichtige Öffnen der Tür und Irenes hereinspähendes Gesicht gar nicht bemerkte.

Mit einem kaum unterdrückten Ausruf des Unwillens drückte die junge Frau die Tür wieder ins Schloß.

Vierzehntes Kapitel.

Als Irene abfahren wollte, hatte Grote das Haus längst verlassen.

Sie ging noch einmal durch ihre Wohnung. Ihren schönen, hellen Salon mit den geschmackvollen eleganten Möbeln sah sie nur flüchtig und ohne besondere Wehmut an. Nur als sie durch das leere Kinderzimmer ging, seufzte sie unwillkürlich. Die Bettchen mit den weißen Mullvorhängen standen verlassen und kalt gegen die Wand gerückt da. Grote hatte die Wärterin mit beiden Kindern fortgeschickt, wahrscheinlich um ein heimliches Mitnehmen der Kleinen zu verhüten. Das hätte er nicht zu befürchten brauchen. Die zwei lebhaften Kinder wären keine bequeme Reisegesellschaft gewesen, und sich mit der Wärterin herumzuschleppen, dazu verspürte Irene wenig Lust. Sie wollte es einmal recht genießen, ohne Haushalt- und Dienstbotenärger, ohne Kindergeschrei und Kindersorgen zu sein. Aber als sie an der Kommode vorbeikam, aus deren oberstem Fach ein blaues Band, mit dem Maidis Locken nachts zusammen-

gebunden wurden, heraushing, zog sie es hastig hervor, wickelte es auf und steckte es zwischen die Knöpfe ihrer hellseidenen Bluse.

Während der Fahrt auf den leichtschaukelnden Polstern des Wagens erheiterte sie sich rasch. Schließlich war ja das alles gar nicht so schlimm. Mehrere Monate völliger Ungebundenheit lagen jedenfalls vor ihr. Die Mutter war gut und schwach, die tat alles, was man von ihr verlangte. Lotta konnte recht lustig sein, und mit Brand fertig zu werden, würde ihr gewiß nicht schwer fallen. Blieb er dennoch rüpelhaft, so übersah sie ihn einfach. Bis Weihnachten ließ es sich ganz gut in Machow aushalten. Dann hatte sie lange genug Buße getan und konnte sich in der Schweiz in einer eleganten Pension amüsieren. Wenn Grote ihr dorthin bittende Briefe schrieb, kehrte sie vielleicht zu ihm zurück. Auch Berlin hatte manches Verlockende. Mit diesen Plänen und Gedanken verging die Fahrt rasch und ganz angenehm.

In Machow rief Irenes völlig unerwartete Ankunft zu so früher Stunde großes Erstaunen hervor.

„Was ist denn nur geschehen, daß du um diese Zeit kommst und gleich deinen Koffer mitbringst?“ fragte die Mutter mißtrauisch. Sie schien durchaus nicht angenehm überrascht durch Irenes Ankunft, bei der sie sofort eine unliebsame Ursache ahnte.

„Die anderen Koffer mußt du holen lassen, Mama. Alles ging nicht auf unseren kleinen Jagdwagen,“ antwortete Irene mit etwas erzwungenem Lachen. „Vorläufig behältst du mich hier.“

„Erlaubt denn Max das?“

„Der ist glücklich, mich los zu sein. Ich will mich einige Monate recht bei dir ausruhen, Mamachen, später reise ich.“

„Willst du dich ganz von deinem Mann trennen?“ fragte Lotta dazwischen. „Denkst du denn gar nicht an deine Kinder, Irene?“

Der jungen Frau traten Tränen in die Augen. Ihre gespielte Heiterkeit verließ sie bei der Erwähnung der Kinder. „Vorläufig geht es nicht anders,“ antwortete sie beklommen. „Später hole ich mir meine Kinder wieder.“

Über den eigentlichen Grund der Trennung war nichts weiter aus ihr herauszubringen. Sie nannte Ramins Namen nicht, und Frau Elisabeth und Lotta scheuten sich, dieses Thema zu berühren.

Brand machte weniger Umstände. „Grote hat sie natürlich 'rausgeschmissen,“ sagte er in seiner derben Art, als seine Frau ihm etwas bedrückt Irenes Ankunft mitteilte. „Das kann man ihm auch nicht verdenken. Aber warum wir das ausbaden sollen, sehe ich nicht ein.“

Erst nach längerem Bitten und Zureden entschloß er sich, Irene zu begrüßen. Aber sein Benehmen blieb sehr kalt, oft geradezu abstoßend und unfreundlich. Seiner derben, geraden Natur waren Irenes Leichtsinn, ihre Fahrigkeit, ihre Flunkereien geradezu unerträglich. Deutlich ließ er sie das merken.

Das Zusammensein in Machow gestaltete sich also recht unerquicklich. Frau Elisabeth stand immer wie ein Prellbock zwischen Mann und Töchtern. Stets suchte sie zu vermitteln und auszugleichen. Oft erntete sie für ihre Bemühungen nur den Erfolg, daß beide Parteien sie mit Vorwürfen überhäuften.

Grote ließ sich nicht blicken. Die Kinder schickte er auch nicht, unter dem Vorwand, das Wetter sei zu schlecht, denn beide wären erkältet.

Auf Irenes Bitten fuhr Lotta nach Dammin, um

sich nach den kleinen Patienten zu erkundigen. Sie berichtete, die Kinder litten nur an einem ungefährlichen Schnupfen. „Aber in deinem Hause sah's recht vernachlässigt aus, Irene," fuhr sie fort. „Und der Kaffee, den man Grote und mir vorsetzte, schmeckte wie Spülwasser."

„Das freut mich," lautete Irenes unerwartete Antwort. „Je schlechter Max es jetzt hat, um so lieber ist's mir. Vielleicht wird er einmal einsehen, was er an mir gehabt hat."

„Hm — vorläufig scheint er davon noch recht weit entfernt zu sein," entgegnete Lotta trocken. „Ihr seid beide recht albern. Sprecht euch doch aus, und dann vertragt euch wieder. So kann's doch nicht ewig weitergehen!"

„Solange Ramin lebt, kann ich nicht nach Dammin zurückkehren," sagte Irene leise. Zum ersten Male erwähnte sie den Namen. „Hast du gehört, wie's ihm geht, Lotta?"

„Ein wenig besser. Aber er ist noch nicht transportfähig. Sowie er das ist, reisen seine Mutter, Fräulein v. Rochlitz und er nach dem Süden. Seine Lunge ist krank seit dem Sturz. Ob er im Dienst bleiben kann, ist fraglich. Er soll noch jammervoll elend sein."

Irene sagte nichts. Für Kranke und Unglückliche konnte sie sich nicht interessieren. Der elegante junge Offizier, den sie geliebt hatte, und der röchelnde Kranke auf seinem Leidensbett waren für sie zwei völlig getrennte Persönlichkeiten, die nichts miteinander gemein hatten. —

Die Tage schlichen dahin, einförmig wie fallende Regentropfen, die der Boden auffsaugt, ohne daß eine Spur zurückbleibt.

Besuch kam selten. Ausgefahren wurde auch nicht.

Brand brauchte alle Pferde zur Wirtschaftsbestellung. Sogar Lottas Reitpferd spannte er ein trotz des heftigen Widerspruchs der Besitzerin.

Als die Jagdzeit begann, hoffte Irene, es würde etwas munterer zugehen. Aber die Einladungen für Brand liefen nur sehr spärlich ein. Die Damen bat man überhaupt nicht. Meist kam er sehr übler Laune zurück, stieß sein Gewehr in eine Ecke und schalt laut, daß man ihn überhaupt nur als Abschießer benützt habe.

„Gebt doch selbst endlich eine Jagd," schlug Irene vor. „Man gähnt sich wirklich nächstens hier tot. Ich werde euch eine Liste der besten Schützen aus Dammin aufsetzen. Jobst könnte aus Hannover dazu kommen, damit die Sache Schick hat."

„Jobst will doch Weihnachten hier zubringen. So oft kann er nicht Urlaub nehmen," widersprach die Mutter. Sie schob das Wiedersehen mit dem Sohn absichtlich hinaus, denn sie ahnte, daß sein Kommen mit Geldforderungen und Vorwürfen wegen der geschmälerten Zulage verknüpft sein würde. Vor den unausbleiblichen Szenen mit Sohn und Mann graute ihr.

Irenes Vorschlag wegen der Jagd aber wurde angenommen und die Einladungen abgeschickt.

Zum größten Teil liefen Zusagen ein, denn die Jagd in Machow war berühmt.

Irene war ganz in ihrem Element. Etwas zu arrangieren, machte ihr immer Spaß. Mit der Mamsell beriet sie das Essen, mit dem Gärtner den Tafelschmuck und flitzte so vergnügt im Hause umher, daß Lotta sich nur wundern mußte.

Am Morgen des Jagdtages ging Irene in das Eßzimmer, in dem der Hausherr noch an seinem Gewehr herumputzte, während Lotta und ihre Mutter an einem Nebentisch Kaffee tranken. Der Diener hatte die Tafel

in der Mitte bereits ausgezogen und mit Tellern und Gläsern besetzt.

„Sieh mal her, Roderich!“ bat Irene. Sie schlug einen möglichst liebenswürdigen Ton ihrem Stiefvater gegenüber an, indem sie ihm einen langen beschriebenen Zettel hinhielt. „Ich will dir schnell noch sagen, wie wir heute sitzen werden. Nachher ist dazu keine Zeit, denn ihr kommt gewiß erst kurz vor dem Essen von der Jagd zurück. Also Mama sitzt obenan, Herr v. Jagow führt sie. An dessen anderer Seite sitze ich. Neben mir rechts ist dein Platz, lieber Roderich. Ich kann dir nicht helfen, du bist nun einmal der Hausherr, und andere Damen stehen nicht zur Verfügung. Lotta muß sich mit den jungen Offizieren amüsieren. Bist du einverstanden?“

„Ja, ja — es ist alles gut, wie du's gemacht hast, Irene,“ meinte Frau Elisabeth hastig.

Sie beobachtete mit Sorge den Gesichtsausdruck ihres Mannes. Erstaunen und Ärger las man deutlich in seinen Zügen. Schon vor längerer Zeit hatte Brand seiner Frau gesagt, Irene könne unmöglich bei dem Jagdessen zugegen sein, sie solle ihr das sagen. Aber die Mutter hatte sich geweigert. Irene würde wohl von selbst im letzten Moment so viel Takt besitzen, lieber in ihrem Zimmer zu bleiben, hatte sie gemeint. Nun kam es also doch zum Konflikt.

Brand rieb noch eine Weile seinen blitzblanken Gewehrlauf mit einem ölgetränkten Lappen ab. Dann sah er auf, seiner Stieftochter gerade ins Gesicht. „Willst du wirklich bei dem Essen dabei sein?“ fragte er, ohne auf die bittenden Blicke seiner Frau zu achten.

„Soll ich vielleicht in der Küche speisen und der Köchin beim Anrichten helfen?“ rief Irene noch ganz arglos.

„Nein, aber in deinem Zimmer oder wo du sonst willst. Nur nicht hier, wo Offiziere aus Dammin anwesend sind,“ fuhr Brand fort.

„Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf?“

„Warum? Nun, ich dächte, die Frage könntest du dir selbst beantworten,“ entgegnete Brand schroff. „Weil du dir deinen Ruf so verdorben hast, daß aus Dammin keiner mehr mit dir verkehren will.“

„Aber Roderich, sag doch das nicht!“ bat Elisabeth. „Irene, er meint es nicht so schlimm.“

„Wohl meine ich es so,“ fuhr Brand auf. „Neulich war ich zum Pferdeverkauf in Dammin. Wohin ich kam, redete man mich auf meine Stieftochter an, und was man von der sagte, war nicht schön.“

„Darf ich vielleicht erfahren, was man dir über mich mitteilte?“ fragte Irene spöttisch.

Die kühle Überlegenheit ihres Tones reizte Brand immer mehr. Sein ganzer Groll gegen Irene, den er in dem unharmonischen Zusammenleben der letzten Wochen nur mühsam unterdrückt hatte, kam zum Ausbruch. „Daß du dich mit dem Leutnant Ramin heimlich überall getroffen und ihm Liebesbriefe geschrieben hast. Euer Bäckerjunge spielte den Liebesboten,“ schrie er Irene an.

„Verleumdung!“ entgegnete sie kurz.

„So — ist das etwa auch eine Verleumdung, daß du im Sommer hier in Machow mit Ramin zusammengewesen bist? Angeblich richtetest du die Zimmer für deine Mutter ein. In Wahrheit triebst du dich die halbe Nacht mit dem Leutnant im Felde herum.“

„Woher willst du das wissen?“

„Vom alten Karsten, der Ramins Pferd einstellen mußte.“

„Du glaubst eben jedem Klatsch und Tratsch und

scheust dich nicht, die gewöhnlichsten Leute auszuhorchen. Freilich, das wundert mich nicht. Die Unterhaltung mit solchen Menschen muß dir ja eine liebe Gewohnheit sein," sagte Irene verächtlich.

„Jawohl, lieber gehe ich mit anständigen einfachen Leuten um als mit dir und deinesgleichen," rief Brand heftig. „Und das sage ich dir, an meinen Tisch setzest du dich heute nicht. Das kann ich meinen Gästen nicht zumuten."

„Mama, duldest du es, daß mir dieser Schimpf in meinem Vaterhause angetan wird?" fragte Irene. Sie war leichenblaß geworden.

Lotta, die bisher stumm dem Wortwechsel gelauscht hatte, stellte sich neben die Schwester.

„Roderich, ich bitte dich!" Elisabeth faßte nach seiner Hand und wandte sich in bittendem Ton an die Tochter. „Irene, ich glaube, Roderich hat recht, wenn er es auch hätte freundlicher sagen können. Du tust aber wirklich besser daran, das Urteil der Menschen nicht durch deine Gegenwart herauszufordern, Kind. Wenn dein Mann sich mit dir versöhnt hat, zieht sich das wieder zurecht."

„Spare dir alle weiteren Reden, Mama," antwortete Irene kalt. „Nach dieser Beleidigung durch deinen Mann, bei der du dich überdies auf seine Seite stellst, verlasse ich dein Haus sofort und betrete es nicht wieder, solange Herr Brand hier zu bestimmen hat."

„Roderich, hörst du das? Willst du nicht einlenken?" flehte Elisabeth.

„Fällt mir nicht ein." Brand warf das Gewehr über die Schulter. „Wem's hier nicht gefällt, der mag getrost gehen. Reisende Leute soll man nie aufhalten. Du hättest deine Tochter überhaupt hier nicht aufnehmen, sondern ihrem Mann zurückschicken sollen, Lis-

beth. Warum sollen wir alle in den Scheidungsprozeß verwickelt werden? Schon Lottas wegen ist das gar nicht wünschenswert."

„Bitte, wollen Sie sich über das, was für mich gut oder schädlich ist, nicht den Kopf zerbrechen," sagte Lotta und legte den Arm um Irenes Taille. „Ich stehe ganz auf seiten meiner Schwester. Mag Irene getan haben, was sie will. Jetzt müssen ihre nächsten Verwandten sie in Schutz nehmen und zu ihr halten, statt sie von sich zu stoßen."

„Ach was — ich hab' bloß gesagt, sie soll heut lieber nicht mitessen, und dabei bleibe ich auch!" antwortete Brand verdrießlich. Auf die Spitze hatte er die Sache nicht treiben wollen. Seine Frau, die mit gerungenen Händen dastand, tat ihm leid. „Na, Kopf hoch, Lisbeth! Mach nicht solch Armsündergesicht. Ich muß jetzt gehen. Wenn ich nicht schnell fahre, komm' ich zu spät, und die Herren warten nicht gern. Deine Töchter werden sich wohl inzwischen beruhigen."

„Nein, sie werden beide das Haus verlassen haben," antwortete Irene. „Mich finden Sie jedenfalls nicht mehr hier."

Brand zuckte die Achseln. „Ganz nach Belieben. Aber Pferde und Wagen kann ich zur Reise nicht stellen. Die brauchen wir alle heute zur Jagd."

„Dann gehen wir zu Fuß," entgegnete Lotta trotzig. Ihr stiller Groll gegen Irene verwandelte sich bei Brands Roheit gegen die Schwester sofort in Mitleid und Hilfsbereitschaft.

„Das kann doch nicht euer Ernst sein, Kinder!" bettelte Frau Elisabeth. Sie stand mit gefalteten Händen vor den Töchtern, die zum Äußersten entschlossen schienen. Brand hatte das Zimmer verlassen.

„Glaubst du etwa, ich würde auch nur noch eine

Stunde in einem Hause bleiben, in dem man sagt, ich dürfe nicht mit den anderen Gästen an einem Tisch sitzen!“ sagte Irene schneidend.

„Aber wo willst du denn hin, Kind? Wieder nach Dammin zu Grote?“

„Nein. Vorläufig zu Tante Lilli. Lotta bringt mich hin. Beunruhige dich nicht, Mama, etwas Ärgeres wie diese Beleidigung eben wird mir nicht mehr geschehen. — Komm, Lotta!“

„Lotta, sei du wenigstens verständig!“ flehte die Mutter. „Rede Irene gut zu. Wenn sie heute in ihrem Zimmer bleibt, will ich meinen Mann dazu bringen, sich morgen bei ihr zu entschuldigen.“

„Und wenn er mich auf den Knien bäte, hier zu bleiben, ich ginge doch!“ rief Irene heftig. — „Kannst du mir das verdenken, Lotta?“

„Nein, ich ginge auch an Irenes Stelle, Mama.“

„Natürlich, du Trotzkopf mußt Irene noch aufstacheln, statt sie zu beschwichtigen! Gibt's etwas Schrecklicheres, als immer zwischen Mann und Kindern stehen zu müssen?“ jammerte Elisabeth Brand.

„Nein, aber das hättest du vorher bedenken sollen, ehe du uns diesen — diesen —“

Irene verschluckte das ihr auf der Zunge liegende Wort.

„Ihr habt auch viel Schuld, Kinder.“

„Rede das anderen und dir selber vor, Mama, wenn es dich beruhigt. — Bitte, laß jetzt deine Jungfer meine Sachen packen und die Koffer später mit irgend einem Leiterwagen nach Rosenhagen fahren. Ich will das nicht abwarten. Mir brennt der Boden unter den Füßen.“

„Kinder, so könnt ihr doch nicht fortlaufen! Lotta hat noch gar nicht gefrühstückt. Wartet wenigstens den Wagen ab und zieht euch warm an!“

Die letzten Worte hörte Lotta kaum noch, denn Irene zog sie schnell hinaus.

Draußen lachte die junge Frau mit bitterem Spott auf. „Ganz Mama! Sie läßt mich von ihrem flegelhaften Mann beleidigen, ja geradezu beschimpfen, ohne mich mit einer Silbe zu verteidigen, und dann weint sie fast, weil wir kein Frühstück haben, und sorgt sich, ob wir auch warme Jacken anziehen."

„Ja, weil sie in uns immer noch die Kinder sieht, für deren körperliches Wohl sie verantwortlich ist, und nie einsehen mag, daß wir mit der Zeit selbständige Persönlichkeiten mit berechtigten Forderungen geworden sind," entgegnete Lotta scharf. „Hättest du mit Jobst damals zu mir gehalten, Irene, und wir uns vereint gegen diese Heirat gewehrt, wäre das alles nie geschehen."

„Da irrst du dich aber sehr. Mama hätte Brand doch geheiratet. Närrisch verliebt ist sie in ihn, und ein Kuß von ihm gilt ihr mehr als die Liebe ihrer drei Kinder," antwortete Irene bitter. „Aber komm jetzt! Wir wollen durch die Hintertür gehen, damit wir dem widerwärtigen Menschen nicht mehr begegnen. Mir wird übel, wenn ich nur an ihn denke."

Allein sie trafen es unglücklich. Brand war noch im Hof. Vor ihm stand der Forstgehilfe, der Tyras am Halsband hielt und sich laut über eine Untat der Dogge beschwerte.

„Zwischen den Fasanen ist der Hund gewesen, Herr," klagte er. „Zwei liegen totgebissen da und die übrigen —"

„Schon wieder!" Brands Gesicht lief dunkelrot an. „Die ganze Jagd ruiniert einem die Bestie! Jetzt hab' ich's aber satt. Tyras kommt an die Kette in den Stall — sofort!"

„Wer kommt an die Kette?“ fragte Lotta. Sie ließ die Schwester, die bei Brands Anblick unschlüssig stehen geblieben war, schnell los und trat vor.

„Dein Hund. Entweder bleibt der von jetzt an angebunden im Stall, oder ich schieße ihn tot,“ entgegnete Brand barsch. „Ich will mir nicht länger meine Jagd von ihm verderben lassen.“

„Ihre Jagd! Wo befindet sich die denn? Hier in Machow kenne ich nur die Jagd meiner Mutter. Machow ist Bredauscher Besitz, vergessen Sie das gefälligst nicht!“ antwortete Lotta mit kaltem Hohn.

Ihr Lächeln, ihre boshafte Antwort in Gegenwart seiner Untergebenen, die, wie er wohl wußte, den Stich sehr gut verstanden, brachte Brand, der noch erregt durch die Szene mit Irene war, halb um den Verstand. Ehe Lotta seine Absicht erraten und verhindern konnte, riß er das Gewehr von der Schulter und legte auf Tyras an. In derselben Sekunde krachte der Schuß. Die Dogge heulte auf und brach im Feuer zusammen.

„So, nun wird's wohl endlich Frieden geben!“ Brand setzte den Hahn am Gewehr zur Ruh.

Lotta kniete neben dem blutenden Hund nieder und zog seinen Kopf in ihren Schoß. Sie gab keinen Laut von sich und streichelte nur leise den glatten grauen Hals des Hundes.

Tyras leckte seiner Herrin noch einmal die Hand. Die schönen, hellen Augen sahen mit klagendem Blick in ihr Gesicht. Dann streckte sich der Hund lang aus und zuckte nicht mehr.

Die Leute, die bei dem Knall des Schusses von allen Seiten herangelaufen kamen, sahen erschrocken auf das junge Mädchen und den toten Hund.

Brand räusperte sich etwas verlegen. Er bemerkte

die stumme Mißbilligung der Umstehenden sehr wohl. „Das mußte endlich einmal sein, wenn nicht heute, dann morgen,“ sagte er. „Hätte ich den Hund nicht erschossen, würde es ein anderer getan haben. Er wilderte ja oft genug herum im Wald.“

Lotta erwiderte keine Silbe. Sie streichelte immer noch zärtlich den toten Hund. Erst als Brand den Jagdwagen bestiegen hatte und mit dem Forstgehilfen davongefahren war, stand sie langsam auf.

„Begraben Sie Tyras unter einem schönen alten Baum im Walde, Franke,“ sagte sie ruhig zu dem Kutscher, der kopfschüttelnd sich in leisen Ausrufen des Unwillens über Brands Handlung erging.

„Ja — ja, Tyras soll ein schönes Grab haben, so gut wie 'n Mensch,“ versprach der Kutscher gutmütig.

„Tyras war mir wirklich ein Freund. — Mein lieber alter Tyras!“ Lotta warf sich noch einmal neben dem Hund nieder und küßte das seidenweiche graue Fell. — „Und nun wollen wir rasch fortgehen, Irene. Von Rosenhagen schreibe ich an Mama. Ich komme auch nicht wieder zurück.“

Irene sah erschrocken in Lottas blasses Gesicht. Mitleidig strich sie ihr über die Schulter.

„Komm!“ wiederholte Lotta hastig. „Mama steht am Fenster, winkt und ruft. Aber ich kann sie jetzt nicht sprechen. Sie würde doch wieder Brand entschuldigen, im gleichen Atem mich bedauern und mir einen anderen Hund versprechen. Als ob mir das etwas helfen könnte!“

Ohne einen Blick zurückzuwerfen, gingen die beiden Schwestern aus ihrem Vaterhause fort.

Im Park fielen scharfgezackte, gelbe Ahornblätter, sich langsam drehend, zur Erde. Durch die auch schon dünnbelaubten Kastaniengruppen schimmerte das lang-

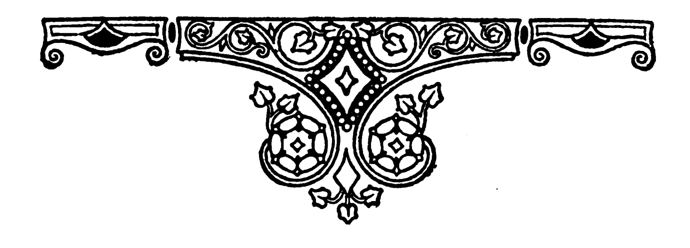
gestreckte weiße Gutshaus. Auf den Beeten davor blühten Astern und Dahlien in leuchtend bunten Farben.

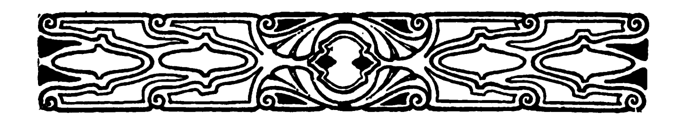
Unter den Füßen der Wandernden knisterte das dürre Laub. Um die dunklen Wasserlöcher schwankte und raunte das Schilf. Ein Strich Wildenten flog mit klapperndem Flügelschlag auf.

„Heimatlos!“ sagte Lotta leise seufzend vor sich hin.

Und der Wind, der in den welken Blättern der Bäume wühlte, seufzte mit.

(Fortsetzung folgt.)





Der Irrenarzt.

Novellette von Lenore Pany.

Mit Bildern
von J. Mukarovsky.

(Nachdruck verboten.)



Der Kopf der Wärterin schob sich durch den halbgeöffneten Türspalt in das Zimmer, in dem an einer langen Tafel eine Gesellschaft von Herren und Damen ihr Mittagmahl einnahm.

„Wenn Sie fertig sind, Herr Doktor, möchten Sie zum Herrn Direktor kommen. Er hat mit Ihnen zu sprechen."

„Ich bin soeben fertig." Doktor Gerlach ließ die Zigarre, die er in Brand gesetzt hatte, in den Aschenbecher gleiten und stand auf, um sich nach der Wohnung des Direktors zu begeben.

Ein kurzes Klopfen — er trat ein.

„Herr Direktor haben mich rufen lassen?"

„Ich wollte Ihnen mitteilen, daß unsere neue Patientin bereits angekommen ist. Sie speist drüben in ihrem Zimmer mit der Wärterin und ist recht munter. Armes Ding! So jung noch und schon —"

„Herr Direktor glauben, daß sie unheilbar ist?"

„Das läßt sich noch nicht sagen. Dem Bericht ihres Vormundes gemäß ist ihre geistige Umnachtung auf einen plötzlichen Schrecken zurückzuführen, dem sie durch die Ungeschicklichkeit eines Dieners ausgesetzt wurde. Nun, das wäre nicht so schlimm und ließe zu-

mindest die Hoffnung auf Heilung. Ich habe aber ein bißchen sondiert und erfahren, daß eine Verwandte mütterlicherseits in ganz jungen Jahren wahnsinnig wurde. Das ist bedenklich. Vererbung ist unser gefürchtetster Gegner. — Wollen Sie das Mädchen sehen?"

„Gern, Herr Direktor."

„Gut, so gehen wir zusammen hinüber. Ich möchte Ihnen nämlich das Wohl des armen Kindes besonders auf die Seele binden. Die kleine Melitta ist so entzückend lieblich, daß selbst ein so abgehärteter Arzt wie ich bei ihrem Anblick gerührt wird."

Doktor Gerlach horchte auf. „Ich meinte, es handelte sich um eine erwachsene junge Dame."

„Nun ja, sie wird sechzehn bis siebzehn Jahre zählen. Aber Irre sind in unseren Augen immer Kinder, das wissen Sie doch!"

Ohne anzuklopfen traten sie in das Gemach, in dem die Neuangekommene untergebracht worden war. Sie saß neben ihrer Wärterin am gedeckten Tisch, hatte einen Teller voll Johannisbeeren vor sich, auf die sie eben Zucker streute, und hob erst die Augen, als die beiden Herren dicht vor ihr standen.

Jetzt sprang sie fröhlich auf und streckte dem Direktor die Hand entgegen. „Wie lieb, daß Sie nach mir sehen! Ich bin schon ganz eingewöhnt und kann Onkel Theo gar nicht genug für seinen guten Einfall, mich über den Sommer hierher zu geben, danken. Es ist ein reizender Aufenthalt."

Lächelnd hörte der Direktor sie an. „Es freut mich, daß Sie sich wohl fühlen bei uns. Darf ich Ihnen Herrn Doktor Gerlach vorstellen? Er will Sie in seine besondere Obhut nehmen."

Mit kindlicher Unbefangenheit nickte sie dem jungen

Manne zu. „Wenn Sie der Hausarzt sind, Herr Doktor, werden Sie mit mir nicht viel zu tun haben. Ich war in meinem Leben nicht eine Stunde krank.“



Und sich wieder dem Direktor zuwendend, fuhr sie fort: „Darf ich jetzt in den Garten hinunter? Ich möchte mir eine von den herrlichen Rosen pflücken, wie sie beim Springbrunnen blühen. Lisette behauptet

zwar, es sei verboten, aber eine einzige — nicht wahr, eine einzige Rose darf ich mir doch nehmen?“

Der Direktor gestattete es ihr. Er fuhr fort mit ihr zu plaudern und schien es gar nicht zu bemerken, daß Doktor Gerlach kein Wort sprach. Bleich, mit zusammengepreßten Lippen starrte dieser auf das engelhaft süße Gesicht, in dem die großen blauen Augen sich mit einem seltsamen Ausdruck bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand hefteten. Er kannte den Blick. Es war der Blick eines Menschen, der sich, ohne es zu wissen, von der Wirklichkeit abgelöst hat und nun in hastigem, ruhelosem Suchen weiter und weiter in die Unendlichkeit flieht. An den Augen allein las er ab, wie es um den Geisteszustand des unglücklichen Geschöpfes bestellt war.

Der Direktor empfahl sich endlich, und gemeinsam, wie sie gekommen, verließen die beiden Herren das Zimmer.

Draußen im Gange deutete der Direktor mit dem Finger nach rückwärts. „Nun, was sagen Sie?“ fragte er kurz.

„Ein Engel!“

„So meinte ich's zwar nicht, obwohl ich Ihnen recht gebe. Haben Sie etwas bemerkt?“

„Die Augen — ja. Ihre Rede könnte einen allerdings zu anderer Ansicht bekehren, da sie ja ganz vernünftig spricht. Nichtsdestoweniger scheint sie keine Ahnung zu haben, wo sie sich eigentlich befindet.“

„Natürlich nicht. Sie hält unsere Anstalt für ein Erholungsheim und ist glücklich, daß sie hier sein darf. Wäre ihr Auffassungsvermögen nicht getrübt, so hätte ihr ja der eigenartige Verschluß der Türen, sowie die ganze Art der Überwachung sofort auffallen müssen. — Nun, wir werden ja sehen. Es wäre ein schöner Erfolg, wenn sie bei uns gesund würde.“



Er zuckte die Schultern und entfernte sich eilig.

Mit gesenktem Kopfe schritt Gerlach allein weiter. Noch nie während seiner langen Praxis hatte ein Fall ihn so mächtig erschüttert wie dieser. So jung, so schön, kaum zur Knospe entfaltet und schon gebrochen! Der Direktor hatte von Vererbung geredet. Wenn es zutraf, erwuchs daraus seinem Bemühen ein Feind, der vielleicht nie zu besiegen war.

Vom Fenster seines Zimmers aus sah er in den Garten hinab, in dem die Kranken ihren Nachmittagsspaziergang machten, die einen leicht und frisch dahinwandelnd wie Gesunde, die anderen mühsam, geführt oder gestützt von ihren Wärtern. Im großen und ganzen kein anheimelndes Bild für ein junges Mädchen, das so lustige Augen hatte und so stolz war auf ihre vermeintliche Gesundheit.

Arme Melitta!

Er erinnerte sich, daß die Stunde, die dem Rundgang bei den bettlägerigen Patienten der Anstalt bestimmt war, bereits halb verstrichen sei, und ging nun eilends daran, das Versäumte nachzuholen. Mit gewohnter Gewissenhaftigkeit nahm er die Untersuchungen bei den Schwerkranken vor, bemüht, Linderung zu schaffen, soweit der finstere Dämon des Leidens es zuließ, und stieg dann in den Garten hinunter. Durch die Büsche schimmerte ein weißes Kleid, bei dessen Anblick er seine Schritte unwillkürlich beschleunigte.

Melitta stand, den Rücken gegen ihn, neben ihrer Wärterin am Springbrunnen und drückte das feine Näschen in ein paar dunkelrote Rosen, die sie eben gepflückt haben mochte. Sie hatte den nahenden Schritt gehört. Fröhlich kehrte sie sich um und sah den jungen Arzt an mit dem lächelnden Blick, der ihm so sehr ins Herz schnitt.

„Ich habe gleich zwei Rosen genommen, der Herr Direktor hat mir's erlaubt. Wollen Sie eine davon?"

„Wenn Ihnen die Trennung nicht allzu schwer fällt."

„O nein, ich schenke sehr gern. — Hier am Rock müssen Sie sie tragen, damit alle sehen, daß Sie von mir geschmückt worden sind." Ihre zarten Finger befestigten ihm ohne alle Ziererei die Rose im Knopfloch. Dann trat sie ein wenig zurück und betrachtete ihn zufrieden. „Die Rose kleidet Sie sehr gut, Herr Doktor."

Er lächelte. „Ich bin auch sehr stolz auf dieses Zeichen Ihrer Gunst. Haben Sie schon Freundschaft mit unseren Gästen geschlossen?" fragte er dann ablenkend.

Sie bewegte sinnend das blonde Haupt. „Ich weiß nicht. Die meisten von ihnen sind so still und ernst, daß ich mich nicht an sie heranwage. Es schmerzt mich, keine einzige Altersgenossin hier zu finden. Onkel Theo scheint dies auch nicht gewußt zu haben, sonst hätte er gewiß einen anderen Ort für mich ausgewählt."

Gerlach empfand einen wehen Stich. „Sie werden das nicht mehr vermissen, wenn Sie länger hier sind," tröstete er, zur Seite blickend. „Und Lisette ist doch auch jung und heiter."

„Ja, ja, aber —" Ihre Augen gingen über ihn weg wie in eifrigem Suchen nach einer Erkenntnis, von der eine leise, flüchtige Ahnung ihren umdüsterten Geist zu berühren schien. „Vielleicht werde ich trotz aller Liebe und Fürsorge, die man mir entgegenbringt, Heimweh bekommen. Die Mauern sind so hoch, und es ist nur ein einziger Pavillon im Garten, von dem aus man auf das Wasser sieht. Lisette sagt, daß es einer besonderen Erlaubnis bedarf, um ins Freie zu gehen. Ist das wahr?"

„Ich werde Ihnen diese Erlaubnis erwirken, wenn Sie danach Verlangen tragen. Sie dürfen dann mit Lisette spazieren gehen.“

„Und mit Ihnen?“

Eine jähe Röte schoß in sein Gesicht. „Vielleicht auch mit mir. Ich habe jedoch viel zu tun und kann nur selten fort. Aber sprechen können wir uns, so oft Sie wollen. Haben Sie das Klavier im Salon schon versucht? Es ist sehr gut.“

„Wenn Sie mitkommen, werde ich gern spielen. Ich habe fleißig üben müssen daheim, da ich mich zur Konzertspielerin ausbilden sollte. In der letzten Zeit aber war ich etwas faul. Sie müssen Nachsicht haben.“

Gerlach ging mit ihr ins Haus und öffnete die Tür zum Musikzimmer. Es war ein behaglich eingerichteter, kühler Raum, dessen eine Längswand von einem Bechsteinflügel ausgefüllt war. Das Pult war aufgestellt, und verschiedene Notenbände lagen umher, von denen einige die Spuren brutaler Behandlung verrieten.

„Sie werden gewiß etwas darunter finden,“ bemerkte Gerlach, ihr einen der Bände reichend.

„Da ist gleich ein Stück, das ich über alles liebe — Mendelssohns Frühlingslied. Wie himmlisch!“

Mit Virtuosität glitten ihre schmalen Fingerchen über die Tasten. Dabei wiegte sie das Köpfchen im Takt. Etwas von der Aufregung der Künstlerin kam in ihr Wesen, während sie spielte.

Gerlach klatschte Beifall. „Noch eines,“ bat er.

Sie tat ihm den Willen und begann eine Sonate von Beethoven. Plötzlich verwirrte sich ihr Spiel, die Finger hasteten planlos über die Tasten und brachen endlich mit einer schrillen Dissonanz ab. Erschrocken beugte Gerlach sich über ihre Schulter und sah in ein

wachsbleiches, blutleeres Gesicht, dessen Augen in starrem Entsetzen nach dem Fenster gerichtet waren.

„Fräulein Melitta, was ist Ihnen?“



Sie faßte nach seiner Hand und preßte sie, als ob sie sie zermalmen wolle. „Da draußen im Garten — sehen Sie nicht?“

„Wen denn?“

„Der Mann mit dem Messer. Seit Wochen schon

schleicht er mir nach und meistens dann, wenn ich Klavier spiele. Bis jetzt hat er sich noch nicht herangewagt, weil ich nie allein bin. Aber wenn ich einmal allein wäre, dann würde er mich packen und töten."

„Sie werden nie allein sein, denn ich werde immer dasein, um Sie im Augenblick der Gefahr zu schützen. Das wissen Sie doch?"

„Ja, ja, Sie werden mich schützen." Ein vertrauensvolles Lächeln schwebte um den reizenden Mund, und zum ersten Male schien der unruhig suchende Blick im Auge ihres Gegenübers einen festen Halt gefunden zu haben. „Wenn ich einmal einen großen Wunsch auf dem Herzen haben sollte, darf ich dann zu Ihnen kommen damit?"

„Gewiß."

„Und werden Sie ihn mir erfüllen?"

„Wenn es in meiner Macht steht, ja." Er löste seine Hand aus der Umklammerung ihrer aufgeregt zuckenden Finger und deutete nach dem Garten hinaus. „Lisette sucht nach Ihnen. Ich denke, Sie gehen jetzt zu ihr, damit sie sich nicht unnütz sorgt."

„Und Sie, Herr Doktor?"

„Ich muß hier jemand erwarten."

Einen Augenblick zögerte sie noch. Dann schritt sie aus der Tür.

Doktor Gerlach ließ sich auf dem Stuhl vorm Klavier nieder und deckte die Rechte über die Augen. Eine fiebernde Erregung hatte sich seiner bemächtigt, der er vergebens Herr zu werden trachtete. Er war stumpf geworden im jahrelangen Umgang mit Geisteskranken oder glaubte es wenigstens zu sein und erschrak nun vor dem ungewohnten Zustand seiner Seele, in den das Mitleid mit dem schönen Geschöpf ihn versetzt. Es war bei ihr dieselbe Krankheit, wie er sie bereits

an hundert anderen kennen gelernt, derselbe geistige Verfall, der langsam und sicher zum Tode führte, und dennoch — ihm war es heute, als sähe er etwas Neues, Furchtbares, etwas, bei dessen Anblick ihm das Blut in den Adern erstarrte. Wie ein höhnendes Gespenst grinste ihm die Ohnmacht der Wissenschaft entgegen.

Es dämmerte schon, als er durch den Klang einer bekannten Stimme aufgeschreckt wurde.

„Ah — hier sind Sie, Herr Doktor? Und eingeschlafen, wie ich merke? Ja, ja, die Hitze greift an.“

Gerlach war jäh aufgesprungen. „Verzeihen Sie, Herr Direktor, ich glaube, mir sind in der Tat die Augen ein bißchen zugefallen. Heute nacht habe ich ein paarmal aus dem Bette müssen, da unser großer Schreier, der Major, wieder gelärmt hat.“

„Bitte, es bedarf keiner Entschuldigung. Wenn Sie sich früher zurückziehen wollen, vertrete ich Sie gern bei der Abendvisite.“

„Herr Direktor sind zu gütig. Ich bedarf aber wirklich keiner Ablösung.“

„Wie Sie wollen. Sobald Doktor Kraus von seinem Urlaub heimkehrt, schicke ich Sie jedenfalls gleich fort. Sie brauchen Ausspannung. Ein so junger Mann wie Sie empfindet die Eintönigkeit der hiesigen Lebensweise an seiner Gesundheit.“

Der Arzt lächelte. „So jung? Ich bin dreißig, Herr Direktor.“

„Der reine Greis! — Nun, was macht unsere Kleine? Haben Sie sie im Lauf des Nachmittags zu Gesicht bekommen?“

„Sie war vorhin da und spielte Klavier. Dies gab mir Gelegenheit zu einer Entdeckung, die für uns weniger erfreulich als wichtig ist. Das Mädchen hat Verfolgungsideen.“

„Was Sie sagen! Ihr Vormund hat davon nichts verlauten lassen.“

„Vielleicht weiß er es gar nicht. Es scheint sich ja erst um das Anfangsstadium zu handeln. Aber es kann sich entwickeln. Aus diesem Grunde wird es voraussichtlich auch nicht möglich sein, ihr den Wunsch zu erfüllen, den ich zu befürworten versprach. Sie hat das Gefühl des Beengtseins und möchte mit ihrer Wärterin ins Freie. Nach der letzten Erfahrung dürfte es damit wohl vorbei sein.“

„Selbstverständlich. Menschen, die an Verfolgungswahn leiden, läßt man nicht vor die Tür.“

„Es wäre denn —“

„Was, Herr Doktor?“

„Es wäre denn, Herr Direktor gestatten, daß ich selbst die Kranke in meinen Schutz nehme.“

„Sie meinen, daß dann nichts vorkommen kann?“

„Ich hoffe es. Das Mädchen scheint Vertrauen zu mir gefaßt zu haben und in meiner Nähe eine gewisse Sicherheit zu fühlen. Wenn man von Anbeginn allzu strenge mit ihr verfährt, wird sich das Übel vielleicht rasch verschlimmern. Auch könnte uns ja ein Wärter aus der Ferne begleiten.“

Der Direktor dachte nach. „Es geht doch nicht,“ erklärte er dann kopfschüttelnd. „Daß die Kleine Vertrauen zu Ihnen zeigt, ist keine Garantie für die Zukunft. Irre sind unberechenbar, und ich muß alles vermeiden, was meine Anstalt in Mißkredit bringen könnte.“

Gerlach nickte. „Sie haben recht, Herr Direktor. Und es ist auch besser so. — War das nicht schon die Glocke zum Nachtessen? Da muß ich eilen. Ich empfehle mich, Herr Direktor.“

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Woche war verstrichen. Die Rosen waren in allen Farben erblüht und formten sich zu schwerduftenden Ranken über dem Pavillon, von dem aus man in die klaren Fluten der Donau blickte.

Gerlach hatte schon eine Weile nach Melitta gesucht. Jetzt schlug er den Weg nach dem Pavillon ein, wo er sie schon ein paarmal, in träumendes Sinnen verloren, angetroffen hatte.

Sie saß auch heute dort. Mit freundlichem Gruß trat er an sie heran und bot ihr die Hand. „So einsam? Wo ist Lisette?“

„Sie ging fort, weil ich sie darum bat.“

„So wollen Sie lieber allein sein?“

„Ja. Es stört mich, jemand neben mir zu haben, wenn ich hier sitze und auf das Wasser blicke.“

„Das Nachmittagsschiff wird nun bald vorüberkommen. Es ist beinahe vier Uhr.“

Sie schüttelte ärgerlich den Kopf. „Das dumme Schiff interessiert mich gar nicht. Es ist das Wasser, das mich lockt. Wie wunderschön klar und mild fließt es dahin! Ich sehe es sogar im Traum, und da gleitet es dann so sanft über mich weg und hüllt mich ein in ein unbeschreiblich köstliches Gefühl.“

Gerlach erschrak. „Was so ein kleines, törichtes Mädchen doch alles träumt!“ verwies er. „Sie sehen mich heute übrigens gar nicht lieb an. Wie kommt das?“

„Weil ich böse bin auf Sie.“

„Warum?“

„Sie wissen es recht gut. Haben Sie mir nicht versprochen, daß ich ausgehen darf? Und nun sind schon so viele Tage verflossen, ohne daß Sie Ihr Versprechen erfüllt hätten.“

Er bog einen Zweig zurück, der sich in kecker Aufdringlichkeit um ihr Haar schlingen wollte. „Zürnen

Sie mir nicht deshalb. Ich habe wiederholt versucht, Ihr Anliegen dem Herrn Direktor vorzutragen, aber er ist immer so beschäftigt —"

„Ach was! Zur Beantwortung einer Frage wird er wohl Zeit finden."

„Damit ist es nicht getan. Er muß Ihnen einen Schein ausstellen, ohne den der Portier Sie nicht durchläßt."

„Einen Schein?" Mißtrauisch hob sie die blauen Augen zu ihm empor. „Ist denn hier ein Gefängnis?"

„Das nicht. Aber der Herr Direktor ist so besorgt um das Wohl seiner ihm anvertrauten Schützlinge, daß er genau unterrichtet sein will, wer von ihnen etwa das Haus verläßt. Seien Sie zufrieden, daß Sie hier im kühlen Schatten sitzen dürfen. Es ist jetzt sehr heiß auf den Straßen, heiß und staubig."

„Neben dem Wasser ist es nicht staubig."

„Sie wollen zum Wasser?"

Mit einer trotzigen Bewegung warf sie den Kopf zurück. „Ja. Und wenn Sie mir nur ein wenig gut sind, wie Sie sagen, dann müssen Sie mir den Schlüssel zum Gartenpförtchen hier geben. Ein einziges Mal nur, bitte, bitte, lieber Herr Doktor!"*)

Gerlach überlief es kalt. „Den Schlüssel hat der Herr Direktor," log er. „Was wollen Sie auch am Wasser, da Sie es doch von hier aus so prächtig sehen können?"

„Sehen ja, aber nicht fühlen. Mir ist manchmal, als ob ein Feuer meinen Leib verzehrte, und wenn ich da bloß die Fingerspitzen in das kühle Wasser tauchen dürfte, wäre mir gleich wieder wohl."

„Sie können kalte Bäder haben, wenn es Sie danach verlangt."

---

*) Siehe das Titelbild.

„Nein, nein, das ist nicht dasselbe.“ Ihr Blick verließ das Wasser und irrte mit ängstlichem Ausdruck nach den Fenstern des ersten Stockwerkes. „Wissen Sie es schon, Herr Doktor, daß er heute nacht wieder da war?“

„Der Mann mit dem Messer?“

„Ja. Er wollte durchs Fenster steigen, aber Lisette hat ihn verscheucht. Ich habe mich so gefürchtet und mit aufgehobenen Händen gebeten, daß man Sie holt. Es wäre nicht erlaubt, sagte Lisette. Und so haben Sie mich denn trotz Ihres Versprechens gleich das erste Mal allein gelassen,“ schloß sie trübe.

Er beugte sich zu ihr nieder. „Ich werde sofort den Befehl geben, daß man mich ruft, wo und wann immer Sie es wünschen. Sind Sie nun zufrieden?“

Ihr Gesicht leuchtete auf. „Ja, nun bin ich zufrieden.“

„Und versprechen mir dafür, den törichten Gedanken an das Wasser da unten aufzugeben?“

„Ich verspreche es.“ Sie begleitete ihre Worte durch ein kräftiges Nicken. Aber der Blick, der schon wieder sehnsüchtig die schimmernde Fläche suchte, strafte sie Lügen.

Es gelang Gerlach, sie zu bewegen, daß sie ihren Platz verließ und an dem Tennisspiel einiger Herren teilnahm. Aus der Ferne beobachtete er die graziösen Bewegungen ihrer noch halb kindlichen Gestalt. Sie lachte und war jetzt eitel Fröhlichkeit, und doch wußte er, daß auch in dieser Heiterkeit bereits das Messer stak, das so viele Geisteskranke mit sich herumtragen: der glühende Drang nach Selbsterlösung.

Melittas Wärterin saß unweit des Tennisplatzes mit einer Handarbeit auf einer Bank.

Gerlach trat zu ihr. „Ist es wahr, daß Ihr Pflegling heute nacht einen Anfall gehabt hat?“

„Jawohl, Herr Doktor. Es gelang mir nur mit Mühe, die Kranke im Bett festzuhalten. Sie wollte durchaus, daß ich Sie hole. Aber allein lassen konnte ich sie doch nicht!“

„Ich werde der Wärterin im Nebenzimmer Auftrag geben, daß sie Sie ablöst, sobald Sie an die Wand klopfen. Bei einer Wiederkehr des Anfalles haben Sie mich unter allen Umständen zu holen. Verstehen Sie mich?“

„Ja, Herr Doktor.“

Mit auf dem Rücken gekreuzten Händen schritt er nachdenklich weiter, an den einzelnen Gruppen vorüber, die sich an den schattigsten Stellen des Gartens zusammengetan. Da klang ihm von der Mauer her lautes Schimpfen entgegen. Es war der Major, der in der vorletzten Nacht Lärm geschlagen und überhaupt zu den unruhigsten Gästen der Anstalt zählte. Er hatte einen Karren vor sich, den er mit Sand füllte, um ihn nach dem anderen Ende des Gartens zu schaffen. In diesem Augenblick schrie er unter allerlei drohenden Gesten auf seinen Wärter ein, der, ohne mit einer Wimper zu zucken, das sinnlose Gerede über sich ergehen ließ.

Gerlach näherte sich und fixierte den Irren scharf. Sofort verstummte dieser, warf einen scheuen Blick auf den Arzt und begann dann, geduckt wie ein Tier, das Schläge fürchtet, von neuem seinen Karren zu füllen.

Ein Seufzer entquoll Gerlachs Brust. War das hier denn überhaupt noch Menschentum?

Als er nach einer Weile auf den Gärtner stieß, hielt er ihn an.

„Hat jemand außer Ihnen den Schlüssel zum Gartenpförtchen neben dem Wasser?“

Der Mann verneinte. „Ich gebe den Schlüssel nie aus der Hand. Wenn von den Arbeitern einer hinaus will, schließe ich selbst auf und zu.“

„Dann ist es gut. Speziell diese Tür darf nie eine Minute offen bleiben.“

„Ich weiß — ich weiß. Da können der Herr Doktor ganz unbesorgt sein. Ich habe ein wachsames Auge auf meine Leute.“

Gerlach war davon überzeugt. Solange die Anstalt bestand, war darin nichts vorgekommen, was ihren Ruf geschmälert hätte. Der alte Gärtner war ein durchaus verläßlicher Mensch, und außer diesem besaß nur noch der Direktor und er selbst den Schlüssel zum Seitenpförtchen. Und trotzdem war eine zitternde Furcht in ihm, wie die Ahnung vor etwas Schrecklichem, Unbekanntem. Er wußte ja, welch entsetzliches Geschick dem armen Wesen bevorstand. Nach den anfangs leichten Anfällen würden die schweren kommen, dann Tobsucht, Zwangsjacke. Würde er es mitansehen können, wenn die derbe Hand des Wärters die zarten, sich schmerzhaft krümmenden Glieder in eiserne Fesseln legte?

Es dunkelte ihm vor den Augen. Warum hatte gerade bei ihr die Krankheit eine solche Form annehmen müssen? Es gab andere, leichtere Arten, ja viele der vom Wahnsinn Befallenen befanden sich infolge ihrer Ideen sogar in einem Glückszustand, dem der gesunde Mensch in seinem ganzen Leben nicht nahe kommt.

Seine letzte Hoffnung war das neue Präparat, mit dem bei einigen Kranken bereits hübsche Erfolge errungen worden waren. Er hatte es ihr noch nicht zu geben gewagt, da es außergewöhnlich stark war, zu stark fast für ihre Konstitution. Aber wenn der Anfall

wieder kam, würde er einen Versuch damit machen. Versagte es, dann mußte er den Dingen ihren Lauf lassen, seine Weisheit einem höheren Willen unterordnen, zu dem keine menschliche Macht hinanreicht.

— — — — — — — — — — — — — —

Es klopfte gegen Mitternacht an Gerlachs Zimmertür. „Bitte, Herr Doktor, kommen Sie schnell auf Nummer zwanzig!“

Binnen zwei Minuten hatte er die Kleider übergeworfen und eilte nach Melittas Zimmer. Es war nicht geschlossen, doch hatte es den Anschein, als stemme sich von innen jemand gegen die Tür, während eine zweite Person sie mit Gewalt aufzureißen suchte. Durch einen einzigen kraftvollen Stoß verschaffte er sich Eingang.

„Was geht hier vor?“

Der sanfte und doch vorwurfsvolle Ton brachte die Irre zu sich. Sie wich beiseite und streckte die Hand aus nach dem Arzt. „Endlich kommen Sie!“ murmelte sie kaum hörbar.

„Ich bin sofort gekommen.“

„Es war doch sehr, sehr lange. Aber jetzt“ — ein freudiges Lächeln begleitete den suchenden Blick — „fürchte ich mich nicht mehr. Jetzt ist alles wieder gut.“

Trotz dieser Versicherung zitterten ihr die Knie, und die Zähne schlugen aneinander.

Gerlach gab der Wärterin einen Wink. Gemeinsam trugen sie das Mädchen aufs Bett, wo es mit allen Anzeichen der Erschöpfung regungslos liegen blieb.

Der Arzt rührte an einem Nebentischchen ein Pulver für sie ein. „War es sehr schlimm?“ wandte er sich flüsternd an die Wärterin.

„Es war viel ärger als das erste Mal. Ich mußte

meine ganze Kraft aufbieten, um sie zu bändigen. Wenn sie so fortmacht, wird der Herr Direktor sie bald in den Pavillon sperren lassen."

Das Glas in Gerlachs Hand schwankte. „Damit hat es vorläufig noch Zeit. Es ist möglich, daß auf die rasch nacheinander folgenden Anfälle eine größere Pause eintritt. Wenn Sie Ihre Kraft den Anforderungen nicht gewachsen fühlen, läßt sich ja ein Tausch vollziehen."

„O nein! Ich bin stark genug. Die Baronesse Erna war ja noch viel unbändiger, und ich bin doch mit ihr fertig geworden."

Gerlach trat mit dem Glas ans Bett. „Trinken Sie!" sagte er leise.

Die Lider des jungen Mädchens gingen mühsam in die Höhe. „Ach ja — Durst!" Gierig griff sie nach dem Glas und leerte es auf einen Zug. Dabei wandte sie kein Auge von ihm. „Es brennt immer so in mir, ehe er kommt."

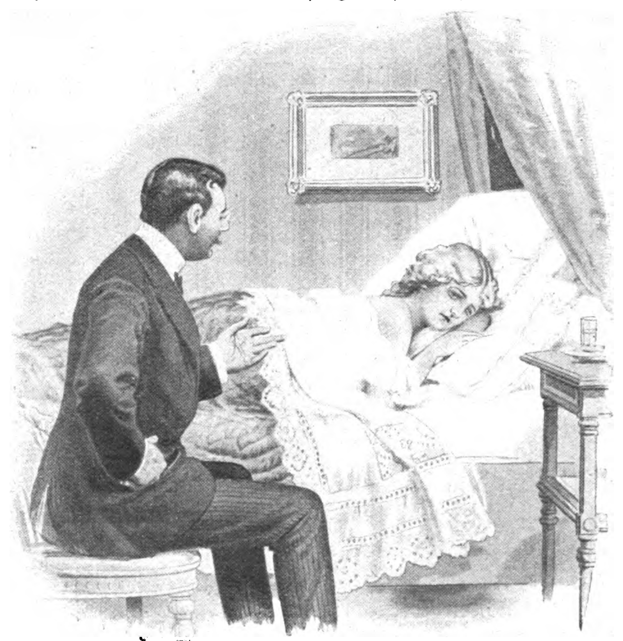
Gerlach drückte sie in die Kissen nieder. „Nun zeigen Sie mir einmal, wo der Mann, vor dem Sie solche Angst haben, eigentlich hereingekommen sein soll."

„Durchs Fenster."

„Betrachten Sie doch diese Eisenstäbe! Sie sind so eng, daß höchstens ein Vogel, im schlimmsten Falle eine Katze hindurch kann, aber gewiß kein Mensch. — Und nun merken Sie auf, was ich sage. Der Mann mit dem Messer existiert nicht, sondern ist bloß ein Gebilde Ihrer Phantasie."

„Existiert nicht?" Übergroß vor grenzenlosem Staunen ruhten ihre Augen auf seinem ernsten Gesicht. „Aber ich habe ihn doch deutlich gesehen, er hat mich doch gepackt — da an der Schulter hat er mich gepackt!"

„Das hat nicht er, sondern Lisette getan, weil Sie so unbändig waren. Glauben Sie mir, es gibt keinen Mann mit dem Messer. Ihre Furcht ist nur ein böser Traum, und Sie müssen sie abstreifen, wenn Sie mich nicht kränken wollen.“ Leise glitt seine Hand über die



Fülle blonder Löckchen, die auf dem weißen Linnen des Kissens flimmerten. „Werden Sie brav sein, Melitta?“

„Ach ja, ich möchte —“

Das Pulver begann zu wirken. Ihre Lider schlossen sich, die flüsternden Lippen brachten den Satz nicht fertig. Nur ein Lächeln blieb darauf zurück, ein wundersames, glückseliges Lächeln.

Gerlach trat zurück. „Lassen Sie sie jetzt ruhig schlafen, Lisette, und wenn es bis Mittag dauert. Sollte sich Erbrechen einstellen, so rufen Sie mich. Gute Nacht!“

Als er über den Gang schritt, öffnete sich die Tür der Direktorswohnung, und der alte Herr erschien, die Lampe hochhaltend, auf der Schwelle.

Gerlach grüßte. „Herr Direktor sind noch nicht zu Bett?“

„Nein, ich brauche nicht mehr viel Schlaf und habe eben einige dringende Sachen erledigt. Wer hat denn wieder gelärmt?“

„Unsere jüngste Patientin. Es war ein kurzer, aber heftiger Anfall.“

„Schrecklich, daß man nicht einmal des Nachts seine Ruhe hat! — Heute abend ist übrigens eine Karte von Doktor Kraus gekommen. Morgen trifft er ein, so daß Sie übermorgen schon abdampfen können. Das wird Ihnen gut tun nach all der Plage.“

Gerlach blickte gepeinigt zu Boden. „Entschuldigen Sie, Herr Direktor, aber ich möchte meinen Urlaub, wenn es irgend angeht, auf den Herbst verschieben.“

„Warum?“

„Weil ich heute Fräulein Melitta das neue Präparat verabreicht habe und nun den Erfolg genau studieren möchte.“

Der Direktor klopfte ihm lächelnd auf die Schulter. „Sie sind zu übereifrig, mein Lieber. Doktor Kraus wird die begonnene Kur ganz nach Ihrem Wunsche fortsetzen und Ihnen ausführlich über das Resultat berichten. Nein, nein, deshalb brauchen Sie wirklich nicht hier zu bleiben.“

„Gewiß nicht, aber ich möchte doch gerne selbst ... und dann ... wenn es jemand gelingt, auf das er-

regte Gemüt des Mädchens beruhigend einzuwirken, so bin ich es."

„Nun, wenn Sie durchaus wollen, fortschicken kann ich Sie ja nicht. Am Ende sind es gar Ihre hübschen schwarzen Augen, denen Sie die Sympathie Ihrer Patientin zu verdanken haben."

Gerlach errötete. Er lachte gepreßt. „Möglich, daß ich ihr sympathisch bin. Im übrigen wissen wir Ärzte ja, daß Geisteskranke nicht das Vermögen besitzen, sich bis zu jenem Grade der Empfindung durchzuringen, den wir Liebe nennen. Sie folgen einzig dem Drange ihrer Natur, ohne sich über den Ursprung ihres Gefühles oder dessen Bedeutung klar zu werden. — Aber Sie wollen noch arbeiten, Herr Direktor. Da will ich nicht länger stören. Gute Nacht!" —

In Gerlachs Zimmer brannte noch das Licht, wie er es vorhin bei dem eiligen Verlassen angezündet. Der weiße Strahl fiel hell auf den Pfeilertisch und beleuchtete eine schön gearbeitete weiße Marmorbüste, das Bildnis des berühmten Gründers der Anstalt.

Der junge Arzt trat mit höhnendem Lächeln an die Büste heran. „Neben deinen Lorbeerkränzen stirbt ein Engel," flüsterte er, „und du kannst ihn nicht retten, kannst ihm nicht helfen mit deiner Weisheit. Elende Stümper sind wir alle, alle!"

Langsam ließ er die drohend gehobene Faust sinken und stützte den Kopf. Wie sie gelächelt hatte, als er sich zum Abschied über sie gebeugt! Ihr dunkler Instinkt tastete sich suchend nach ihm hin, aber der Weg zu ihrem Herzen war verrammelt durch den Dämon des umnachteten Geistes, die Brücke abgebrochen. Sie konnte sich nicht durcharbeiten bis zur höchsten Offenbarung. Ach, helfen können, ein Gott sein, das Unmögliche vollbringen!

Aufschluchzend schlug er beide Hände vors Gesicht. Nein, nein, sie würde nicht genesen, sein Gefühl sagte es ihm, wie sehr er sich auch dagegen sträubte. Sie war verloren, und er selbst war ein Narr, der größte von allen, weil er zu hoffen wagte und zu —

— — — — — — — — — — — — — — —

Doktor Kraus wurde von Gerlach gleich nach seiner Ankunft beiseite genommen und ihm der Fall mitgeteilt.

Kraus hörte gelassen zu. „Das neue Präparat also haben Sie versucht? Halte, aufrichtig gesagt, nicht viel davon. Verfolgungswahn — he? Vererbung auch noch? Wird nichts zu machen sein. Aber natürlich, man muß das möglichste tun. — Wissen Sie übrigens, daß Sie niederträchtig aussehen? Na, jetzt kommt ja wieder eine bessere Zeit für Sie. Unbegreiflich, daß Sie nicht auf Urlaub gehen wollen."

„Ich denke erst im Herbst —"

„Ach was, im Herbst! Der Direktor ist selbst schon besorgt um Sie und hat mich gebeten, Sie wenigstens in der Nacht vorläufig zu vertreten."

Gerlach erschrak. „Das heißt nur, wenn nicht auf Nummer zwanzig etwas sein sollte."

„Wer ist denn auf Nummer zwanzig?"

„Die Dame, von der wir eben sprachen."

Kraus lächelte ironisch. „Alle Hochachtung vor Ihrem Pflichteifer, lieber Kollege, aber so viel geistige Macht getraue ich mir denn doch auch noch zu, um ein Mädchen, das randaliert, zur Ruhe zu bringen. Eigentlich ist dies Sache der Wärter. Sie haben genügend Mittel zur Hand, um —"

„Eben diese Mittel möchte ich vermeiden. Das Mädchen ist im allgemeinen sanft und gefügig und leistet nur während der Anfälle Widerstand. Bis jetzt

hat noch immer ein gütiges Wort von mir ausgereicht, sie zur Vernunft zu bringen."

„Auf die Dauer wird das nicht helfen. Nein, nein, Sie verfolgen da eine ganz falsche Pädagogik, mein Lieber. Geisteskranke müssen mit Strenge behandelt werden, wenn sie einem nicht über den Kopf wachsen sollen. Wo ist das Mädchen jetzt?"

Gerlach wies nach dem Garten.

„Nun, da wollen wir doch gleich einmal nachsehen, wie es mit ihr bestellt ist." —

Melitta saß neben ihrer Wärterin auf einer Bank und nähte an einer Stickerei. Als sie Gerlach in Begleitung eines Fremden kommen sah, flog ein Schatten über ihr Gesicht.

„Mein Kollege, Doktor Kraus, Fräulein Melitta," sagte Gerlach. „Wir werden uns von nun an in die Arbeit teilen, und wenn ich daher einmal gerade nicht anwesend sein sollte, wenn Sie einen Wunsch auf dem Herzen haben, so müssen Sie sich damit an ihn wenden."

„Einen Wunsch?" Zweifelnd schaute sie an Doktor Kraus empor.

Dieser lachte. „Einen vernünftigen Wunsch natürlich. Andere werden nicht berücksichtigt."

Wieder traf ihn ein zweifelnder Blick. „Etwas Unvernünftiges wünscht man doch nicht!"

„Desto besser. Soll ich Ihnen Doktor Gerlach zur Gesellschaft dalassen? Es scheint ohnedies, daß ich hier überflüssig bin."

Kraus lachte wieder und entfernte sich, dem Mädchen nochmals grüßend zuwinkend.

Mit großen Augen sah sie ihm nach.

Da berührte Gerlach ihren Arm. „Wollen wir einen Gang durch den Garten machen? Das viele Sitzen ist nichts für Sie."

Schweigend folgte sie ihm. Nach ein paar Schritten blieb sie stehen. „Wie lange wird Doktor Kraus hier sein?“

„Er ist ständig hier und hat bloß seinen Urlaub auswärts zugebracht.“

„Wird er nun auch anstatt Ihrer in mein Zimmer kommen? Das will ich nicht — unter keinen Umständen!“

„Warum nicht?“

„Weil er kein so gutes Gesicht hat wie Sie.“

„Das ist Einbildung. Doktor Kraus ist ein ausgezeichneter Arzt, dem Sie unbedingt vertrauen dürfen. Aber er ist energischer als ich, und deshalb rate ich Ihnen, ruhig zu sein und des Nachts keinen Lärm zu schlagen. Er versteht in solchen Dingen keinen Spaß.“

In ihre Züge trat ein jähes Erschrecken. „Wie? Sie wollen mir nicht zu Hilfe kommen, wenn der Mann mit dem Messer —“

„Das wird nicht möglich sein. Doktor Kraus hat für die nächste Zeit den Nachtdienst auf sich genommen, da ich selbst sehr müde und abgearbeitet bin. Der Herr Direktor wünscht es so.“

In tiefer Mutlosigkeit senkte sie den Kopf. „Dann weiß ich auch, daß ich bald sterben muß.“

„Seien Sie vernünftig. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß der Mann mit dem Messer gar nicht existiert.“

„Aber ich sehe ihn doch oft — auch bei Tag.“

„So träumen Sie eben am hellen Tag.“

Sie strich sich über die Stirn und schlug plötzlich ein rasches Tempo ein. „Er wird wiederkommen, und diesmal tötet er mich bestimmt. Wenn Sie gesehen hätten, wie er —“

Gerlach betrachtete sie düster. „Wohin wollen Sie?“ fragte er. „Wir sind am Ende des Gartens.“

„Ja, da ist ja schon das Pförtchen.“ Mit aller

Kraft drückte sie auf die Klinke. Sie gab nicht nach. „Wenn ich doch den Schlüssel hätte! Ein einziges Mal nur die Hände eintauchen in die kühle Flut, und der Mann mit dem Messer könnte mir nichts mehr tun! Ich weiß es bestimmt. Ach, wie unbarmherzig Sie doch sein können!“

Gerlach zitterte. Wie gut sie das Mittel kannte, das allein imstande war, ihre Schmerzen zu heilen! Wenn er ihr dazu verhalf? Sein Atem ging schwer.

„Vielleicht gebe ich Ihnen den Schlüssel einmal,“ stieß er heiser hervor.

Ein jubelnder Laut entquoll ihren Lippen. „Wann?“

„Ich weiß es noch nicht. Fragen Sie jetzt nicht weiter.“

Als sie gleich darauf munter davonlief, ganz erfüllt von der Aussicht auf das gegebene Versprechen, wurde ihm leichter. Was hatte er denn getan? Dem armen Kinde eine vorübergehende Freude bereitet, ohne daß für ihn irgend eine Verpflichtung daraus erwuchs. Nein, er hatte nichts Böses getan. — —

In der Nacht schlief er nur mit halbem Ohr. Mochte Doktor Kraus auch spöttisch lächeln, er wollte doch auf dem Posten sein, wenn der Anfall bei Melitta sich wiederholen sollte. Aber es blieb still, und auch in den folgenden Nächten regte sich nichts.

Eine leise Hoffnung stahl sich in seine Brust. Wenn das neue Mittel doch einen unerwarteten Erfolg hätte? Vielleicht — vielleicht! Taumelndes Entzücken erfaßte ihn bei dem Gedanken, ein stürmischer Drang, ihr in irgend einer zarten Form zu danken, wodurch sie ihn unbewußt erfreut.

Aber was konnte er ihr schenken? Bonbons? Ja, das ging. Sie aß so gerne Süßigkeiten. Wie ein übermütiger Junge stürzte er davon, um in der Stadt seine Besorgung zu machen.

Als er mit einer mächtigen Tüte zurückkam, stieß er im Korridor mit Doktor Kraus zusammen und zwar so heftig, daß die Tüte ins Schwanken geriet und ein Teil der Bonbons auf den Steinfliesen umhersprang.

Lachend half Kraus ihm dieselben auflesen. „Seit wann naschen Sie, Kollege? Oder sind die Bonbons für jemand anders bestimmt?“

„Sie sind für Fräulein Melitta.“

„Nun, da haben Sie keinen günstigen Zeitpunkt für die Anbringung Ihres Geschenkes gewählt. Eben hat sie wieder einen Anfall gehabt.“

Gerlach lehnte sich an die Mauer. „Einen schweren Anfall?“ fragte er.

„Das will ich meinen. Steckt einmal im Blut. Wenn Sie ein paar Minuten früher gekommen wären, hätten Sie assistieren können. Von dem Lärm, den das Mädchen schlug, wurden sogar die anderen Kranken rebellisch. Ich mußte sie schließlich in die Zwangsjacke stecken, um —“

Gerlach hatte den Arzt an der Schulter gepackt und schüttelte ihn. „Das arme Kind in die Zwangsjacke —“

Befremdet wich Kraus zurück. „Ich verstehe Sie nicht, Bester. Kann ich es denn verantworten, daß sie sich die Kleider vom Leibe reißt, sich vielleicht gar ernstlichen Schaden zufügt? Ich habe mit dem Direktor schon darüber gesprochen. Sowie noch einmal solch ein Anfall eintritt, kommt sie in die Einzelzelle. Sie ist eine Gefahr für die anderen Patienten. Jetzt liegt sie auf ihrem Bett, und Sie können sie sehen, wenn Sie wollen.“

Mit kühlem Gruß schritt er davon.

Mechanisch einen Fuß vor den anderen setzend, stieg Gerlach die Treppe hinauf. Die Tüte in seiner

Hand erschien ihm in diesem Augenblick wie eine Verhöhnung. Er winkte einer vorbeieilenden Wärterin und gab sie ihr. Dann trat er bei der Kranken ein. Wie damals nach dem nächtlichen Anfall lag sie mit geschlossenen Augen totenähnlich da.

Er zog sich einen Stuhl an das Lager und wartete, daß sie zu sich käme.

Allmählich kehrte denn auch die Röte des Lebens in das verfallene Gesichtchen wieder, der schreckhafte Zug, der den reizenden Mund verzerrte, wich einem müden Lächeln.

„Ach, Herr Doktor!“ Sie hatte ihn erkannt. Der tastende Blick suchte sein Gesicht. „Warum kommen Sie so spät? Ich habe Furchtbares erduldet. Man hat mich gestoßen, geschlagen —“

„Nein, nein —“

„O doch — hier, sehen Sie meine Hände! Gefesselt hat man mich, weil ich mein Leben verteidigen wollte. Wissen Sie, was ich gelitten habe? Sie sagen immer, Sie hätten mich lieb, und doch haben auch Sie kein Erbarmen mit mir, sondern liefern mich kalten Blutes den Henkern aus.“

Gerlach sah nach der Wärterin. „Gehen Sie, bitte, auf mein Zimmer, Lisette, und holen Sie mir das Fläschchen, das ganz zuoberst in meinem Medizinkasten steht. Sie brauchen nicht zu eilen, ich bleibe noch eine Weile hier.“

Mit auf der Brust verschränkten Armen stand er in der Mitte des Zimmers und starrte geradeaus. Er schien es völlig vergessen zu haben, wo er sich befand.

Da rief ihn eine klagende Stimme zu sich. Er zuckte zusammen, strich ein paarmal über die Stirn und näherte sich dann festen Schrittes dem Bett.

„Seien Sie ruhig, Melitta, ich will Ihnen beweisen, daß ich Sie lieb habe. Wir beide werden ein großes Geheimnis miteinander haben. Wollen Sie?“

„Ja, ja, was denn?“

„Den Schlüssel —“

„Sie werden ihn mir endlich geben?“

„Das nicht, aber ich werde Ihnen die Tür öffnen, sobald wir beide allein im Garten sind.“

„Wann kann das sein?“

„Es kann heute schon sein. Hören Sie mir aufmerksam zu. Sie vermissen während des Mittagessens Ihr Taschentuch und gehen, um es zu holen. Anstatt daß nun Lisette Sie wie gewöhnlich begleitet, begleite ich Sie selbst. Es ist niemand im Garten um diese Zeit. Verstehen Sie mich auch recht?“

„Also heute mittag — endlich!“ Ihr Gesicht brannte vor froher Aufregung.

Die Wärterin erschien mit dem Fläschchen. Er bereitete den Trank und entfernte sich, der Kranken, deren glänzende Augen ihm bis an die Tür folgten, freundlich zunickend. Eine wunderbare Ruhe war über ihn gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zum Erstaunen des Direktors war Melitta schon nach einer Stunde wieder völlig wohlauf. Sie bestand darauf, an der Mittagstafel teilzunehmen, und unterhielt sich dabei im heitersten Tone mit ihrer Nachbarin.

Gerlach sah nicht nach ihr hin.

Als die Kranke der Verabredung gemäß sich erhob, kam auch in ihn Bewegung.

„Bleiben Sie nur, Lisette, ich gehe selbst,“ rief er der Wärterin zu.

Seite an Seite schritt er mit ihr aus dem Saal.

„Den Schlüssel!“ flüsterte sie drängend.

Er antwortete nicht. Stumm schlug er den Weg nach dem Ende des Gartens ein. Das Schloß kreischte, als er den Schlüssel hineinschob.



Noch eine halbe Minute, dann war der Platz neben ihm leer, das weiße Kleid verschwunden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Saal war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Soeben hatte der Verteidiger seine glänzende Rede

beendet, in der er die bisherige Unbescholtenheit des Angeklagten erörterte und das Zeugnis des Direktors der Anstalt als Beweis für dessen außerordentliche Tüchtigkeit anführte. Gerlach konnte die Tat nur in einem Anfalle momentaner Sinnesverwirrung begangen haben. Deshalb sei unter allen Umständen die Freisprechung des Angeklagten zu beantragen.

Nun erhob sich der Präsident und fragte Gerlach, ob er noch etwas zu sagen habe. Ja, er hatte noch etwas zu sagen. Den kurzen, knappen Antworten, die er bisher gegeben, hatte er noch etwas hinzuzufügen, etwas, das vielleicht sogar sein Verhängnis werden konnte. Aber er fragte nicht danach. Hoch aufgerichtet begann er: „Hoher Gerichtshof! Vielleicht sind Sie bereit, mir Milde angedeihen zu lassen für ein Vergehen, das im allgemeinen strengste Bestrafung verdient. Sie halten es wohl für selbstverständlich, daß ein Mann wie ich nur im Zustande momentaner Sinnesverwirrung so handeln konnte, wie ich getan. Vielleicht haben Sie recht. Es liegt für mich heute noch eine tiefe Dunkelheit über jener furchtbaren Stunde, eine Dunkelheit, in die ich nicht zu dringen versuchen darf, ohne mich darin zu verlieren. Aber die Absicht zur Tat entstand nicht erst, wie Sie glauben, im Augenblick selbst. Sie keimte in mir empor, als ich zum ersten Male in das engelhaft süße Antlitz des unglücklichen Mädchens sah. Aus dem namenlosen Mitleid, das ich mit ihr empfand, wurde mehr und mehr. Ich hätte mein Leben hingegeben, sie zu retten, ich — ich liebte sie mit der ganzen Verzweiflung eines Menschen, der in rasender Ohnmacht sich gegen die Härte eines unerbittlichen Geschickes auflehnt. Nicht helfen können! Ich sah ihre Leiden anwachsen von Tag zu Tag, sah die Qualen voraus, denen sie

entgegenging. Meine Liebe konnte sie nicht retten, nur die Erlösung, nach der sie selbst so heiß verlangte, konnte ich ihr geben. Und da gab ich sie ihr. Ich wollte barmherziger sein als das Schicksal, wollte ein Mensch sein und ward an ihr zum Mörder. Nun richten Sie mich!“

Lautlos still war es im Saal. Dann zogen sich die Geschworenen zu kurzer Beratung zurück.

Als sie wiederkamen, verkündete der Obmann das Urteil. Es lautete mit allen Stimmen auf Verneinung der Schuldfrage.

Die Menschheit aber beugte das Knie vor dem heiligen Schmerz, der wie eine göttliche Offenbarung an ihr vorbeischritt.





Die Insel Wight.

Reiseskizze von Martin Howitz.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

England ist die Heimat der Seebäder, wie sie sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts an allen Küsten der Nord- und Ostsee als segensreiche Gesundungsstationen entwickelt haben, besonders auf der deutschen „Waterkant“ mit ihren Inseln von Borkum bis Rügen und auf der englischen Südküste. Dort wurden Margate und Brighton schon im achtzehnten Jahrhundert von London aus als Sommerfrischen der eleganten Welt besucht, denen dann andere, von London entferntere Orte den Rang abliefen. In England sind die bespannbaren Badekarren für die Badegäste zum Auskleiden vor dem Einsteigen ins heranbrandende Wellengewoge des Meeres erfunden worden, die bis zu ihrer Benützung an den besten Badestellen nebeneinander am Strand aufgereiht stehen; in England wurden in den aufblühenden Seebadeorten, den „watering places“ der Londoner, zuerst jene riesigen Steindämme und Landungsbrücken aus Holz und Eisen, die „Piers“ und „Jetties“, mit dem besonderen Zweck ins Meer hinausgebaut, den nach frischer Seeluft verlangenden Kurgästen als „Wandelbahn“ über der Wellenbrandung zu dienen.

Verhältnismäßig spät sind auf der Insel Wight die heute berühmten Seebäder zur Entwicklung gelangt. Die jetzt so viel besuchten Naturschönheiten der von alters her reichbewaldeten Insel waren bis um die

Mitte des vorigen Jahrhunderts so ziemlich das Geheimnis der hier begüterten Grundbesitzer aus der englischen Geburts- und Geldaristokratie und ihrer Kreise geblieben. Das Beispiel der Königin Viktoria, die schon als Prinzessin eine besondere Vorliebe für das auf der Nordostküste von Wight gelegene Schloß Osborne hatte, wo sie nach ihrer Verheiratung mit Prinz Albert von Sachsen-Koburg 1842 zum ersten Male auf längere Zeit residierte, verstärkte den Zuzug von Ansiedlern, die auf den idyllischen, vom Klima so bevorzugten Gestaden gleichfalls ein Lustschloß oder Landhaus besitzen wollten. Jetzt gibt es Hunderte von solchen herrschaftlichen Sitzen in fast allen Buchten des felsigen Eilands. Die Hafenstädte Cowes und Ryde, durch ihren Holzexport und ihren Schiffbau schon früher zur Bedeutung gelangt, sind heute, ebenso wie die mehr im Inneren, am bereits schiffbaren Medina gelegene Hauptstadt Newport, Stützpunkte eines großartigen Fremdenverkehrs, der selbst im Winter nie ganz abbricht. Aus kleinen Fischerdörfern sind im Laufe der letzten fünfzig Jahre vielgepriesene Seebadeplätze erwachsen, und unter diesen ist Ventnor, das, besonders gut vor kalten Winden geschützt, in der Mitte der Südküste liegt, nunmehr eine ansehnliche Stadt mit sieben Kirchen und Kapellen und verschiedenen Hospitälern, mit Parken und Spielplätzen, einer schönen Esplanade am Strand und dem weit ins Meer hinausreichenden Pier geworden, eine fashionable Badestadt, die im Wetteifer mit dem benachbarten Shanklin alle anderen englischen Seebäder an Beliebtheit in den tonangebenden Kreisen der Londoner Gesellschaft überflügelt hat.

In der Zeit dieses Wandels wurde die schon von den Römern mit Kastellen bebaute, strategisch auch heute noch sehr wichtige Insel mit verschiedenen Eisen-

Photographische Aufnahmen von G. Steinike.

Ventnor.

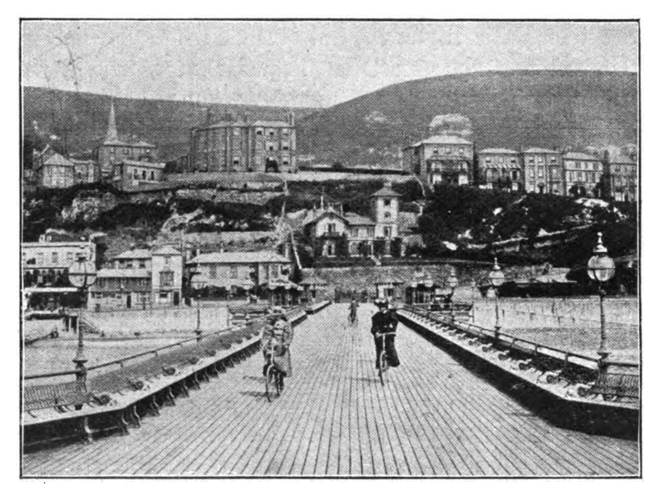
bahnen durchzogen, die ihre Häfen mit der Hauptstadt Newport wie mit Ventnor und miteinander verbinden, und diese Eisenbahnen werden durch zahlreiche bequeme Fahrstraßen ergänzt. Auch der minder bemittelte Tourist findet jetzt in Ryde, Cowes, Newport wie in Ventnor, Shanklin, Chale, Freshwater, Bembridge und so weiter angemessene Unterkunft; in drei, vier Tagestouren kann er zu Fuß alle die landschaftlichen, historischen und geographischen Sehenswürdigkeiten von Wight besuchen; beträgt doch die Länge der Insel nur 36, die Breite 20 Kilometer.

Da Cowes, das der von Newport herabkommende Medina in eine westliche und eine östliche Hälfte teilt, und Ryde sich gegenüber von zwei der größten Verkehrshäfen Englands, dem Handelshafen Southampton und dem Kriegshafen Portsmouth, befinden, die beide mit London durch zwei Eisenbahnlinien verbunden sind, da anderseits die Wight vom Festland trennenden Meeresarme Solent und Spithead nicht breit sind, so ist die Insel von London aus in einigen Stunden leicht zu erreichen. Cowes und Ryde sind übrigens durch ihren Holzexport, der leider den alten Waldbestand auf Wight schon recht gemindert hat, auch für den englischen Schiffbau von Wichtigkeit; für die englische Sportwelt, ja für die Sportwelt Europas haben die dort bestehenden Jachtklube und die im August jedes Jahres in ihren Gewässern stattfindenden berühmten Regatten große Bedeutung.

Den Hauptruhm der auch verschiedene Baudenkmale aus römischer Zeit aufweisenden, an Fundstellen für versteinerte Pflanzen und Tiere merkwürdig reichen Insel bildet jedoch seine Südküste, im besonderen die Undercliff in der Mitte von dieser. Hier herrscht ein Klima, das an das der Riviera erinnert, und eine

Vegetation entfaltet sich in diesem Klima, die kein Fremder auf der nördlichen Seite des Kanals suchen würde. Diesen Vorzug verdankt die Isle of Wight ihrer geologischen Beschaffenheit.

Bekanntlich erhebt sich die ganze Südküste von England in einer reichgebuchteten, von Schluchten vielfach durchsetzten Kette von fast senkrecht über dem branden-



Pier in Ventnor.

den Meer aufsteigenden Kreidefelsen, den „white cliffs of England". Über die Insel Wight ziehen sich der Länge nach zwei Ketten von Kreidehügeln. Die eine reicht von den Culver Cliffs im Osten bis zu den zackigen, von den Meereswogen zernagten und wild umspülten Needles (Nadeln) im Westen. Eine zweite, höhere Hügelreihe im Süden der Insel bildet für die am Meer ihr vorgelagerte Undercliff eine starke Schutzmauer gegen den Nordwind. Auch die benach-

barten Buchten haben Vorteil hiervon. Diese vom Himmel gesegnete, fruchtbare Uferlandschaft, deren durch Schlipfe von den Kreidedowns entstandenes, malerisches, oft in Terrassen sich zum Meer herabsenkendes Felsgetrümmer in Grünsand und Wälderton gebettet ist, hat ein so mildes Klima, daß Myrten, Fuchsien, Verbenen und andere exotische Pflanzen im Freien überwintern können und in üppigem Wachstum gedeihen. Die Undercliff hat einen Strand von sieben Kilometer Länge; im Osten liegt Ventnor, über Terrassen aufsteigend, an den Westabhang des steilen St. Boniface Down gelehnt, mit seiner herrlichen Umgebung von Schlössern und Villen, Hainen und Gärten voll immergrüner Bäume und Sträucher. Das östlich vor der Stadt, bei St. Lawrence und Steephill Castle gelegene Royal National Hospital für Schwindsüchtige, dessen acht geräumige Doppelhäuser beständig über hundert Kranken Obdach und Pflege gewähren, hat schon gar viele geheilt aus seinen von Efeu und Rosen umrankten Toren entlassen. Die Hauptsaison für Ventnor und die ihm benachbarten Kurorte ist das Frühjahr; doch werden diese vielgerühmten watering places auch während des Winters, überhaupt in allen Jahreszeiten von Erholungsbedürftigen besucht.

Die Undercliff ist nicht nur im Hintergrund durch den 150 bis 240 Meter hohen Bergzug geschützt. Diese Downs reichen im Osten und Westen unmittelbar bis ans Meer, und gerade diese Vorsprünge sind kräftig entwickelt. St. Catherines Hill im Westen ist 255 Meter hoch. Besteigt man die Höhe und blickt landeinwärts, so befindet man sich über einer leichtgewellten und wohlbebauten Hochebene, die sich gegen Newport senkt, wo der in der Nähe des St. Catherine entspringende Medina bereits von größeren Schiffen befahren wird.

Im schroffen Gegensatz zu dieser ländlichen Idylle steht die vielgestaltige, hellschimmernde, oft wild zerrissene, dann wieder von bewaldeten Abhängen unterbrochene Klippenwelt der Südküste, aus der gleich Oasen die Villen, Schlösser und Gärten und die schmucken Häuser von Blackgang, Chale und Niton emporgrüßen.

Der Blick auf das weite, blaugrüne Meer findet die



Alte Kirche in Ventnor.

glänzende oder vom Sturm aufgewühlte Fläche fast immer belebt von vielen Schiffen, Dampfern und Seglern. Auf einem Vorsprung, dem St. Catherine Point, steht 62 Meter über dem Meere der 37 Meter hohe Leuchtturm, dessen elektrischer Beleuchtungsapparat den unerhörten Lichtstrom von sechs Millionen Kerzenstärke übers Meer hinaussendet. St. Boniface Down am östlichen Ende der Undercliff erreicht 240 Meter Höhe. An seinen südlichen Abhang und vor dem Klippenriff Dunnose lehnt sich im Schatten hoher

Laubbäume Bonchurch, dessen alte Kirche noch aus der Zeit der Eroberung Englands durch die Normannen stammt, von alters her ein Heiligtum des Fischervölkleins der Küste. Eine halbe Stunde von hier breitet sich in seiner lieblichen, auch von Downs geschützten Bucht Shanklin aus, das noch vor kurzem nur ein Dorf war, und dessen Anwachsen zur Stadt glücklicherweise seinen ursprünglichen ländlichen Charakter nicht verdorben hat. Aus den Downs im Hintergrunde windet sich zwischen steilen Felswänden bis zum Meere die von einem munteren Sturzbach durchrauschte Chine, deren Schattenkühle im Sommer sehr geschätzt ist. An dem Berghang darüber stehen mächtige Ulmen und Eschen. Solche von Wildbächen gebildete Schluchten, in denen Moos und Buschwerk die weißen Felswände bekleiden, gibt es an der Südküste der Insel mehrere von Ruf. Besonders berühmt ist die Blackgang Chine an der Chale Bay im Westen von St. Catherines Hill. Sie wird so viel besucht, und ihre Umgebung ist so anziehend, daß auch dort ein Hotel entstanden ist, trotz der Nähe von Chale und Niton, wo schon längst gute Gasthäuser bestehen.

Viel besucht von Ventnor und den anderen Luft- und Seebadeorten der Südküste aus werden mittels der Eisenbahn, die sich hinter Ventnor durch die Wroxall Down bohrt, dann im Osten von Shanklin, bei Sandown, sich dem Meer wieder nähert und dort in die Linien nach Brading Ryde und nach Newport-West Cowes spaltet, auch die hervorragendsten Baudenkmäler aus römischer Zeit, die Reste der „Roman Villa“ bei Brading und das auf Fundamenten römischen Ursprungs aufgebaute, prächtige mittelalterliche Carisbrook Castle bei Newport.

Von Brading, dem altertümlichen Städtchen, führt

ein lohnender Ausflug nach Bembridge und zum Ostkap der Insel, dem Foreland; auf seiner Höhe überblickt man gegen Culver Down und Culver Cliff die Whitecliff Bay — ein gar stimmungsvolles Seestück. Die blanken Klippen der Whitecliff Bay sind Tertiär-



Alte Dorfstraßen in Shanklin.

gebilde und bieten dem Geologen berühmte Fundstellen von versteinerten vorweltlichen Seetieren. Die gegen Spithead und Portsmouth zu im Meere postierten Leuchtschiffe erinnern an die Gefährlichkeit dieses so klippenreichen und doch so viel umfahrenen Ufers.

Die interessanteste Sehenswürdigkeit der Insel Wight ist aber am Westkap zu suchen; an dessen Ende

die Needles, ähnlich wie die Faraglione bei Capri, als hohe Felsenriffe aus der sie wild umbrandenden Meeresflut aufragen. Zu ihrer Besichtigung fährt oder wandert man nach Freshwater, wo von East Cowes her eine Eisenbahn mündet, aber auch viele Straßen von Norden und von Süden her zusammenlaufen. Die Bahn berührt zunächst die Hafenstadt Yarmouth, die vom Viktoria-Fort und Albert-Fort bewacht wird und zu der vom Festland her über den Solent das auch befestigte Hurst Castle und Lymington herübergrüßen. Das alte Städtchen, am Ausfluß des für seine Kürze merkwürdig breiten Flüßchens Yar gelegen, hat gegen früher sehr an Bedeutung verloren. Am Anfang des fjordartigen Beckens, in dem der wasserreiche Yar zum Meer strömt, liegt das Dorf Freshwater, dem der Fremdenverkehr einen großen Aufschwung gebracht hat. Freshwater Bay, wo sich die Südküste ihrem letzten Ausläufer ins Meer nähert, ist kaum eine halbe Stunde davon entfernt, und nicht viel weiter liegen die Felsenwarten im Westen, von denen man auf die meerumschäumten Needles hinüberschaut.

Von Ventnor aus kann man aber auch den Besuch der Needles mit einer sehr lohnenden Wagenfahrt über die Downs verbinden, für die vom Frühling bis zum Herbst ein regelmäßiger Wagenverkehr hin und zurück auf verschiedenen Strecken zu festen und mäßigen Preisen eingerichtet ist.

G. Steinike in Bremen, der Verfertiger der Photographien, die neben einem größeren Gemälde von A. Kircher unseren Abbildungen zugrunde liegen, hat seine Ansicht der Needles, die Straße bei Schloß Farringford, das einst Alfred Tennyson, der Dichter von „Enoch Arden“, bewohnte, und den Kirchplatz von Godshill auf einer solchen Fahrt nach Freshwater zu den Needles

aufgenommen. Wir verdanken ihm auch eine lebensvolle Schilderung dieser Fahrt.

Gutes Wetter begünstigte das Unternehmen. Es war im Mai. Der Wagen füllte sich vor der Abfahrt am frühen Morgen fast bis auf den letzten Platz. Außer dem Kutscher und dem Diener, der mit Posaunen-



Bei Farringford, dem Landgut Tennysons.

blasen jedes Hotel und jedes Wirtshaus anzeigte, zählte die Reisegesellschaft vierzehn Personen. Endlich waren wir alle gut verstaut, immer zwei Damen in der Mitte und je ein Herr an den Außenplätzen, und unter gewaltigem Peitschenknall und Fanfarenblasen ging's hinaus aus Ventnor.

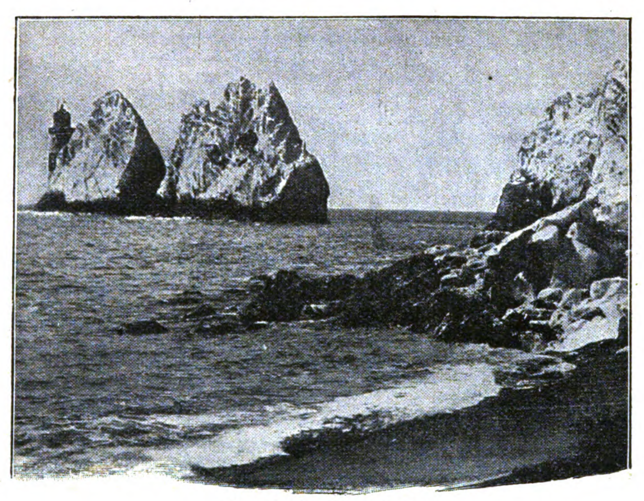
Die Fahrt führt am St. Catherine Point und Black-

gang Chine vorbei, über Chale hinauf und über Kingston, Shorwell, Brixton, Mottistone nach Freshwater Gate mit seinen Hotels. Auf der Undercliff hatten die Kastanien und Syringen am Wege in voller Blüte gestanden, vom Ufer hatte die erfrischende Musik des Wellenspiels des an den Klippen verschäumenden Meeres gerauscht. Auf der Höhe oben entschwand bald das nahe Meer den Blicken; ein scharfer Wind sauste uns um die Ohren. Die Vegetation besteht hier oben nur aus Äckern und Weiden, über deren grüne Heckenzäune sich selten ein Baum erhebt. Aber rechts hinter der Hochebene tritt ab und zu ein Stück vom Solent, ein Stück von der Küste des Festlandes hervor, was den Reiz der Landschaft wieder erhöht. Die Straße durchschneidet die zahlreichen Dörfer. Strohgedeckte, mit Efeu bewachsene Häuser, meist nur aus einem Erdgeschoß bestehend oder mit kleinen lukenartigen Dachausbauten versehen, reihen sich in Zwischenräumen rechts und links von der Straße aneinander. An der Wegkreuzung steht in den Kirchdörfern das Gotteshaus und in seiner Nähe meist das Wirtshaus. Die massiven viereckigen, zinnengekrönten Kirchtürme reden noch von der Zeit, wo sie in den Normannenstürmen als Zufluchts- und Verteidigungsort dienen mußten.

Die Einkehr auf solchen Fahrten ist dem Touristen — wie ja anderwärts auch — durch die Abmachungen des Unternehmers mit bestimmten Wirten vorgeschrieben. In Freshwater Gate wurde in einem Hotel zu Mittag gespeist.

Das letzte Stück des Weges nach Alum Bay, von dessen Pier man den besten Blick auf die Needles genießt, ist so schön, daß es den Reisenden schnell in die rechte Stimmung für das ihn erwartende Schauspiel versetzt. Unter hundertjährigen Eichen fahren wir an

Farringford, das lange Zeit der Wohnsitz des verstorbenen Hofpoeten Tennyson war, vorüber. Dann kommt zwischen Nadelholz eine Lichtung mit einem kurzen Ausblick aufs blaue Meer, dessen Brausen bei lebhaftem Windgang sich deutlich vernehmen läßt.



Die Needles bei Ebbe.

Tennyson hat der Stimmung in der Strophe Klang und Worte geliehen:

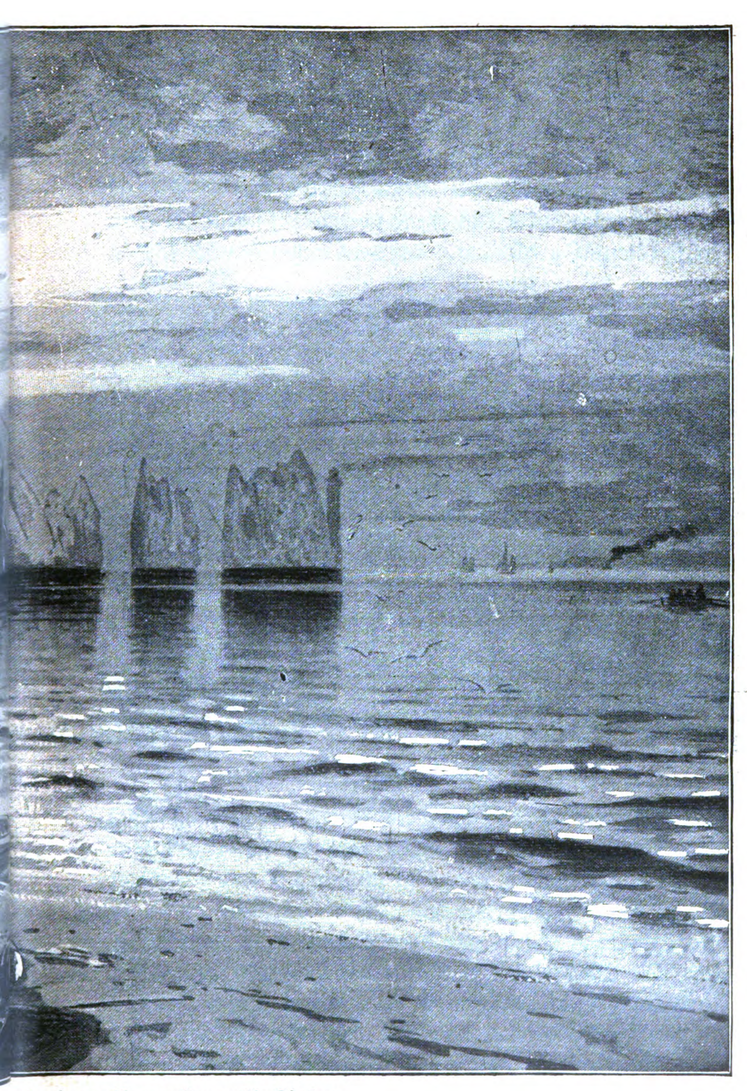
> „In stolzem Schweigen ragen die Fichten auf,
> Es bricht an ihrem Stamm sich des Windes Lauf,
> Von fern nur tönet dumpf die Brandung,
> Wenn sie der Sturm an die Felsen schmettert.“

Das ferne Donnern der Brandung ist ein passendes Vorspiel zu der Wogensinfonie, welche die Needles umbraust.

Ein wenig steigt nun der Weg an, dann senkt er sich ziemlich steil; noch eine Wendung um einen vor-



Die Needles bei der Insel Wight. Na



...ach einem Aquarell von A. Kircher.

springenden Felsen des Headenhill, der in der Höhe von 120 Meter sich als schmale Felsmauer ins Meer streckt, und vor uns liegen die Needles. Nadelscharf ragen die Spitzen dieser nackten, mehr als hundert Fuß hohen Kreideklippen empor, und wenn die Sonne darauf scheint, wird das Auge von ihrem schimmernden Weiß förmlich geblendet. Auf dem äußersten der spitzen



Kirchplatz in Godshill.

Felsklötze ist seit 1858 ein Leuchtturm errichtet. Früher mag der Schiffer diese Nadeln wohl manchmal mit Entsetzen erblickt haben, wenn in stürmischer und nebeliger Nacht ihre scharfen Kanten plötzlich auftauchten — zu spät, um das Schiff vor dem Scheitern zu bewahren. Für die Schiffe, die aus einem der nahen Häfen des Festlands hier vorüber in das weite Meer hinausfahren, rechnet man von der Höhe der Needles aus den Beginn der eigentlichen Seereise. Daher hört man die Needles im Weltverkehr so oft nennen.

Die Rückfahrt geht auf einer herrlichen, höher führenden Straße hinter dem Bergrücken der Undercliff, zu dem Bergdorf Godshill (Gotteshügel) und von da herab zwischen den Downs vor Wroxall nach Ventnor. Das ist zwar ein Umweg, aber er lohnt sich.

Über die Fahrt nach Godshill berichtet unser Gewährsmann: „Zwischen zwei waldigen Hügeln mündete unser Weg ins Freie, und vor uns in der Ferne lag auf einer Anhöhe ein kleines Dorf, gleichsam gekrönt von einer alten kastellartigen Kirche, von üppig blühenden Obstbäumen umgeben — Godshill, ein schöner Name! Wie geschaffen für dieses Bild der Ruhe und des Gottesfriedens, wie es ein Großstädter so selten zu sehen bekommt! Ohne besondere Aufforderung fuhr unser Kutscher langsam, um uns in Ruhe den schönen Anblick genießen zu lassen. Meine Reisegefährten bewilligten freundlichst einen Augenblick Rast, der mir eine Aufnahme ermöglichte, dann warfen wir noch einen letzten Blick auf dieses schöne Dörfchen, und im schlanken Trabe ging's heimwärts."

Von Ryde wie von Ventnor aus werden auch regelmäßige Rundfahrten um die ganze Insel gemacht, die namentlich bei den Londonern, die sich in kurzer Zeit einmal recht erfrischen wollen, sehr beliebt sind. Die Fahrt nimmt etwa sechs Stunden in Anspruch.



Mizzie und Dolly.

Humoreske von R. Ortmann.

Die Vorstellung im Kabarett „Zum schwarzen Kater“ näherte sich ihrem Ende. Sie war so gut oder so schlecht gewesen, wie es derartige Überbrettlvorführungen zu sein pflegen — ein buntes Gemisch von Witz und Plattheit, von netten kleinen Talentproben und hilflosem Dilettantismus. Das Publikum aber hatte sich unverkennbar köstlich unterhalten und seine Lieblinge droben auf dem Podium mit Beifall überschüttet.

Vor allem natürlich, wenn sie dem schöneren Geschlecht angehörten, denn alle die wohlfrisierten und nach der neuesten Mode gekleideten jungen Herren, die da vor ihren Sektkübeln oder Rotweinflaschen saßen, sahen ja die Galanterie gegen die holde Weiblichkeit als die vornehmste Pflicht und den eigentlichen Inhalt ihres Erdendaseins an. Gegen die männlichen Mitwirkenden verhielten sie sich merklich kühler, am kühlsten vielleicht gegen den hübschen, dunkellockigen jungen Mann, der eben auf dem Podium stand und mit dem Feuer heiliger Begeisterung einige von ihm selbst verfaßte Gedichte vortrug. Als Offenbarungen eines himmelstürmenden Genies konnten diese Poesien wohl nicht gerade gelten; immerhin aber wären sie eines freundlich aufmunternden Beifalls mindestens in demselben Maße wert gewesen wie die stumpfsinnigen Zweideutigkeiten, die man vorher mit jubelndem

Applaus belohnt hatte. Der junge Mann — er stand als Heinz Delbro auf dem Zettel — schien an diese laue Aufnahme seiner aus seligem Gefühlsüberschwang geborenen Geisteskinder indessen bereits gewöhnt zu sein, denn es zuckte nur wie ein wehmütiges Lächeln um seine Lippen, als er sich dankend nach der Seite hin verneigte, von der ein vereinzeltes Händeklatschen ertönte.

„Ich werde mir nun erlauben, noch einige mimische Scherze vorzuführen," sagte er. „Zunächst die verschiedenen Temperamente, dann einige berühmte Persönlichkeiten, und zum Schluß werde ich versuchen, mein Gesicht dem eines im Saale anwesenden Herrn möglichst ähnlich zu machen."

Er trat hinter ein auf dem Podium aufgestelltes Spiegeltischchen, das ihn vorübergehend den Blicken entzog, hantierte mit einigen raschen Griffen an seinem Kopfe herum und zeigte sich dann dem überraschten Publikum in der vorzüglich gelungenen Maske eines alten Cholerikers, ohne daß er dazu anderer Hilfsmittel bedurft hätte als einer etwas veränderten Haartracht und der vollkommenen Herrschaft, die er über seine sehr beweglichen Gesichtsmuskeln besaß. In rascher Folge kamen sodann auch die übrigen Temperamente an die Reihe und weiter — mit leichter Unterstützung von Perücken und falschen Bärten — die Physiognomien etlicher bekannten Zeitgenossen.

Die Zuschauer fühlten sich durch diese Nummer ersichtlich in viel höherem Grade ergötzt als durch die voraufgegangenen lyrischen Herzensergießungen des Herrn Delbro, und ihr Verhalten bewies, mit welcher Spannung sie namentlich dem verheißenen Schlußeffekt entgegensahen.

Für diesen brauchte der Mimiker eine etwas längere

Vorbereitung hinter seinem Spiegel, aber die Wirkung, die er dann bei seinem Erscheinen hervorbrachte, war dafür auch eine geradezu durchschlagende. Er hatte einen riesenhohen Halskragen modernster Form umgelegt, sein lockiges Haar durch wenige energische Striche mit einer nassen Bürste zur Rechten und Linken eines tadellosen Mittelscheitels glatt an die Schläfen geklebt, ein winziges Schnurrbärtchen auf die Oberlippe gesetzt, die Mundwinkel blasiert herabgezogen, das Kinn vorgeschoben und mit dem Kreidestift ein paar verlebte Linien unter die Augen gezeichnet. Dadurch war er in der Tat einem in der kleinen Loge neben dem Podium sitzenden und für alle Anwesenden deutlich sichtbaren jungen Herrn so überraschend ähnlich geworden, daß man ihn mit vollem Recht für seinen Doppelgänger hätte erklären können.

Stürmisches Gelächter des gesamten Publikums lohnte die gelungene Leistung, und aus den Kehlen von mindestens einem halben Dutzend der Stammgäste, die sich untereinander natürlich alle kannten, erschallte es gleichzeitig: „Rudolf Mengers! — Bravo! — Großartig! — Zum Verwechseln ähnlich!“

Der Herr in der Loge, der durch den kecken Scherz des Künstlers plötzlich zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden war, tat das Vernünftigste, was sich in solcher Lage tun ließ, er verzog sein wenig sympathisches, blasiertes Gesicht ebenfalls zu einem Lächeln und erhob das gefüllte Spitzglas, um seinem Ebenbilde freundlich zuzutrinken. „Bravo! — Ganz ausgezeichnet!“ rief er so laut, daß man seine näselnde Stimme deutlich im ganzen Saale hören konnte. Dann lehnte er sich mit übergeschlagenen Beinen in seinen Stuhl zurück, wie wenn ihn die Sache nun nichts weiter mehr anginge.

Die allgemeine Heiterkeit ebbte denn auch ab. Herr Heinz Delbro machte noch eine steife Gigerlverbeugung, die er ebenfalls seinem Original abgelauscht haben mochte, und zog sich durch die Tür hinter dem Podium in das Künstlerzimmer zurück.

Eine halbe Minute später erdröhnten die Wände des Saales von erneutem Applaus, der diesmal enthusiastischer klang als im ganzen bisherigen Verlauf des Abends. Er galt einem allerliebsten, zierlichen Persönchen, an dem alles zu lachen schien, die Lippen, die Augen und die niedlichen Grübchen in den runden Wangen. Sie dankte mit einer koketten Verbeugung, warf dem „Kapellmeister" am Flügel einen ermunternden Blick zu und begann eines jener nichtigen, tändelnden Chansons, wie sie an solcher Stätte in besonderer Gunst stehen.

Ihre Stimme war frisch und wohllautend, aber kaum stark genug, um den mäßig großen Saal zu füllen, und ihre Gesangskunst ließ recht viel zu wünschen übrig. Aber sie begleitete ihren Vortrag mit so anmutigen Bewegungen, und sie hatte eine so drollige, übermütige Art, die Pointen des Liedes zu betonen, daß sich ihre Beliebtheit bei einem Publikum, wie es hier zu ihren Füßen saß, unschwer erklären ließ. Und daß man sie heute noch stürmischer bejubelte als sonst, hatte zudem eine besondere Ursache, die schon der Zettel verriet. Denn da stand in fetten Buchstaben zu lesen: „Letztes Auftreten von Mizzie Gollwig vor ihrer Gastspielreise durch die Vereinigten Staaten."

Man wollte ihr offenbar recht deutlich beweisen, wie schmerzlich man ihr Scheiden von dieser Stätte empfand. Das Händeklatschen wie die Hervorrufe nahmen schier kein Ende, und zuletzt reichte ihr der Saaldiener sogar noch einige kostbare Blumensträuße auf das Podium hinauf.

Es währte lange, bis sich nach ihrem endgültigen Abtreten die erregten Gemüter so weit beruhigt hatten, um den drastischen Coupletsänger der Truppe mit seiner Schlußnummer zu Gehör kommen zu lassen.

Fräulein Mizzie Gollwig aber hüllte sich unterdessen hinten im Künstlerzimmer unter dem ritterlichen Beistande des Herrn Heinz Delbro, der jetzt auffallend blaß und traurig aussah, in ihren warmen Abendmantel und steckte die zierlichen Füßchen in ein Paar mächtige Gummiüberschuhe.

„Deine Mutter wird dich also heute nicht abholen, Mizzie?“ flüsterte ihr der junge Lyriker zu, während seine sehnsüchtigen Blicke das hübsche, jetzt recht verdrießliche Gesichtchen fast verschlangen.

Die Gefragte schüttelte den Kopf. „Mama fühlt sich nicht ganz wohl, und ich habe ihr selbst geraten, sich für die morgige Eisenbahnfahrt zu schonen. Wenn du willst, kannst du mich bis an die Haustür begleiten.“

„Ob ich will, Mizzie! Ich segne ja das Unwohlsein deiner Mutter. Aber die Blumen“ — und er warf einen ingrimmigen Blick zu den duftenden Meisterwerken der Gärtnerkunst hinüber — „wie sollen wir sie fortbringen?“

„Ach, das Unkraut kann ruhig hier bleiben, damit sich meine lieben Kolleginnen noch ein paar Tage darüber ärgern. Nach Bremen und nach New York werde ich das Zeug ja doch nicht mitschleppen, und davon, daß keine Brillantbroschen zwischen den Blumen versteckt sind, habe ich mich schon überzeugt.“

„Wie leichtfertig du sprichst, Mizzie!“ sagte Heinz Delbro mit sanftem Vorwurf. „Wenn dich jemand hörte, der dich nicht kennt — für was müßte er dich halten?“

„Ach was!" sagte sie nur. „Wollen wir nun endlich gehen?"

Er bot ihr den Arm, und sie traten auf die Straße hinaus. Der junge Dichter fragte, ob er eine Droschke anrufen solle, aber Fräulein Mizzie wünschte den kurzen Weg lieber zu Fuß zurückzulegen.

„Es ist dir doch auch wohl angenehmer so?" fügte sie hinzu.

Heinz Delbro drückte in dankbarer Zärtlichkeit ihren Arm. „Wie gut du bist, Liebling!" sagte er zärtlich. „Aber es ist freilich nicht schwer zu erraten, wie unschätzbar jede Minute dieser traurigen Trennungsstunde für mich ist."

„Ja. Aber ich dachte eigentlich mehr an das Geld, das du ersparst, wenn wir zu Fuß gehen. Wie es am Letzten des Monats um deine Kasse bestellt ist, kann ich mir ja leicht vorstellen."

Ihr Begleiter seufzte tief. „Es gehört allerdings nicht viel Phantasie dazu. Unser Direktor ist ein Unmensch. Nicht einmal den kleinen Vorschuß wollte er mir bewilligen, dessen ich bedurft hätte, um dich morgen bis nach Bremen zu begleiten."

„Das war sehr vernünftig von ihm. Was für einen Zweck hätte es denn gehabt, wenn wir noch ein paar Stunden länger beisammen geblieben wären? Und ich hätte eine schöne Szene mit der Mutter gehabt, wenn sie dich auf dem Bahnhof erblickt hätte."

„Aber es ist so furchtbar, zu denken, daß ich mich schon heute abend auf ungewisse Zeit von dir verabschieden soll! — Wirst du mir auch wirklich treu bleiben, Mizzie?"

„Selbstverständlich! Ich habe das doch schon wiederholt versichert."

„Aber wenn dir drüben die reichen Yankees ihre

unermeßlichen Schätze zu Füßen legen, wirst du dann nicht doch vielleicht schwach werden?“

„Ausgeschlossen! — Und außerdem ist es ja vorläufig noch sehr ungewiß, ob sie es tun werden.“

„Oh, Mizzie, bei deiner Schönheit! Seitdem ich weiß, daß du fortgehst, träume ich jede Nacht davon, wie du von Millionären und Milliardären umworben wirst.“

„Nichts zu machen! Hübsch aber wäre es, das will ich nicht leugnen.“

„Wie grausam du sein kannst! Manchmal fange ich wirklich an, irre an dir zu werden. Zum Beispiel die kostbaren Blumenspenden vom heutigen Abend! Ich habe es wohl gesehen, daß in dem großen Veilchenstrauß eine Visitenkarte des Herrn Rudolf Mengers steckte.“

„Na, und warum sollte sie nicht darin stecken? Wenn es ihm Spaß macht, sein Geld für solche Dinge zum Fenster hinauszuwerfen — mir kann's doch egal sein! Er hat's ja dazu. Als Prokurist bei einer großen Bank verdient er's. Daß ich mir darum noch lange nichts aus dem albernen Gecken mache, kannst du mir schon glauben.“

„Ich wäre ja auch der unseligste Mensch auf Erden, wenn du mich hintergehen könntest, Mizzie! — Ich darf mich also morgen früh nicht auf dem Bahnhof einfinden?“

„Unter keinen Umständen. Ich habe deinetwegen ohnedies schon genug auszustehen gehabt. Sieh nur zu, daß dein Lustspiel fertig wird, während ich fort bin. Wenn du damit so viel Geld verdienst wie Blumenthal oder die anderen Stückeschreiber, heirate ich dich auf der Stelle.“

Daß die Sentimentalität nicht ihre starke Seite war,

bewies Fräulein Mizzie nicht nur durch die Gelassenheit, die sie in dieser Trennungsstunde an den Tag legte, sondern auch durch die Hast, mit der sie sich vor ihrer Haustür von dem jungen Poeten zu verabschieden trachtete.

„Gute Nacht, Heinz! Bleib hübsch gesund, und denke manchmal an mich. Wenn ich gute Kritiken bekomme, werde ich sie dir schicken, damit du eine Notiz ins hiesige Morgenblatt bringen kannst. Im übrigen will ich dir großmütig erlauben, dich hie und da ein bißchen zu amüsieren.“

Er sah ihr voll schmerzlichen Vorwurfs in die Augen. „Amüsieren? — Ich? — Ohne dich, die allein das Licht und die Wärme meines Lebens gewesen ist? Ach, Mizzie, ich fürchte, ich kann es nicht überstehen — du wirst mich niemals wiedersehen.“

„Ach was, du wirst nicht daran sterben. — Aber nun Schluß! Ich darf mich nicht länger aufhalten, denn die Mutter steht möglicherweise hinter der Gardine, um aufzupassen.“

Er ließ trotzdem ihre Hand noch nicht los, weil er offenbar irgend ein großes Anliegen auf dem Herzen hatte.

„Und keinen Kuß zum Abschied, Mizzie?“ flüsterte er endlich zaghaft. „Nicht einen einzigen?“

„Wo denkst du hin? Auf offener Straße? Und was würdest du denn auch davon haben — man kann sich doch sehr wohl lieben, ohne sich zu küssen. Also leb wohl! — Und wenn du Rudolf Mengers siehst, kannst du ihn meinetwegen von mir grüßen. Sage ihm, seine Blumen wären ganz nett gewesen; aber ich hätte eigentlich auf ein kleines Andenken von meinen hiesigen Bewunderern gerechnet.“

Noch ehe Heinz Delbro antworten konnte, war sie im Innern des Hauses verschwunden.

Da er erst dreiundzwanzig Jahre zählte, war es zu begreifen, daß er noch nie in gleich trauriger Gemütsverfassung seinen Heimweg angetreten hatte wie an diesem Abend.

Er war noch nicht sehr weit gekommen, als er eine Berührung an seiner Schulter verspürte und eine hohe, näselnde Stimme sagen hörte: „Äh, mein lieber Delbro! Pforten des Paradieses vor der Nase zugeklappt — wie? Sah Sie vorhin mit der kleinen Gollwig. Niedliche Krabbe! Fällt Ihnen wohl ein bißchen schwer, sich von ihr zu trennen?“

„Sie verzeihen, Herr Mengers, wenn ich nicht in der Stimmung bin, auf Ihren Ton einzugehen. Ich soll Ihnen übrigens noch einen Gruß von der Dame ausrichten und ihren Dank für die übersandte Blumenspende.“

„War ja nicht der Rede wert. Aber es ist immerhin nett von der Kleinen, daß sie gerade Sie mit der Botschaft beauftragt hat. Und nun will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Gegen trübe Stimmung und bitteres Trennungsweh gibt es keine bessere Medizin als eine Pulle Sekt. Ich habe von meiner letzten Herrengesellschaft her noch ein paar Flaschen dieses edlen Getränks oben auf meiner Bude, und ich verspüre noch keine Lust, schlafen zu gehen. Leisten Sie mir also ein Stündchen Gesellschaft. — Ja? Die kleine Revanche sind Sie mir überdies für den Witz von heute abend schuldig.“

Heinz Delbro schwankte wohl ein wenig, denn die Annahme der Einladung erschien ihm fast wie eine Versündigung an der Geliebten, die vielleicht zur nämlichen Stunde die Kissen ihres Lagers mit heißen Tränen netzte. Aber der Gedanke, mit seinem großen Schmerz jetzt zwischen den kahlen Wänden seiner Bude

allein zu sein, hatte so wenig Ermutigendes für ihn, daß er sich nach kurzem Bedenken entschloß, die Versündigung auf sein Gewissen zu nehmen.

„Wenn Ihnen damit gedient ist, Herr Mengers, stelle ich mich zur Verfügung. Übrigens haben Sie mir den kleinen Scherz hoffentlich nicht übelgenommen?“

„Übelgenommen? Keine Spur! Hat mir im Gegenteil riesigen Spaß gemacht. Werden es als Mimiker ohne Zweifel noch zu großer Berühmtheit bringen.“

„Davor bewahre mich der Himmel! Ich empfinde es ja als die tiefste Schmach, daß ich mich zu solchen Zirkuskunststücken erniedrigen muß. Aber ich wäre schon nach meinem ersten Debüt wieder entlassen worden, wenn ich nicht außer meinen lyrischen Vorträgen noch etwas Effektvolleres hätte bieten können. Nur daß ich zufällig diese Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln besitze, macht es mir möglich, beim Überbrettl zu bleiben.“

„Sie sind aus guter Familie?“

Heinz Delbro hegte gewiß keine besondere Zuneigung für den geckenhaften Bankmenschen, der mit den Goldstücken um sich warf, wie wenn es wertlose Spielmarken gewesen wären; heute aber, wo seine Seele bis in ihre geheimsten Tiefen aufgewühlt war, empfand er es schon als wohltuende Erleichterung, sich gegen irgend ein menschliches Wesen aussprechen zu können. So beantwortete er die beiläufig hingeworfene Frage gleich mit der Erzählung seiner ganzen Lebensgeschichte.

Er stammte aus Hamburg, war früh verwaist und hatte nach dem Tode seiner Eltern liebevolle Aufnahme in dem Haus eines Verwandten, des Großkaufmanns Cäsar Rasmuß, gefunden. Er würde sich da nach

seiner Versicherung vollkommen glücklich gefühlt haben, wenn nicht der Oheim darauf bestanden hätte, ihn zum Kaufmann zu machen, und wenn nicht seine dichterischen Neigungen für den hanseatischen Handelsherrn allezeit ein Gegenstand beißenden Spottes gewesen wären. Vier Jahre lang hatte er geduldig das Joch des verhaßten Berufes getragen — vielleicht nur deshalb, weil eine stille Neigung zu der Tochter seines Prinzipals ihm über manche bittere Stunde hinweggeholfen hatte. Dann aber, vor ungefähr einem halben Jahre, war er unversehens an den großen Wendepunkt in seinem Leben gelangt. Er hatte eine Kabarettvorstellung besucht und Mizzie Gollwig gesehen. Noch an dem nämlichen Abend war er zu dem Entschluß gelangt, die kaufmännische Laufbahn und alle Hoffnungen auf die Hand seiner Base Dolly aufzugeben und fortan das Leben eines freien Künstlers und Dichters zu führen. In einem Abschiedsbrief an den Onkel seinen Schritt mit unwiderstehlichem inneren Drange begründend, hatte er Hamburg verlassen und war Fräulein Mizzie bis hierher nachgereist, um sich dem Direktor des Überbrettls, an dem sie engagiert war, als Rezitator selbstverfaßter Gedichte anzubieten. Die Gage, die er erhielt, reichte gerade hin, ihn vor dem Verhungern zu schützen, und seine Zukunftshoffnungen ruhten, da seine Familie sich gänzlich von ihm losgesagt hatte, einzig auf dem Erfolg seiner meisterhaften, zurzeit allerdings noch ungeschriebenen Bühnenwerke.

„Großartig!“ sagte Mengers, als Heinz Delbro — oder Delbrück, wie er mit seinem richtigen Namen hieß — die Beichte geendet. „Und in diesem Elend können Sie sich wohlfühlen?“

„Nein, ich fühle mich durchaus nicht wohl darin,“ gestand der Gefragte kleinlaut. „Es ist schon mancher

Tag gekommen, an dem ich mich inbrünstig nach Hamburg und meinem dortigen behaglichen Dasein gesehnt habe. Aber ich kann ja nicht mehr zurück. Und dann war es auch meine Leidenschaft für Mizzie, die mir immer von neuem Kraft verliehen hat."

„Großartig!" sagte Mengers wieder, ohne sich indessen weiter auszusprechen. Sie waren nun auch an seiner Wohnung angelangt, und Heinz konnte nicht ohne eine Empfindung leisen Neides die luxuriöse Einrichtung betrachten, mit der sich dieser vom Glück so überschwenglich verwöhnte junge Mann hatte umgeben können. Beinahe ehrfurchtsvoll zündete er sich eine der angebotenen feinen Importzigarren an und griff nach dem kristallenen Kelch, den Rudolf Mengers mit perlendem Champagner gefüllt hatte.

„Auf das Wohl der göttlichen Mizzie!" sagte der Prokurist, indem er sein Glas gegen das des Gastes klingen ließ. „Ein Mädel, das nicht bloß einen, sondern gleich ein ganzes Dutzend niedlicher Teufelchen im Leibe hat. Aber Sie hätten sie nicht allein nach Amerika gehen lassen dürfen, lieber Freund! Wenn ich mich an Ihrer beneidenswerten Stelle befände, wäre ich ohne Besinnen mitgefahren."

Heinz Delbrück stürzte den Inhalt seines Glases hinunter, um dann mit verdüsterter Miene den Kopf in die Hand zu stützen. „Glauben Sie denn, Herr Mengers, daß ich nur eine Minute lang gezögert hätte, wenn ich die erforderlichen Mittel besäße? Nur das Reisegeld hätte ich gebraucht — weiter nichts. Denn drüben würde ich mir schon aus eigener Kraft weitergeholfen haben. Aber alle meine Bemühungen, die paar hundert Mark zu beschaffen, waren umsonst. Einem Menschen in meiner Lebenslage leiht eben niemand auch nur einen roten Pfennig."



„Ja, das kann ich mir wohl denken. Man wird Sie mit solchem Anliegen überall auslachen, solange Sie nicht das Glück haben, zufällig an eine großmütige Seele zu geraten — wie etwa an mich. Was würden Sie wohl sagen, Verehrtester, wenn ich Ihnen das Geld vorstreckte?"

Der junge Dichter machte große Augen. „Wenn das Ihr Ernst wäre, Herr Mengers! — Wenn Sie das täten! — Als meinen Wohltäter — nein, als meinen Lebensretter würde ich Sie segnen."

„Na, na — nur sachte! So weit sind wir noch nicht. Die Geschichte muß immerhin überlegt werden. — Wann tritt Fräulein Mizzie ihre Reise an?"

„Sie fährt morgen mit dem Frühzuge nach Bremen, um sich übermorgen einzuschiffen. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir das Herz brechen möchte."

„Und da würden Sie ihr am liebsten gleich bei der Überfahrt Gesellschaft leisten?"

Heinz schüttelte traurig den Kopf. „Davon könnte selbst dann nicht die Rede sein, wenn mir durch ein Wunder das Reisegeld in den Schoß fiele. Sie fährt ja in Begleitung ihrer Mutter, und diese würdige Dame sieht unsere Liebe mit nichts weniger als wohlwollenden Augen an. Ich würde unbedingt eine andere Route gewählt haben. Vielleicht über Hamburg, obwohl ich davor gezittert hätte, dort jemand aus dem Hause meines Oheims zu begegnen."

„Ich sehe mit Befriedigung, daß Ihre große Leidenschaft Sie noch nicht um alle Überlegung gebracht hat. Aber angenommen, die Sache ließe sich ermöglichen — wie steht es denn mit den Legitimationspapieren, deren Sie bei der Einschiffung nach New York unbedingt bedürfen?"

Der Lyriker brachte eilfertig eine abgegriffene

Brieftasche zum Vorschein und breitete ihren Inhalt auf dem Tische aus. „Damit bin ich versehen. Ich trage sie immer bei mir. Da ist mein Geburtschein, mein Impfattest, mein Abgangszeugnis vom Gymnasium und noch einiges andere. Das muß doch genügen."

„Und Ihr Militärpaß? — Sie haben keinen? — Na, dann lassen Sie nur alle Hoffnung fahren. Ohne Militärpaß läßt der kontrollierende Polizeibeamte Sie unter keinen Umständen auf das Schiff — das weiß ich genau. Man nimmt es damit in den Hafenstädten verzweifelt streng. Es ist sehr schade, denn ich war wirklich geneigt, Ihnen das Geld zu geben. Es ist so eine kleine Schwäche von mir, verliebte Leute glücklich zu machen."

Heinz Delbrück knickte in sich zusammen wie ein gebrochenes Blümlein. „O mein Gott!" stöhnte er. „Ich sehe die Tore des Himmels vor mir aufgetan, und um eines armseligen Papierfetzens willen soll ich verhindert sein, sie zu durchschreiten!"

„Ja, das ist nun nicht anders. Ohne Vorweisung seiner Militärpapiere kann ein deutscher Untertan weder in den Himmel noch in die Hölle gelangen. Aber Sie tun mir leid — aufrichtig leid. Lassen Sie mich mal nachdenken, ob sich nicht doch vielleicht noch ein Ausweg entdecken läßt."

Er starrte eine kleine Weile zur Decke empor, dann wandte er sich mit einer raschen Bewegung wieder an den in tiefste Trostlosigkeit Versunkenen.

„Ich habe eine Idee! — Daß Sie ohne genügende Legitimation als Heinz Delbrück nicht nach Amerika kommen, ist sicher. Aber wo, zum Henker, steht denn geschrieben, daß Sie gerade als Heinz Delbrück reisen müssen? Warum nicht ebensogut als Rudolf Mengers?

Ich pumpe Ihnen einfach meine Papiere, die sich in schönster Ordnung befinden, und ich stehe dafür ein, daß Sie nicht die mindesten Schwierigkeiten haben. Sind Sie damit einverstanden, so will ich Ihnen in Gottes Namen sechshundert Mark für die Überfahrt und den ersten Lebensunterhalt in Amerika zur Verfügung stellen."

Heinz Delbrück wähnte sich mitten in einem wonnevollen Traum. „Ob ich einverstanden bin!" rief er. „Wie ist es nur möglich, daß ich Sie so ganz verkennen konnte — Sie, den edelsten und uneigennützigsten Menschen auf dem weiten Erdenrund!"

„Danke für freundliche Anerkennung! — Aber Sie müssen sich die Geschichte nicht als gar so leicht vorstellen, junger Mann! Es ist selbstverständlich notwendig, daß Sie auf der ganzen Reise meine Rolle spielen. In meinem Militärpaß befindet sich ein genaues Signalement meines äußeren Menschen, und mit dem müssen Sie natürlich bis nach Ihrer Landung in genauester Übereinstimmung bleiben. Hätten Sie mir nicht heute abend eine so handgreifliche Probe Ihrer mimischen Gewandtheit gegeben, so würde ich überhaupt nicht auf den immerhin etwas verwegenen Einfall gekommen sein. Hören Sie also aufmerksam zu: Sie gehen morgen früh zum Friseur und lassen sich unter irgend einem Vorwande einen kunstvoll gearbeiteten Schnurrbart aufsetzen, der dem meinigen hinlänglich ähnlich ist. Dann lassen Sie sich Ihre Mähne stutzen und nach meinem Vorbild frisieren. Eine Photographie, nach der Sie sich dabei richten können, gebe ich Ihnen mit. Ebenso stelle ich Ihnen zwei von meinen Straßenanzügen und einen Zylinderhut zur Verfügung, damit Sie sich zu meinem richtigen Doppelgänger ausstaffieren können. Sie fahren dann mit

dem Vormittagszuge nach Hamburg, wo Sie früh genug eintreffen, um sich schon morgen ein Passagebillett für den am Mittwoch in See gehenden Dampfer der Hapag kaufen zu können. Die beiden Nächte bis zur Einschiffung verbringen Sie in einem anständigen Hotel, wo Sie sich selbstverständlich auch als Rudolf Mengers in das Fremdenbuch eintragen müssen. Während der Überfahrt bleiben Sie dann unter dem Vorwande, seekrank zu sein, hübsch in Ihrer Kabine, und sobald Sie drüben festen Boden unter den Füßen haben, schicken Sie mir meine Papiere zurück. Als Unterpfand dafür, daß Sie es nicht vergessen, behalte ich inzwischen die Ihrigen hier. Glauben Sie sich befähigt, dies einfache Programm durchzuführen?"

„Oh, nichts leichter als das! Ich bürge Ihnen dafür, Herr Mengers, daß Ihre leibliche Mutter Mühe haben würde, mich von Ihnen zu unterscheiden."

„Na, dann wollen wir also das zweite Fläschchen auf das Gelingen unseres glorreichen Planes leeren! — Ich sehe schon im Geiste Fräulein Mizzies glückselige Überraschung, wenn Sie ihr drüben jenseits des großen Teiches plötzlich entgegentreten. Vielleicht verwenden Sie das Abenteuer dann später noch als Idee für ein Lustspiel, das Ihnen etliche Hunderttausende einbringt."

Der großmütige Prokurist war ersichtlich in der allerbesten Laune, und Heinz Delbrück stimmte von ganzem Herzen in seine Heiterkeit ein.

Erst bei der Verabschiedung, die lange nach Mitternacht erfolgte, wurde Herr Rudolf Mengers wieder etwas ernster. „Ich setze als selbstverständlich voraus, daß mir aus meinem Freundschaftsdienst keine Unannehmlichkeiten erwachsen," sagte er sehr eindringlich. „Sie werden mir also Ihr Ehrenwort geben, daß keine

Menschenseele etwas von unserer Verabredung erfährt — auch nicht Fräulein Mizzie. Und Sie werden sich sowohl während Ihres Aufenthaltes in Hamburg als nachher auf dem Schiffe ängstlich vor jeder Unvorsichtigkeit hüten, die zur Verräterin der Maskerade werden könnte."

Heinz Delbrück gab auf das bereitwilligste so viele ehrenwörtliche Versicherungen ab, als man sie nur immer von ihm verlangen konnte, und nie war es einem Menschen so heiliger Ernst um ihre gewissenhafte Erfüllung als ihm. Der Prokurist versprach ihm dagegen, ihm in aller Frühe des kommenden Tages sowohl die Kleidungsstücke wie das Geld und die Papiere in seine Wohnung zu schicken.

In einem wahren Taumel der seligsten Vorstellungen wanderte der junge Dichter durch die nächtlich stillen Straßen nach Hause.

* * *

Mengers hätte sich nicht die allerkleinste Sorge zu machen brauchen, daß sein Schützling der übernommenen Aufgabe mimisch und schauspielerisch nicht gewachsen sein könnte. Um des köstlichen Preises willen, der ihm winkte, fand Heinz Delbrück so viel Vergnügen an seiner Rolle, und die ganze Affäre erschien ihm so über die Maßen lustig, daß er im Kopieren seines Originals des Guten schon beinahe zuviel tat und sogar den Mitreisenden in der Eisenbahn gegenüber die affektiert näselnde Sprechweise des Prokuristen nachahmte.

Als er in Hamburg die lieben alten Straßen wiedersah, in denen er so viele glückliche Jugendjahre verlebt, fühlte er sich freilich etwas ernster gestimmt. Aber der Gedanke an ein Aufgeben seines abenteuerlichen Reiseplanes kam ihm nicht für einen einzigen Augen-

blick. Er hatte ja auch alle Brücken hinter sich abgebrochen, indem er sein Engagement beim „Schwarzen Kater“ eigenmächtig verließ, und wenn er auch sicher sein konnte, daß ihm weder der Direktor noch seine Kollegen eine Träne nachweinen würden, so wäre doch auch an eine Rückkehr nicht mehr zu denken gewesen.

Das einzige, was seine Seele in leiser Wehmut bewegte, war der geheime Wunsch, vor der Fahrt über das große Wasser seine Cousine Dolly noch einmal wiederzusehen — nur ganz von ferne natürlich und ohne sich ihr zu erkennen zu geben. Sie war doch ein liebes, prächtiges Mädel gewesen, die braunhaarige Dolly, im Grunde vielleicht sogar noch hübscher als Mizzie, nur ohne ihre ausgelassene Lustigkeit und ihr sprühendes Temperament. Daß sie infolge seiner Flucht wahrscheinlich sehr schlecht von ihm dachte, ihn für treulos und undankbar hielt, tat ihm jetzt, wo er sich in ihrer Nähe wußte, doppelt weh, und er hätte wer weiß was darum gegeben, wenn es möglich gewesen wäre, ein Wort der Verzeihung aus ihrem Munde zu erlangen. An eine solche Möglichkeit aber war natürlich nicht zu denken, und trotz der Gewißheit, daß ihn Dolly in seiner gegenwärtigen Gestalt nimmermehr erkennen würde, wagte er sich nicht einmal in die unmittelbare Nähe ihres Hauses.

Wie eine kleine Entschädigung für die Unerfüllbarkeit jenes Herzenswunsches empfand er es jedoch, daß ihm auf seinem Wege nach dem Bureau der Schiffahrtsgesellschaft verschiedene gute Bekannte aus früheren Tagen begegneten, ohne ihn zu erkennen. An einer Straßenecke wäre er sogar um ein Haar mit seinem früheren Schneider zusammengeprallt. Der Mann lüftete seinen Hut und sah ihm, während er eine Entschuldigung murmelte, gerade ins Gesicht.

Aber es war kein Zweifel, daß er einen Wildfremden vor sich zu haben glaubte. Einen überzeugenderen Beweis für die Großartigkeit seiner Maskerade konnte Heinz nicht mehr verlangen, war er doch dem Schneider noch das Geld für den letzten von ihm gelieferten Anzug schuldig, und wenn ihn der Mann trotzdem nicht erkannt hatte, brauchte er in der Tat nicht zu fürchten, daß irgend ein anderer ihn erkennen werde.

Die Ausfertigung der Fahrkarte bot keine Schwierigkeiten, da noch ein Platz in der zweiten Kajüte des am Mittwoch, also übermorgen früh, abgehenden Dampfers frei war. Heinz Delbrück hatte nun einen vollen Tag vor sich, den er eigentlich der Vorsicht halber ganz und gar in seinem Hotel hatte verbringen wollen. Aber er hielt den freiwilligen Stubenarrest nur bis zum späten Nachmittag aus. Dann zog es ihn unwiderstehlich auf die Straße, und er glaubte sich damit nicht gegen sein Versprechen zu vergehen, nachdem das glücklich verlaufene Zusammentreffen mit dem Schneider ihn vollkommen sicher gemacht hatte.

Gemächlich bummelte er bei hereinbrechender Dunkelheit über den Jungfernstieg, als er sich plötzlich wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt fühlte und für einen Moment unwillkürlich stehen blieb wie vor einer überirdischen Erscheinung. Und seine Betroffenheit war gewiß erklärlich. Denn die zierliche junge Dame, die da von den Alsterarkaden her auf ihn zukam, war wirklich und wahrhaftig niemand anderes als Fräulein Mizzie Gollwig — seine geliebte, angebetete Mizzie, die er zu dieser Stunde in Bremerhaven oder vielmehr schon auf hoher See geglaubt. Er wäre vor Überraschung buchstäblich außerstande gewesen, ein Wort über die Lippen zu bringen. Aber es war auch gar nicht nötig, denn Fräulein Mizzie,

die seiner im nämlichen Augenblick ansichtig geworden war, kam ihm mit der Begrüßung zuvor. Sie ließ einen allerliebsten kleinen Quietscher freudigen Erstaunens vernehmen, eilte ihm entgegen und hängte sich, unbekümmert um die neugierigen Blicke der Vorübergehenden, in seinen Arm.

„Du hier in Hamburg, Rudolf? — Wie reizend das ist! Nun werde ich doch noch einen vergnügten Abend verleben. Ich hatte schon gefürchtet, in diesem gräßlichen Hamburg noch vor Abgang des Schiffes an Langeweile zu sterben."

Was hatte sie gesagt? Rudolf? Auch sie hielt ihn also für diesen Mengers. Und sie redete ihn trotzdem mit Du an? Sie freute sich der Begegnung, wie sie sich noch nie eines zufälligen Zusammentreffens mit ihm gefreut hatte?

Ein entsetzlicher Verdacht, der eigentlich schon viel mehr war als nur ein Verdacht, stieg in Heinz Delbrücks Seele auf, und obwohl er voraussah, daß er damit sich selber das Todesurteil unterschrieb, gab er doch dem grausamen, selbstquälerischen Verlangen nach, sich auf der Stelle volle Gewißheit zu verschaffen.

Mit halb abgewandtem Gesicht in der steifen Gigerlhaltung des Prokuristen neben ihr weiterschreitend, gab er sich alle erdenkliche Mühe, die hohe Stimme des Herrn Mengers nachzuahmen, indem er fragte: „Wie kommst du denn hierher? Ich denke, du fährst über Bremen."

Er zitterte vor ihrer Antwort, von einer schwachen Hoffnung erfüllt, daß sie sich lachend zu der kleinen übermütigen Komödie bekennen würde, die sie ihm eben mit ihrer Begrüßung gespielt, da sie ihn selbstverständlich auf den ersten Blick als den Freund ihres Herzens erkannt habe. Aber die Enttäuschung, die ihm

beschieden war, wirkte nur um so schrecklicher. Wenn Fräulein Mizzie auch wirklich hell auflachte, so hatte ihre Heiterkeit doch einen ganz anderen Grund.

„Ach, das war doch bloß eine Finte, weil ich damit rechnen mußte, daß dieser überspannte Delbro wirklich hinter mir her fahren würde, wie er es mir wiederholt angedroht hat, und wie er es sicher getan hätte, wenn er Geld gehabt hätte. So was hätte mir gerade noch gefehlt. Ein paar Wochen lang war es ja ganz amüsant, sich von ihm anhimmeln und andichten zu lassen; zuletzt aber fiel er mir dermaßen auf die Nerven, daß ich das Ende der albernen Geschichte kaum erwarten konnte. Aber das ist dir ja nichts Neues mehr, denn ich habe es dir schon vor einigen Tagen erzählt. Hoffentlich ist der gute Junge früher oder später vernünftig genug, zu den Fleischtöpfen seines Onkels zurückzukehren. Zum Dichter oder Künstler hat er ja genau so viel Talent wie ich zum Strümpfestricken."

Heinz Delbrück mußte verzweifelt an jeder Silbe würgen, aber er brachte die Frage doch heraus, die ihm wie Feuer auf der Zunge brannte: „Du liebst ihn also wirklich nicht mehr, Mizzie?"

„Ach, frag doch nicht so abgeschmackt! Als wenn ich ihn überhaupt je geliebt hätte! — Und nun laß uns nicht mehr von ihm reden! Es ist nicht der Mühe wert. Wir wollen heute abend noch vergnügt sein — nicht wahr?"

„Das Vergnügtsein werden Sie schon ohne mich fertig bringen müssen, Fräulein Gollwig!" rief ihr da der unglückliche Heinz in ausbrechendem leidenschaftlichen Zorn mit seiner richtigen, schmerzzitternden Stimme ins Gesicht, indem er gleichzeitig ihren Arm von sich schleuderte, als wäre es eine giftige Schlange gewesen. „Ich danke dir, daß du mir noch zur rechten

Zeit die Binde von den Augen gerissen hast, du Falsche! Nun werde ich wenigstens nicht erst nach Amerika fahren müssen, um ein Leben zu enden, das du vernichtet und zerbrochen hast."

Sie standen am Gänsemarkt, den um diese Stunde viele Menschen passierten, und Fräulein Mizzie hatte offenbar nicht das mindeste Interesse daran, durch eine theatralische Szene zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu werden. Von ihrer ersten Bestürzung hatte sie sich sehr rasch erholt, und statt jetzt den Versuch einer Rechtfertigung zu machen oder reumütig um Verzeihung zu bitten, sagte sie in ihrem schnippischsten Ton: „Es wäre auch schade um das Reisegeld gewesen, verehrter Herr Delbro! Im übrigen wünsche ich Ihnen gute Verrichtung — empfehle mich!"

Heinz folgte ihr nicht, als sie sich kurz umdrehte und in den Menschenstrom tauchte. Er fühlte ja, daß es da für ihn nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu retten gab. Sein Schicksal war beschlossen und besiegelt. Er war das Opfer einer herzlosen Kokette und eines schurkischen Verräters geworden, und so viel Stolz hatte er sich doch bei all seiner Verliebtheit noch bewahrt, daß er sich nicht obendrein zu einem Gegenstand ihres mitleidlosen Spottes machen lassen wollte. Blind und taub für alles, was um ihn her geschah, schritt er wie ein Nachtwandler durch die Straßen, die ihn noch vor einer Stunde so lieb und vertraut angemutet hatten.

Als er sich dann plötzlich vor seinem Hotel sah, erfaßte ihn eine so maßlose Angst vor der Einsamkeit des Zimmers, daß er zum ersten Male in seinem Leben den Entschluß faßte, sein ungeheures Leid im Wein zu ertränken. Er trat in das erste beste Restaurant, das er an seinem Wege fand, und als er es etliche

Stunden später wankenden Schrittes verließ, war die Reisebarschaft, die er der Großmut des Herrn Rudolf Mengers verdankte, um ein ganz erhebliches zusammengeschmolzen.

Der große Schmerz aber war noch immer in seiner Seele, und noch immer stand es mit unumstößlicher Gewißheit in ihm fest, daß es für ihn jetzt keinen anderen Ausweg mehr gab als den Weg in das dunkle Land, aus dess' Bezirk kein Wanderer wiederkehrt.

* * *

Als Heinz Delbrück aus tiefem, bleischwerem Schlummer erwachte, wiesen die Zeiger seiner Taschenuhr auf die sechste Abendstunde. Das Schiff, auf dem er seinem Glücke hatte entgegenfahren wollen, war also schon längst unterwegs. Aber das war ihm vollkommen gleichgültig, denn er hatte jetzt in Amerika ebensowenig zu suchen als in irgend einem anderen Teil der Erde. Ein paar Minuten lang überlegte er, ob er es nicht vielleicht seiner tödlich beleidigten Ehre schuldig sei, zunächst diesen teuflischen Mengers vor die Pistole zu fordern und die erlittene Schmach mit seinem Blute abzuwaschen. Dann aber wurde ihm das Nachdenken zu anstrengend und schmerzhaft, da es in seinem Kopfe klopfte und hämmerte, wie wenn da ein umfangreiches Pochwerk im vollen Betriebe sei. Er fühlte sich überhaupt so krank, daß er überzeugt war, für seine Flucht aus diesem traurigen Erdendasein gar keiner künstlichen Nachhilfe zu bedürfen, und mit einem letzten wehmütigen Gedanken an die arme, edle, reine Dolly drehte er sich wieder auf die Seite, um in mannhafter Fassung zu sterben.

Weil aber ein tüchtiger Katzenjammer keine tödliche Krankheit ist, mußte sich auch der unglückliche

Heinz wohl oder übel damit abfinden, daß er nach abermaligem vierzehnstündigen Schlummer bei leidlichem körperlichen Wohlbefinden wiederum zum Leben erwachte. Auch seine Gemütsverfassung war bei weitem nicht mehr so düster und trostlos wie an dem fürchterlichen gestrigen Abend. Und wenn er auch die schmeichlerische Vorstellung, daß sich doch vielleicht noch ein Versuch, weiterzuleben, wagen ließe, gleich wieder mit heroischer Entrüstung von sich wies, so kam er doch während des Frühstücks darüber mit sich ins reine, daß es jedenfalls nicht unbedingt nötig sei, die Ausführung des unheimlichen Vorhabens zu überstürzen. Es hatte vielmehr etwas eigentümlich Lockendes, sich diese schnöde Welt noch vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden lang mit den Augen eines Menschen anzusehen, der für seine eigene Person mit allen Hoffnungen und Befürchtungen abgeschlossen hat und der darum mit einem Gefühl mitleidiger Überlegenheit auf die Kämpfe, Leiden und Sorgen der anderen blicken kann.

Während des Ankleidens war er im Zweifel, ob er die Maske noch länger beibehalten oder sich in seine ursprüngliche und ureigene Gestalt zurückverwandeln solle. Am liebsten hätte er sich wohl für das letztere entschieden; aber er mußte sich sagen, daß allerlei schwerwiegende Gründe dagegen sprachen, so lange wenigstens, als er sich noch in Hamburg aufhielt. Hier im Hotel kannte man ihn nur unter dem Namen und der äußeren Erscheinung des Herrn Rudolf Mengers, und man würde ihn ohne Zweifel sofort als einen Schwindler der Polizei übergeben haben, wenn er sich plötzlich in ganz veränderter Gestalt gezeigt hätte. Außerdem war es ja keineswegs unmöglich, daß er zufällig noch einmal seinem früheren Schneider begegnete.

So ergab sich denn als Resultat der Überlegung, daß er wieder das Schnurrbärtchen anklebte und sich die charakteristischen Züge des Prokuristen anschminkte. Dann machte er einen mehrstündigen Spaziergang, der nach seiner Überzeugung hauptsächlich dem Zwecke dienen sollte, ein geeignetes Plätzchen für die Ausführung des letzten, entscheidenden Schrittes auszuwählen. Weil es aber merkwürdig schwer war, eines zu finden, das allen berechtigten Anforderungen vollkommen entsprochen hätte, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Forschungsreise am Nachmittag zu wiederholen.

Bei der Heimkehr hatte er sich dann ziemlich endgültig für einen Sprung in die Außenalster entschieden, da, wo sie am breitesten und nach seiner Schätzung auch am tiefsten war. Aber einen solchen letzten Schritt konnte man natürlich nicht tun, ohne zuvor die pflichtschuldigen Abschiedsbriefe geschrieben zu haben. Die Menschheit im allgemeinen zwar mochte über den verblichenen Dichter denken, wie sie wollte. Cäsar Rasmuß aber und namentlich seine Tochter sollten dem Toten ein freundlicheres Gedenken bewahren, als sie es vermutlich jetzt für den Lebenden hatten.

Zumal an Fräulein Dollys nachträglicher Verzeihung war ihm unendlich viel gelegen. Jetzt, wo er die wahre Natur dieser herzlosen, falschen und meineidigen Mizzie erkannt, erschien ihm das Bild seiner anmutigen Cousine geradezu wie von einem Schimmer der Verklärung umwoben, und alle seine wehmütigen Gedanken beschäftigten sich nur noch mit ihr. Er verbrachte die halbe Nacht und einen wesentlichen Teil des nächsten Vormittags mit der Abfassung einer zweifachen Generalbeichte, die in der einen Fassung für seinen Oheim und in der anderen für Fräulein Dolly

bestimmt war, und die in ihrer reuevollen Aufrichtigkeit auch ein Herz von Stein hätte rühren müssen.

In der Gewißheit, daß sie ihren Empfängern nicht vor dem kommenden Morgen zugestellt werden würden, steckte er beide Briefe in den Kasten und kehrte in das Hotel zurück, um sich das Mittagessen, das seine Henkersmahlzeit darstellte, wie an den voraufgegangenen Tagen, auf das Zimmer bringen zu lassen. Dann beglich er seine Rechnung und schloß sich mit der Erklärung ein, daß er bis zum Abend nicht mehr gestört zu werden wünsche. Er wollte ja mit der Ausführung seines Vorhabens bis zum Eintritt der Dunkelheit warten, weil er dann seiner Meinung nach weniger Gefahr lief, von unerwünschten Augenzeugen beobachtet und am Ende gar gegen seinen Willen wieder herausgefischt zu werden.

Es fing schon an zu dämmern, als plötzlich recht ungestüm an seine Tür geklopft wurde.

„Wer ist da?" fragte er. „Ich bin für niemand zu sprechen."

Draußen aber gab eine tiefe Männerstimme Antwort: „Im Namen des Gesetzes ersuche ich Sie, sofort zu öffnen. Ich würde sonst genötigt sein, mir den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen."

„Wer ist denn da?"

„Kriminalpolizei! Machen Sie, bitte, keine weiteren Umstände!"

Auch ein Mensch, der bereits mit dem Leben abgeschlossen hat, pflegt nicht gleichgültig zu bleiben, wenn die Kriminalpolizei an seine Tür pocht, und Heinz Delbrücks Knie zitterten merklich, als er hinging, um zu öffnen. Seine Bestürzung wuchs, als er sich nicht, wie er es erwartet hatte, einem einzelnen Beamten, sondern gleich vier martialischen Gestalten

gegenübersah, denen sich zum Überfluß auch noch der Hotelwirt, ein Kellner und zwei neugierige Stubenmädchen zugesellt hatten.

„Sie heißen Rudolf Mengers?"

„Ja — oder vielmehr nein! Aber wenn ich es wäre, was würden Sie alsdann von mir wünschen?"

„Wir wünschen, daß Sie uns begleiten, ohne sich lange zu sträuben. Hier ist der Befehl, auf Grund dessen ich Sie verhafte."

„Mich? Um des Himmels willen, warum denn?"

„Das wissen Sie ohne Zweifel ebensogut oder noch besser als ich. Sie sind nach fortgesetzten Unterschlagungen flüchtig geworden, und Sie hatten vermutlich nicht damit gerechnet, daß die Veruntreuungen schon so bald nach Ihrer Abreise ans Licht kommen würden. — Meinke, legen Sie dem Manne Handschellen an! — Seine Effekten werden natürlich beschlagnahmt, und das Zimmer wird bis auf weiteres unter Siegel gelegt."

„Aber ich bin ja gar nicht der, für den Sie mich halten. Ich bin ja der Schauspieler Heinz Delbrück, und ich habe nie in meinem Leben einen Pfennig unterschlagen."

Er wollte seinen aufgeklebten Schnurrbart herunterreißen, aber die Fesseln, die man ihm bereits angelegt hatte, machten es ihm unmöglich, und man schien durchaus nicht geneigt, sich auf lange Verhandlungen einzulassen.

„Machen Sie doch nicht solche Geschichten, Mengers!" herrschte der Beamte ihn an. „Wo haben Sie die Gelder?"

„Ich besitze nur noch etwa zweihundert Mark von den sechshundert, die ich hatte. Die trage ich hier in der Tasche."

Der Kommissar lachte laut auf. „Suchen Sie sich einen Dummen, der Ihnen das glaubt! Na, meine Sache ist es ja nicht, Sie zum Reden zu bringen. — Meinke, Sie haften mir für die richtige Ablieferung des Arrestanten! Ich werde unterdessen hier einmal suchen."

„Ich soll also wirklich auf die Polizei? Das wäre eine Schmach, die ich nicht überleben könnte. So glauben Sie mir doch, daß ich nicht der von Ihnen Gesuchte bin. Es gibt hier in Hamburg Leute genug, die es mir bezeugen könnten."

„Wen denn zum Beispiel?"

In seiner grenzenlosen Aufregung und Angst platzte Heinz ohne alle Überlegung heraus: „Meinen Oheim, den Großkaufmann Cäsar Rasmuß an der Esplanade."

„Na, den könnte man ja benachrichtigen. An Ihrer Verhaftung und Abführung aber wird dadurch selbstverständlich nichts geändert. Und nun vorwärts! Die Droschke, in der Sie zur Polizei transportiert werden sollen, hält vor der Tür."

* * *

Heinz Delbrück hatte dem Beamten, der ihn auf der Polizeidirektion vernahm, bereits die ganze Geschichte seiner schon in ihrem ersten Beginn so traurig verunglückten Amerikareise erzählt, als ein Kriminalschutzmann eintrat, um dem Vorgesetzten eine Meldung zu erstatten.

„Lassen Sie die Herrschaften eintreten!" entschied dieser. „Rufen Sie mir auch Herrn Berkholz! Es handelt sich vielleicht darum, sofort einige dringende Depeschen zu expedieren."

Der Schutzmann ging, und gleich darauf öffnete sich abermals die Tür, um zwei vor Aufregung und

Hast völlig atemlose Menschen hereinzulassen: Herrn Cäsar Rasmuß und sein Töchterchen Dolly, der selbst die vom Weinen geröteten Augen nichts von ihrer Lieblichkeit zu nehmen vermochten. Sobald sie des Arrestanten ansichtig geworden war, dem man inzwischen natürlich die Handschellen abgenommen hatte, warf sie sich, unbekümmert um die Anwesenden, mit einem jubelnden Aufschrei an seine Brust.

„Du lebst! — Gott sei Dank, du lebst! — O, du böser, böser Mensch, was hast du mir mit deinem schrecklichen Briefe angetan?“

Man hatte Mühe, die vor Erregung heftig Schluchzende zu beruhigen, und es währte immer noch eine geraume Weile, bis auch die letzten Zweifel des Polizeirats beseitigt waren.

„Wir haben es hier mit einem der raffiniertesten Gaunerstreiche zu tun, von denen die Kriminaljustiz weiß,“ sagte er. „Dieser Mengers, der seit zwei Tagen verschwunden ist, hat sich des jungen Mannes hier offenbar bedienen wollen, um die verfolgenden Behörden auf eine falsche Spur zu lenken. Seine Kalkulation war sehr einfach. Er rechnete damit, daß fast noch in derselben Stunde, da seine Veruntreuungen und seine Flucht entdeckt werden würden, auch die Feststellung erfolgen müsse, daß er nach Hamburg gereist sei, in einem hiesigen Hotel gewohnt habe und sich an Bord der ‚Palatia‘ bereits auf hoher See befinde. Der weitere Verlauf der Sache mußte dann der sein, daß nach New York die telegraphische Weisung erging, den Mengers bei seiner Landung zu verhaften. Bis dahin, so folgerte er, würde niemand daran denken, eine andere Spur zu verfolgen, und er würde also hinlänglich Zeit gewinnen, sich mit Hilfe der erlisteten Legitimationspapiere des Herrn Delbrück auf irgend

einem anderen Wege in Sicherheit zu bringen. Daß Sie durch einen Zufall verhindert werden würden, das bereits gelöste Passagebillett zu benützen, hatte er natürlich nicht vorausgesehen. Wir aber wollen hoffen, daß dieser Zufall uns in den Stand setzt, den Plan des sauberen Herrn noch zur rechten Zeit zu durchkreuzen. Davon, daß Sie nicht im sträflichen Einverständnis mit dem Verbrecher gehandelt haben, Herr Delbrück, bin ich schon jetzt überzeugt, und wenn Herr Rasmuß sich dafür verbürgt, daß Sie Hamburg vor vollständiger Klarlegung der Angelegenheit nicht verlassen, glaube ich Ihre Haftentlassung auf meine Verantwortung nehmen zu können."

Herr Rasmuß war zwar noch keineswegs mit den Seitensprüngen seines Neffen ausgesöhnt, aber er stand noch zu sehr unter dem Eindruck des reuevollen Abschiedsbriefes, der ihm über Erwarten schnell zugestellt worden war, als daß er es über sich gewonnen hätte, den Unbarmherzigen zu spielen. Er leistete also die verlangte Bürgschaft und erklärte, daß sein Neffe das Haus an der Esplanade während der nächsten Tage nicht verlassen werde.

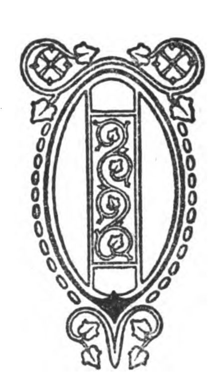
Dann machten sich alle drei auf den Heimweg, und die Aussprache, die Onkel und Neffe unter vier Augen miteinander hatten, führte zu dem für Heinz Delbrück sehr beglückenden Ergebnis, daß sich Rasmuß bereit erklärte, noch einen letzten Versuch mit ihm zu wagen, sofern er nicht nur auf alle mimischen, sondern auch auf alle dichterischen Produktionen für immer verzichten wolle. Von der Umarmung Dollys war dabei nicht weiter die Rede. Daß aber Herr Rasmuß diesen Vorfall so ganz mit Stillschweigen überging, war gewiß kein schlechtes Zeichen für die Zukunft, der Heinz Delbrück also mit neuem Lebensmut und mit

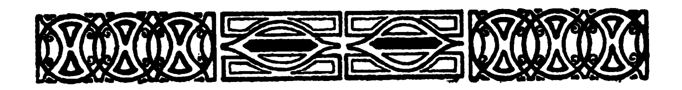
den heiligsten Vorsätzen, ein ordentlicher, solider Kaufmann zu werden, entgegensehen konnte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch im Laufe des folgenden Tages lief aus Antwerpen die telegraphische Nachricht ein, daß der flüchtige Prokurist Rudolf Mengers in dem Augenblick verhaftet worden sei, als er sich unter dem Namen Heinz Delbrück an Bord eines nach Südamerika gehenden Dampfers habe einschiffen wollen. Einen großen Teil des unterschlagenen Geldes hatte man noch in seinem Besitz gefunden.

Die reizende Mizzie aber ist niemals aus Amerika zurückgekehrt.





Die Geschichte der Folter.

Von Wilhelm Fischer.

Mit 7 Bildern nach alten Holzschnitten.

Die Folter als gerichtliche Einrichtung zur Erpressung von Geständnissen ist so alt wie die Geschichte der Völker. Jedenfalls haben wir die Beweise dafür, daß die alten Ägypter so gut die Folter kannten wie die alten Inder, Chinesen, Perser und die Phönizier, Skythen und Assyrier. Von wem die alten Griechen die Marterkunst erlernt haben, ist nicht zu ergründen. Merkwürdig ist nur, daß die Tortur am raffiniertesten in den Zeiten der griechischen Hochkultur entwickelt gewesen ist. Ein Treppenwitz der Weltgeschichte, der sich zu Zeiten der italienischen Renaissance wiederholte, als die Greuel der fortgesetzten Hexenfolter die Welt in ewige Schmach und justizmörderische, zum Himmel schreiende Blutschuld stürzten.

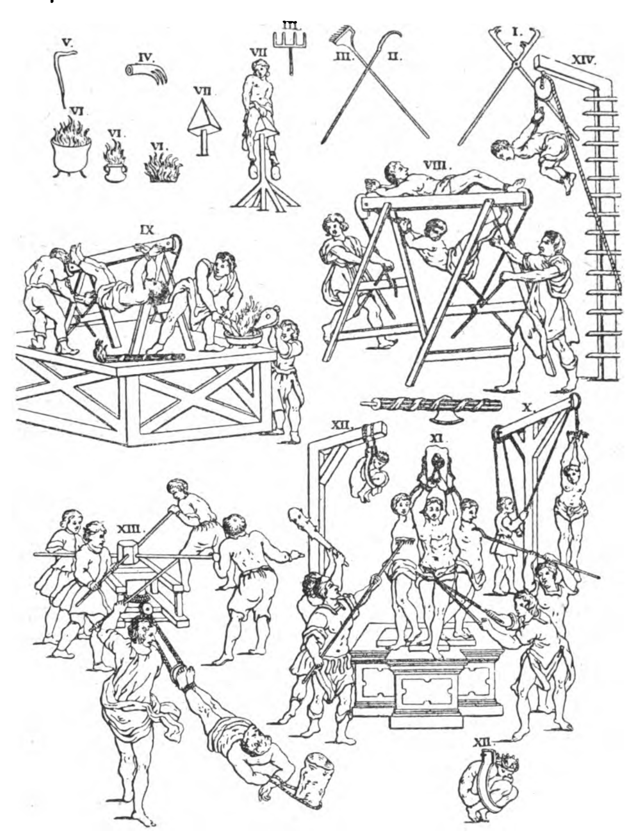
Die Griechen kannten die Tortur als gerichtliches Zwangsmittel zur schleunigen Herbeiführung eines Geständnisses schon in den homerischen Zeiten. Es gibt kein Volk der Erde, das so grausam, so raffiniert und so mannigfaltig zu foltern wußte wie das hochkultivierte Volk zur Zeit der höchsten Blüte des Hellenismus und einer hochentwickelten Gesetzgebung. Neben der öffentlichen Gerichtstortur gab es eine Privatfolter; der ersteren wurden Freie nur bei Verbrechen und die Sklaven auch zur Erhärtung ihrer Zeugenaussagen unterworfen; der letzteren oft zur Privat-

unterhaltung ihrer entarteten, grausamen Besitzer — Sklaven jedes Alters und Geschlechtes, wobei, falls es sich um den Sklaven oder die Sklavin eines Dritten handelte, dieser entschädigt werden mußte.

Die Griechen folterten mit Rad, Leiter, Feuer usw. Sie kannten die Preßfolter, die Durstfolter, die Prügelfolter usw., die man später in der römischen Folter wiederfindet, die wir eingehender, auch bildlich, schildern. Wir sehen deshalb von einer speziellen Aufzählung der griechischen Tortur ab und konstatieren hier nur, daß die Römer, die so vielfach die Nachahmer der Hellenen waren, als sie die Folter der Griechen übernahmen, manche Arten derselben als zu barbarisch verwarfen. Während zum Beispiel in der griechischen Privatfolter es jeder reichen Megäre freistand, ihre Sklavin zu rädern, zu peitschen, abzuhäuten oder ihr ganze Stücke Fleisch aus dem Leibe zu reißen, war dies der Römerin in solchem Umfang nicht gestattet.

Das „barbarische" Rom hat dem „schöngeistigen" Kulturvolk der Griechen die raffiniertesten Marterkünste also zwar gelassen, was es ihm aber entlehnte, ist immer noch fürchterlich genug, wie unser erstes Bild auf Seite 157 zeigt, das wir dem berüchtigten Folterbuch Chr. Ulrich Grupens de Applicatione Tormentorum entnehmen. Die Folterwerkzeuge I bis VI sind sogenannte vexationes tormentorum, Hilfswerkzeuge, Fleischzangen, eiserne Kämme, ein Vierzack zum Stechen, Feuerbecken zum Brennen. Nummer VII ist das sogenannte Pferdchen, Equuleus, auch Cavalletus genannt. Auch die Franzosen übernahmen dieses Marterinstrument, auf dem der Gemarterte wie ein Reiter zu Pferde saß. Nummer VIII zeigt einen auf dem „Pferd mit der Winde" der Streckfolter unterworfenen Märtyrer, während ein anderer in der Catasta, dem

Gerüst, gleichzeitig der Hängestreckfolter unterzogen wird. Auf Nummer IX wird der Gemarterte der Streck-



Die römische Folter.
Nach einer Zeichnung von G. J. Arenhold.

folter und zugleich der Feuerfolter unterworfen. Nummer X zeigt den Gemarterten in der Wipp- und Aufzugfolter. Den an einem Pfahl zusammengebun-

denen drei Märtyrern auf Nummer XI wird mit Zangen, Reißhaken und -kämmen das Fleisch von den Rippen gerissen. Nummer XII stellt die ligatio in modum globi, die Fesselfolter in Kugelform, dar, eine Folter, die durch Geißlungen verschärft zu werden pflegte. Nummer XIII zeigt die Streckfolter ohne Gerüst. Der Gemarterte wurde an einen Pflock auf bloßer Erde gebunden und dann gestreckt. Der Wippgalgen (Nummer XIV), Equuleus volaterranus, diente zur Elevation- oder Wippfolter, die auch in der deutschen Torturgeschichte eine große Rolle spielte.

Aber damit ist die Schilderung römischer Torturgreuel nicht erschöpft. Die Römer kannten noch die Durst-, Hunger- und Wachfolter, die sich durch ihre Namen genügend erklären. Spezifisch römisch waren außerdem die Ziegenfolter und die Folterung durch den Feuerwurm oder einen Skorpion. Die Ziegenfolter bestand darin, daß man den Angeklagten auf der Catasta fesselte und seine Fußsohlen mit einer Salzlösung einrieb, an der man dann eine Ziege lecken ließ. Diese besorgte das ihr angenehme Geschäft so gründlich, daß bald die Knochen freigelegt wurden. Bei der Feuerwurmfolter wurde dem auf dem Rücken liegenden, nackten und gefesselten Inquisiten, der sich nicht mehr rühren konnte, ein Feuerwurm auf den Nabel gelegt und darüber ein heißes Glas gestülpt. War ein Feuerwurm nicht zur Stelle, so nahm man eine Hornisse, einen Skorpion oder besonders bei Frauen eine Maus. Die wütend gemachten Tiere ließen dann ihren Zorn an den Gemarterten in der fürchterlichsten Weise aus. Ein mittelalterlicher Rechtsgelehrter nannte diese Folter eine „dem Ansehen nach lächerliche, aber sehr verdrießliche Marter“.

Die Tortur war den Römern wie den Griechen nicht

nur ein Mittel zur gerichtlichen Erpressung eines Geständnisses, sondern auch zur Erhärtung des Sklaveneides; mit letzterer wollte man offenbar die Rachsucht und der verleumderischen Denunziationswut, sowie



„Entwurff der Anlegung der Daumstöcken. A Der Inquisit, welchem dieser Grad der Tortur gegeben wird. B Der Scharffrichter, der mit einer Hand die Daumstöcke haltet, mit der andern aber den Schraubenschlüssel, um die Eisen zusammenzuziehen. C Der den Inquisiten rückwärts haltende Henkersknecht, um die starke Bewegung des Leibs zu verhüten. D Der andere Henkersknecht. E Des Inquisitens Hände. F Des rückwärts haltenden Henkersknecht C seine beyden Hände."

(Constitutio criminalis Theresiana.)

dem Hausklatsch der Sklaven vorbeugen und gleichzeitig die unüberbrückbare Kluft zwischen einem Bürger Roms und einem Sklaven und Freigelassenen kennzeichnen.

Gegen die Tortur an sich hatten weder Plato, Sokrates und Aristoteles auf der einen noch Scipio,

Seneca und Tacitus auf der anderen Seite Bedenken. Kein Licht leuchtete in diese Finsternis. Wenn im fünften Jahrhundert selbst Augustinus erklärte: „Die Tortur ist notwendig, wenngleich durch sie derjenige, dessen Schuld erst erforscht werden soll, schon gestraft wird, und somit mancher Schuldlose unverdiente Pein leiden muß,“ dann brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn, von dem durch seine Justizgreuel und -sünden berüchtigten Byzanz abgesehen, selbst die germanischen Völkerstämme, die das römische Weltreich aufteilten, in Gallien, Spanien und Afrika die römische Tortur übernahmen, denn nichts paßt sich der Sieger so schnell an wie die Laster des Überwundenen, und nichts hat Rom denn auch so ganz auf die Sieger vererbt wie das Laster römischer Herrschsucht und Grausamkeit!

„Die ersten Spuren der Tortur,“ sagt Ernst Christian Westphal in seinem Lehrbuche über die Tortur (Leipzig 1785), „die wir in deutschen Gesetzen finden, zeigen, daß sie den Römern entnommen wurden. Die Gesetze der Ost- und Westgoten, Burgunder, Salier und Bajuvarier enthalten davon etwas. In dem Edicto Theodorici des ostgotischen Königs*) ist hier wie in allen Sachen bloß das römische Recht wiederholt.

Ebenso deutlich sind die Spuren des Römischen Rechtes in dem Gesetz der Westgoten, nur daß sie noch einige Zusätze gemacht oder die römischen Dinge nach ihrer besonderen Art umgeändert haben. Lex Salica

*) Theodorich der Große, von dessen leuchtender Herrschergröße aber folgender Quellerlaß zeugt: „Was greift ihr zum Zweikampf, da ihr Richter habt, die unbestechlich sind? Wie soll man merken, daß Friede ist, wenn unter der Herrschaft der Ordnung gefochten wird? Ahmt denen nach, die im Felde den Mut, daheim den Gesetzesgehorsam bewähren!“

Tit. 43 redet nur von der Tortur der Knechte, besonders bei Diebstählen. Dagegen verfügt die Lex Burgund. Tit. 7 schon, daß, wenn ein angeklagter fremder Knecht die Marter übersteht, „er selbst und noch ein



„Eigentlicher Entwurff der Schnürung. A Sind beyde zusammengelegte Hände. B Ist das Knöchel bey dem Handgelenke. C Der Ort vor des Ellbogen Bug, allwo die Schnürung aufhöret. P Der Inquisit. E und K Der Henkersknecht. F Der Scharffrichter. H Das Fleisch des Armes. X Die Schnur."
(Constitutio criminalis Theresiana.)

Knecht oder dessen Weib an den Herrn des Gefolterten abgegeben werden sollen".

Die Abgabe eines Knechtes oder dessen Weibes im Fall, daß der Beschuldigte die Tortur ohne Geständnis überstand, machte die Anwendung der Folter zu einer wenig vorteilhaften Sache, und man begnügte sich daher nach dem Aussterben der fränkischen Könige mit „Gottes Ordelen". Die Tortur wurde zum alten Eisen gelegt, selbst die „Spiegeln des Landrechts" erwähnen sie nicht mehr. Bekannt ist nur, daß 1286

Rudolf von Habsburg den falschen Friedrich „torquieren“ ließ, was der Verfasser der braunschweigischen Chronik als „ihn mit unvernunfft angreiffen“ bezeichnete. Unter Kaiser Karl IV. wurde bei Majestätsverbrechen wieder gefoltert. Ende des vierzehnten Jahrhunderts privilegierte Kaiser Wenzel verschiedene Reichsstädte dazu, gegen Landfriedensverbrecher, Raubritter und Wegelagerer die Folter der Daumenschrauben zu gebrauchen, um schneller Recht und Ordnung wahren zu können, ein Beweis dafür, daß Richter Lynch in dieser fast rechtlosen Zeit aus der Folter eine kurzweilige Strafe zu machen gewöhnt war. Denn das Ersuchen an den schwachen Kaiser erging nur, um den Hinterbliebenen der Übeltäter, die schleunigst mit Hilfe der als ungesetzlich beschrieenen Folter ins „Jenseits von Gut und Böse“ befördert wurden, jeglichen zivilrechtlichen Anspruch zu nehmen.

Wieder ausgegraben wurde die Folter in vollem Umfange erst durch die Einführung des römischen Rechts, dessen theoretische „Rezeption“ durch die Auffassung begründet wurde, als sei das „Kaisertum deutscher Nation“ nur eine Fortsetzung des römischen Weltreichs. Als nach Einsetzung des Reichskammergerichts im Jahre 1495 das für deutsches Wesen unheilvollste Recht, das bis heute noch als Fremdrecht empfunden wird, zum Kaiserrecht und „Corpus juris“ in Deutschland wurde, da wurde auch die „Tortur“ als Rechtsmittel mit eingeführt. Recht und Tortur walteten bald so willkürlich gegen die natürlichsten Rechte der „Enterbten und Mühseligen“, daß der Volksfreund Freiherr v. Schwarzenberg durch seine berühmte Bambergische Halsgerichtsordnung bemüht war, der allerorts geübten Willkür einen Riegel vorzuschieben. Dieses durch den Fürstbischof Georg von Limburg für

Bamberg und durch die Markgrafen Kasimir und Georg von Brandenburg für ihre fränkischen Besitzungen sanktionierte Recht von 1507 wurde 1532 als peinliche



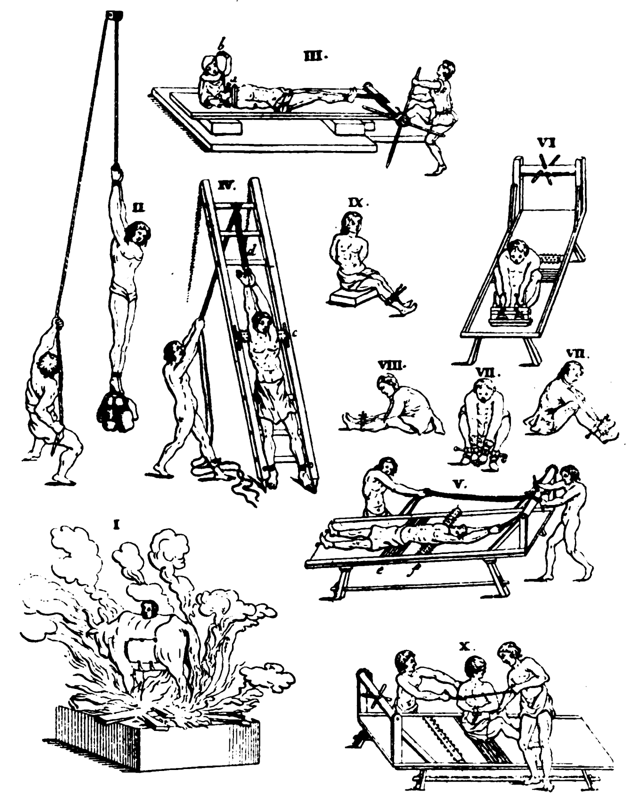
Das Strecken auf der Folterleiter.
(Constitutio criminalis Theresiana.)

Halsgerichtsordnung Karls V. mit einigen Änderungen zum Reichsgesetz erhoben. Beide erkannten die Tortur als Rechtsmittel an, suchten aber ihrem schreienden Mißbrauch nach Kräften vorzubeugen. Die „Bambergensis“ verbietet, daß „on redliche anzeigung

neymandt peynlich sol gefraget werden". Als Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein bestimmte die „Carolina" ausdrücklich: „Item wo nit zuvor redlich anzeygen der mißthat darnach man fragen wolt vorhanden, vnnd beweist wurde, soll niemants gefragt werden, vnd ob auch gleich wol, auß der missethat bekannt wurde, So soll doch der nit geglaubt noch jemants darauff verurtheylt werden." Diese „anzeygung" soll mit „zweyen guten zeugen" bewiesen werden. Gleichzeitig bestimmte sie, daß der Angeschuldigte freigesprochen werden mußte, wenn er die üblich einstündige peinliche Befragung überstanden hatte, ohne zu bekennen, eine sehr wichtige Bestimmung, die man im Prozeß gegen das delictum exceptum der Hexerei zum Beispiel dadurch umging, daß man dem Torturprotokoll die Fassung gab, daß die Folter unterbrochen und ihre Fortsetzung auf einen anderen Tag verlegt worden sei. Man schuf die delicta excepta und gewährte sophistisch dem Richter das Recht, hier die beschränkenden Bestimmungen des geltenden Kaiserrechtes nach eigenem Ermessen aufheben zu dürfen.

Durch das römische Recht wurde die alte germanische Institution der Geschworenengerichte und Eideshelfer abgeschafft und durch das Inquisitionsgericht ersetzt, das ohne das Geständnis des selbst durch Zeugen überwiesenen Angeklagten kein Urteil fällen durfte. Das bequeme Mittel zur Erpressung dieses Geständnisses aber wurde die Folter, deren mißbräuchliche Anwendung eben die gesetzgeberischen Schutzbestimmungen der „Carolina" veranlaßte. Allein wer vermochte die Martern, die unser Bild „Die deutsche Folter" auf Seite 165 zeigt, eine ganze Stunde lang auszuhalten? Bekanntlich dauerte der erste Grad der Folter eine Viertelstunde, der zweite eine halbe Stunde, der dritte und meistens

auch letzte eine Stunde „und nicht darüber". Zugleich wurde bestimmt, daß im Falle eines Geständnisses



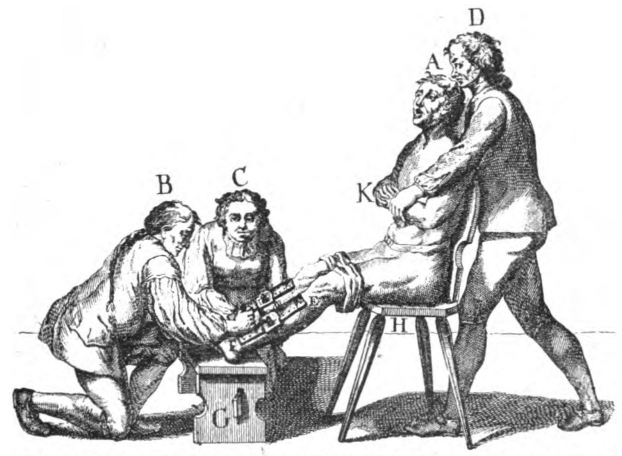
Die deutsche Folter.
Nach einer Zeichnung von G. J. Arenhold.

der Wahrheit den Einzelheiten nachgeforscht werden solle. Wie man dieser Bestimmung in der Praxis gerecht wurde, zeigen die ungeheuerlichen Geständnisse in der Hexenfolter.

Unser Bild zeigt zehn Folterungen, von denen I, VI und X, das „Schmäuchen im metallenen Ochsen“, der „spanische Sitz in der Folterbank“ und die sogenannte „hannoversche Folter“, bei der ein Stachelbrett untergelegt und der Delinquent noch mit „Applikation der Schnüre“ gequält wurde, bald außer Gebrauch kamen. Am gewöhnlichsten war die in Nummer II dargestellte „Zugfolter“ mit Anhängung von Gewichten, das „Strecken auf der Folterbank“ Nummer III und V, auf der Folterleiter Nummer IV, auf der der Gemarterte über den „gespickten Hasen“ gezogen wurde. Gebräuchlich war vielfach auch die Fesselung des Inquisiten im „mecklenburgischen Instrument“ und im „Hund“ oder „polnischen Bock“ Nummer VII und VIII, die Ähnlichkeit mit der römischen „ligatio in globum“ haben, Nummer IX zeigt die Anlegung der Beinschrauben. Außerdem verwendete der deutsche Peinkünstler noch die „spanischen Stiefel“, die „Daumschrauben“, den „Wippgalgen“, die Schnürfolter, die Feuerfolter und die berühmte „bambergische Tortur“. Die letztere war die am meisten von der Kultur Beleckte unter ihren fürchterlichen Schwestern. Der Delinquent wurde dergestalt auf einen Bock gespannt, daß sein Rücken wie der einer Katze „in der Krümme“ war. Mit einer mehrschwänzigen Karbatsche, so lehrt Herr „Vice-Cantzler“ Estor in seinem „Unterricht von Urtheln“, wurden ihm erst „langsahme Schläge“ erteilt; bei beharrlichem Leugnen sei „mit 30, 40, 50 bis 80 Schlägen fortzufahren, jedoch habe der Nachrichter darzwische zuweilen inne zu halte, als ob er ruhe“. Dann wurde der Rücken mit einer Wundsalbe bestrichen und sein Besitzer abgeschnallt. Nach zwei bis vier Tagen wurde der Übeltäter bei beharrlichem Leugnen wieder auf den Bock gesetzt und nun mit fingerdicken Haselnußgerten „langsam ge-

strichen“. Vorgesehen waren dreihundert Streiche, meistens genügten aber deren zwanzig, um den Härtesten zum Geständnis zu bringen.

Die Wasserfolter war in deutschen Landen wenig bekannt und nur in Frankreich üblich. Vorgesehen waren acht Eimer, die dem Unglücklichen durch einen



„Entwurff der Anlegung der Schraubstiefeln. A Der Inquisit. B Der Scharffrichter, der den Schraubenschlüssel umdrehet. C und D Des Scharffrichters Knechte, so den Inquisiten halten. E und F Der Ort, allwo der Schraubstiefel beginnet und endiget. G Ein Schammerl, worauf die beyden Füße des Inquisiten ruhen. H Ein Lehnstuhl, so eine Ellen hoch ist. K Die beyden Hände des Inquisiten, so von dem Knecht zusammengehalten werden.“

(Constitutio criminalis Theresiana.)

Trichter eingegossen wurden und fürchterliche Pein verursachten. Als die Marquise v. Brinvilliers in der Marterkammer so viele Eimer voll Wasser erblickte, fragte sie naiv: „Das soll ich alles trinken?“ Schon nach dem dritten Eimer indes legte sie ein vollständiges Geständnis ab. .

Die englische Folter des „Pressens“ soll nach Grupen ebenfalls in Deutschland üblich gewesen sein; man findet jedoch von ihr in der einschlägigen Literatur



Das Schmäuchen und Brennen auf der Folterleiter.
(Constitutio criminalis Theresiana.)

keine Belege. Das englische Gesetz bestimmte darüber: „Ein Arm soll mit einem Strick an die Mauer, der andere Arm an die andere Mauer befestigt werden. Und seine Beine sind auseinanderzuspannen. Dann sollen auf seinen Leib so viel Steine gelegt werden, als er tragen könne, oder noch mehr!“

Die zahllosen anderen Folterarten, von denen unsere Sammlungen von Marterinstrumenten erzählen, mögen hin und wieder vereinzelt vorgekommen sein, gesetzlich und üblich waren sie indes nicht.

Friedrich der Große hob 1755 die Tortur, die er schon 1740 wesentlich gemildert hatte, ganz auf. Aber noch im Jahre 1769 sah sich seine gewaltige Gegnerin Maria Theresia veranlaßt, in ihrer peinlichen Gerichtsordnung ausdrücklich zu erklären: „Die peinliche Frage ist ein rechtliches Zwangmittel, um einen läugnenden Übelthäter, welcher der verübten That halber stark verdächtig, in Abgang eines vollständigen Beweises zur Bekanntniß zu bringen, oder allenfalls denselben von dem ihme zur Last fallenden Verdacht, und Innzüchten zu reinigen.“ Über diesen Reinigungsprozeß machte sich der große König weidlich lustig, noch mehr über den Einfall der Verfasser der „Theresiana“ durch „Abschilder- und Beschreibung“ der in Prag und Wien üblichen Reinigungsarten, der wir einige weitere Bilder auf Seite 159, 161, 163, 167 und 168 entlehnen, die von ihm verworfene Tortur zu legalisieren und zu ordnen.

Im Jahre 1769 hob Mecklenburg die Folter auf, Sachsen folgte 1770 und Joseph II. 1776, während Württemberg 1806, Bayern 1807 und Hannover erst 1822 sich dazu entschlossen. Aber es dauerte noch Jahre, bis die Gesetze eifrigen Richtern das Recht nahmen, „wegen Lügens und hartnäckigen Leugnens“ gegen den Beschuldigten sogenannte Zwangsgrade anzuwenden, das heißt ihn so lange prügeln zu lassen, bis er „nicht mehr log und leugnete“.





Erlebnisse eines Fremdenverkehrsapostels.

Von Artur Achleitner.

▫ ▫ (Nachdruck verboten.)

Der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs hatte beschlossen, seinen Sekretär auszusenden, der die Gastwirte auf dem Lande über die Bedeutung des Fremdenverkehrs aufklären und mit aller Energie darauf hinwirken sollte, daß die Gasthausverhältnisse gebessert, die Verpflegung und auch die Behandlung der Geld ins Land bringenden Fremden modernisiert werden. Man wußte im Verein, daß es auf diesem Gebiete hapere, Behandlung und Bedienung der Sommerfrischler viel, Speisen und Getränke oft alles zu wünschen übrig ließen. Demgemäß sollte der Sekretär die Mission übernehmen, den Gastwirten den Standpunkt klarzumachen.

So zog denn der „Apostel" aus und wanderte in eine Gegend, die vielfach von Ausflüglern aus der Stadt besucht wird, wo aber die Wirtshäuser noch auf recht patriarchalische Weise geführt werden.

Zur Vesperzeit, zwischen drei und vier Uhr nachmittags, erreichte der Abgesandte ein schmuckes Dorf mit einem großen schattigen Wirtsgarten, wo es von Arbeitern wimmelte, die schnell mit Bier, Brot, Würsten und so weiter bedient sein wollten. Da nur eine einzige Kellnerin da war, der Wirt aber sich nicht herabließ, eigenhändig zu bedienen, so hatte die dralle Maid

viel zu laufen und zu schleppen und für den „Apostel“ keine Zeit. Ignorieren wollte sie aber den gutgekleideten Stadtherrn auch nicht, sie rief ihn also im Vorbeispringen an: „He, Sö — mögen S' a Brotzeit?“ und lief weiter.

Nun wußte der Sekretär ganz gut, was die Kellnerin mit dem Ausdruck „Brotzeit“ gemeint hatte, als Fremdenverkehrsapostel aber beschloß er, sofort seines Amtes zu walten, belehrend und aufklärend auf dem Gebiete der Behandlung von fremden Gästen zu wirken. Daher stellte er sich so, als verstände er den Ausdruck nicht, er gab sich vielmehr ganz als Fremder, der der „Landessprache“ nicht mächtig ist.

Zunächst hieß es geduldig warten, bis die Vespergäste bedient waren. Nach Verlauf von reichlich einer Viertelstunde kam dann die Kellnerin mit allen Anzeichen der Entrüstung an den Tisch heran, schnauzte den Stadtherrn an: „Wie oft soll i denn noch frag'n, ob S' a Brotzeit mögen? Hören S' nicht oder sind S' taub?“

„Verzeihung, liebes Fräulein! Was meinen Sie eigentlich?“

„Ob S' a Brotzeit mögen — Himmel Laudon, verstehn S' endlich?“

„Entschuldigen Sie — was ist denn das?“

„Herrgott, sind Sö aber —“

„Ich habe wirklich keine Ahnung, was Sie meinen.“

„Ob Sö a Wurscht mögen oder an Leberkaas oder an Preßsack? Dös mein' i!“

„Das ist also Brotzeit! Danke bestens für die Aufklärung. Ein Glas Bier genügt mir.“

Wie eine gereizte Kreuzotter pfiff die Maid durch die Zähne, und entrüstet rief sie so laut, daß es alle Gäste hören mußten: „Nit übel — so a Gast! Weiß nit,

was a Brotzeit ist! Will a feiner Herr sein und hat bloß Durst auf a Halbi! A netter Gast!“

Empört lief die Kellnerin zur Schenke, um das Glas Bier zu holen.

Die Vespergäste reckten die Hälse und lachten vergnügt über die Behandlung des „Stadtfracks“.

Im „Apostel“ stieg eine Ahnung von den Schwierigkeiten seiner Mission auf. Ein dornenvolles Amt erwartet ihn, wenn alle Kellnerinnen von gleichem Schlage sein sollten. Und der dicke Wirt an der Schenke sieht auch nicht danach aus, als sei er für Belehrungen, für Vorschläge zur Modernisierung seines Wirtschaftsbetriebes sonderlich zugänglich.

Jetzt erhielt er sein bestelltes Glas Bier. Die Hebe schmetterte es vor ihn auf den Tisch nieder, daß der Schaum zum Himmel spritzte.

Ein Wagen fuhr vor, zwei elegante Damen stiegen aus, traten in den schattigen Gastgarten und ließen sich an einem Tische in der Nähe des „Apostels“ nieder.

Die vornehme Equipage mochte den Wirt veranlaßt haben, sich um die Damen zu bekümmern. Er trat an ihren Tisch heran, lüftete das Käppchen zwei Zoll hoch zum Gruße und fragte nach den Wünschen.

Die Damen bestellten zwei Portionen Kaffee mit Schlagsahne, Honig, Butter und Kuchen.

Groß guckte der Wirt, und mit fetter Stimme erwiderte er: „An Kaffee, an Butter und an Honig können S’ haben — das andere nicht! Und a Brot gibt’s noch!“

Des „Apostolates“ wegen glaubte der Sekretär sich einmischen zu sollen, indem er „Schlagsahne“ mit „Rahm“ übersetzte und dem Gastwirt empfahl, den Damen zum mindesten Weißbrot zu geben, falls wirklich kein „Gugelhupf“ vorhanden sein sollte.

„Ich halt' nix auf so neumodisches Zeug!" sprach der Wirt und trollte sich zur Küche.

Gleich darauf kam die Kellnerin an den Tisch der Damen und fragte: „Was möchten S'?"

Eine der Damen erwiderte: „Wir bekommen Kaffee mit Zubehör."

Im Abgehen maulte die Maid über die „Zubehör", die ihr nicht in den Kram zu passen schien.

Die Vespergäste hatten inzwischen den Garten verlassen, wo es nun sehr still geworden war.

Der Sekretär bekam das Kribbeln in den Fingern, da er beobachten mußte, mit welcher Gemütsruhe der Wirt lange Zeit mit dem Kutscher der Damen plauderte. Endlich schien seine Neugierde befriedigt zu sein. Er ging in die Küche und servierte sodann mit der Grazie eines Elefanten den Damen den bestellten Kaffee nebst „Zubehör". Statt Kuchen und Semmeln gab es allerdings nur schwarzes Bauernkornbrot. Dann wischte sich der „Herr Gasthof" den Schweiß von der Stirne und zog sich zurück.

Wohl war der „Apostel" versucht, sich jetzt den Wirt vorzunehmen, doch das Wort zum Anruf blieb ihm im Halse stecken vor Überraschung.

Eben schleppte die Kellnerin auf einem großen Brett noch einmal Kaffee an den Tisch der bereits eifrig mit ihrem Kaffee beschäftigten Damen.

Ein Blick, ein Zornesruf, dann platzte sie los: „Sö sind guet! Sö g'freu'n mich! Haben beim Wirt b'stellt und bei mir noch amol! Können S' nicht erwarten, bis ich komm'! So a Bagasch! Jetzt steh' ich da mit mein'm Kaffee, därf 'n zahlen und kann das G'schlabber selber sauf'n! Nette Gäst san S' — dös muß i sag'n!"

Sprachlos, in höchstem Maße verblüfft, starrten die



Damen die Kellnerin an, die schimpfend das Brett vom Tische riß.

Der „Apostel“ konnte Zorn und Entrüstung nicht mehr bemeistern, er stand auf und protestierte gegen diese skandalöse Behandlung von Gästen, besonders aber von anständigen Damen.

Doch die Maid ließ sich durchaus nicht einschüchtern, scharf entgegnete sie: „San nur grad Sö stad! A Gast, dem 's bloß auf a Halbi langt, der soll bei uns 's Maul lieber nit aufmach'n! Hab' die Ähr'!“

Und stolz wie eine Königin schritt sie am Sekretär des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs vorüber.

Wie die Damen, war jetzt auch der „Apostel“ sprachlos.

An der Schenke spielte sich nun der „Kampf um den Kaffee“ weiter ab. In grellen Fisteltönen des Zornes schimpfte die Kellnerin über die Gäste, die zweimal bestellen, aber natürlich nur einfach bezahlen wollen, und energisch forderte sie den Abstrich der zwei Kaffeeportionen von der Küchenrechnung. Dabei machte sie dem Wirt die heftigsten Vorwürfe, daß er sich in das Serviergeschäft eingemischt und die Bestellung der „Frauenzimmer“ entgegengenommen habe, wo er sonst wegen der „lausigen Stadtfräck'“ keinen Finger rühre.

Der „Herr Gasthof“ schien unangenehm berührt zu sein und bemühte sich, die aufgeregte Maid zu beschwichtigen.

Aber die Hebe ließ nicht locker. „San S' nur stad! Weil die Frauenzimmer mit Rösser und Wagen angesaust 'kommen sind — so was imponürt dem Wirt! Mir aber imponürt dös gar nit! Mein Geld ist mir lieber als die Zwetschenbaroninnen dort — jawohl!“

Der Wirt gab klein bei und bewilligte den Abstrich von der Küchenrechnung, wodurch der Kampf beendigt, der Friede wiederhergestellt wurde.

Die Damen zahlten. Das reichlich gegebene Trinkgeld nahm die Maid stumm nickend entgegen.

Als die Damen weggefahren waren, nahm der „Apostel“ den herbeigerufenen Wirt vor, suchte ihm die enorme Bedeutung des Fremdenverkehrs für das Gastwirtsgewerbe klarzumachen, die Notwendigkeit einer Modernisierung des Betriebes zu beweisen, größeres Entgegenkommen zu empfehlen und so weiter.

Der Wirt schüttelte das dicke Haupt und wehrte das „G'schwätz“ ab mit den Worten: „Lassen Ihnen nicht auslachen! Wegen der paar Gäst', die wo zu mir aus der Stadt ins Dorf kommen, werd' ich die Wirtschaft nicht — modärnüsür'n! Ich nicht! Ist ja nicht der Müh' wert! A richtige Bauernhochzeit ist mir allemal lieber als a Stuben voll Stadtfräck'! Jawohl!“

Er ließ den „Apostel“ stehen und ging grinsend einigen neuen Ankömmlingen entgegen, die er, wohl um den Stadtfrack zu ärgern, mit aller Freundlichkeit begrüßte, obgleich die Gäste nur zwei schlechtgekleidete Beerensammlerinnen waren, ältliche Weiber mit Körben und Blechtöpfen, begleitet von einigen halbwüchsigen Mädchen.

„He, Kellnerin, Gäst' sind da!“ rief der Wirt mit gewaltiger Stimme.

Die Weiber bestellten Bier und Wurst und ließen sich an einem Tische im Garten nieder. Die Kinder aber holten sich vom Brunnen frisches Wasser und kauten trockenes Brot.

Ein verächtlicher Blick der Hebe streifte die Mädchen.

Dies gewahrend, rief eine der Beerensammlerinnen: „Ja, was wär' denn jetzt dös! Im Wirtshaus a Wasser

trink'n! So a Schand! Gleich kauft ihr euch a Bier! Wir sind Gäst' so gut wie andere, und unser Geld ist nicht von Blei!"

Eifrig stimmte die Kellnerin bei: „Endlich a vernünftig' Wörtl, wo man sich was denk'n kann dabei!"

Die Kinder gehorchten zögernd und schütteten das Wasser weg.

Der „Apostel" dachte nach über die Erziehung zum Alkoholismus aus alberner Eitelkeit.

Da ein längeres Verweilen zwecklos war, zahlte er sein Glas Bier und spendete ein anständiges Trinkgeld.

„Dank schön! Aber wenn S' wieder kommen, bringen S' lieber an Durscht für a Maßl mit!" spottete die Musterkellnerin hinter ihm drein.

* * *

Ein neuer Auftrag lautete dahin, es solle der Vereinssekretär den Besitzer eines Sommers über vielbesuchten Gasthofes zur Einführung von hektographierten Speisekarten veranlassen. Reichhaltiger sollte die Speisekarte sein und in mehreren Exemplaren aufliegen.

Die Herren vom Verein kannten den zähen Sinn des ländlichen Hoteliers, seine Abneigung gegen alles Neumodische. Daher wurde der „Apostel" mit einem aus Blech gefertigten Musterapparat und mit einem Topfe Hektographenmasse ausgerüstet; beides sollte dem Gasthofbesitzer zur kostenlosen Verfügung gestellt werden. Nur dadurch stand zu hoffen, daß der Mann sich zur Einführung und Auflegung von Speisekarten in seinem Gasthofe bequemen werde.

Vorsichtshalber wurden dem „Apostel" auch einige Muster von Speisekarten aus einem zwar ländlichen, doch gut und modern geführten Hotelbetrieb mit-

gegeben, hauptsächlich zum Zwecke, Mißhandlungen französischer Worte für gewisse Speisen zu verhüten. Möglichst deutsch, nicht verballhornt fremdsprachig sollte die Karte gehalten sein.

Also fuhr der „Apostel“ in jenes Dorf. Wider Erwarten verhielt sich der ländliche Hotelier durchaus nicht ablehnend, er nahm den Vervielfältigungsapparat und den Topf mit Hektographenmasse sogar mit vielem Dank an, erklärte sich auch bereit, während der Saison täglich die Speisekarte aufzulegen. Nur müsse der Herr Sekretär im voraus für jeden Tag die Karte machen, das heißt aufschreiben, damit man dann je nach Bedarf die Originale abklatschen könne.

Mit einer wahren Eselsgeduld schrieb dann der „Apostel“ das Küchenprogramm für eine Woche nieder. Nur für eine Woche. Denn der Hotelier erklärte mit aller Bestimmtheit, daß dieses Wochenprogramm sich stetig wiederholen müsse.

Viel Abwechslung versprach die Zukunft also nicht. Aber es war wenigstens ein Anfang. Und der „Apostel“ freute sich dieses bescheidenen Erfolges, hoffte auch, daß die Sommerfrischler den Wirt schon bald zu Änderungen zwingen würden.

Genau wurde der Gasthofbesitzer unterrichtet, daß die Hektographenmasse auf gelindem Feuer flüssig gemacht und sodann in den Blechapparat eingegossen werden müsse. Nach Erkaltung der Masse sei sie gebrauchsfähig. Man lege das mit chemischer Tinte beschriebene Original auf die Masse, lasse das Blatt einige Sekunden ruhen, sodann könnten jeweils zehn bis zwanzig Abzüge gemacht werden.

„Ah so wohl! Wohl — wohl! Werd'n wir schon machen! Behüt' Ihnen Gott! Ich dank' schön! Kommen S' bald wieder!“ —

Wochen verflossen. Im Verein interessierte man sich für das Resultat der Bemühungen, und man erkundigte sich brieflich beim Hotelier, wie sich die Einführung der hektographierten Speisekarte bewähre.

Da keine Antwort erfolgte, wurde der Sekretär behufs Erkundigung und Kontrolle hingesendet.

Von Speisekarten war auch nicht eine Spur vorhanden. Alles war beim alten geblieben.

Der erstaunte „Apostel" fragte, was denn mit dem Hektographenapparat geschehen sei.

„Ja, lieber Herr," erwiderte der Wirt, „der blecherne Kasten ist schon noch da, aber die Masse nimmer."

„Was ist denn damit geschehen?"

„Sell hat das Kuchelmadel 'gessen."

„Was?"

„Das Kuchelmadel hat selles Zeug für Gallert g'halten, und selle Gallert ißt das Madel halt gar so viel gern."

„Gräßlich! — Soll ich Ihnen neue Füllmasse besorgen?"

„Dank' schön! Nicht der Müh' wert! Es geht ohne Magenzeitung auch! Die Hauptsach' bleibt, daß es was zu essen gibt! Auf die Schreiberei halt' ich nix!"

Mit diesem Bescheide mußte der Sekretär heimfahren. Im Verein lachte man sich über diesen drolligen Fall schier krumm.

* * *

Den Vereinsbestrebungen am meisten zugänglich erwies sich die Posthalterswittib in L., Besitzerin eines Gasthofes mit Brauerei, Frau Eulalia Krimpelstetter. Eine wackere Frau, Mutter mehrerer Kinder, rassige Bengels darunter, die als Knirpse bereits der Schrecken der Städter waren.

Frau Eulalia befolgte jeden Wink zur Hebung des Fremdenverkehrs, zur Verbesserung des Wirtschaftsbetriebes mit einer Opferwilligkeit, die den Verein auf das angenehmste berührte. Weniger entzückt von der Bereitwilligkeit war freilich der „Apostel“, der bei seiner jeweiligen Anwesenheit im Gasthofe von Frau Krimpelstetter zu einer Art von Kommissionär erkoren wurde. Alles, was nur irgendwie mit dem Hotelbetrieb in Zusammenhang gebracht werden konnte, mußte der Vereinssekretär für die Wittib besorgen. Stets betonte Frau Eulalia dabei, daß der Herr Sekretär als Fachmann zur Hebung des Fremdenverkehrs alles am besten verstehen müsse, also sei es am einfachsten, wenn er alles selbst bestelle, besorge und mitbringe.

Im Vereinsinteresse lag es, der zugänglichen Gasthofbesitzerin gefällig zu sein. Ihr Hotelbetrieb sollte vorbildlich für die anderen Wirte werden. Demgemäß mußten alle Wünsche der willfährigen Frau nach Möglichkeit erfüllt werden.

Die Wünsche vermehrten sich, je öfter der „Apostel“ ins Haus kam. Als Hausfreund mußte er sich auch der Kinder annehmen, weil die Wirtin als Geschäftsfrau dazu nur wenig Zeit hatte, sich vielmehr den Gästen und der Küche widmen mußte.

Aus diesem schönen patriarchalischen Verhältnisse erwuchs denn auch die Verpflichtung, die Rangen in Instituten unterzubringen.

Unvorsichtigerweise empfahl der „Apostel“ der Mutter, den aufgewecktesten der Jungen aufs Gymnasium zu schicken, weil es von größter Bedeutung für den Fremdenverkehr sei, daß ein moderner Gasthofbesitzer eine höhere Bildung besitze. Diese gutgemeinte Unvorsichtigkeit rächte sich schwer. Frau Eulalia war sofort einverstanden und bat, es möge der Verein

einen halben Freiplatz für den Franzl erwirken und den Buben studieren lassen — zur Hebung des Fremdenverkehrs.

Im Verein gab es, als der Sekretär darüber berichtete, erst ein schallendes Gelächter, hernach sauersüße Mienen, und schließlich ermöglichte man die Sache sogar, da der Vereinsvorstand mit dem Direktor einer Lateinschule eng befreundet war und letzterer sich bereit erklärte, den Jungen zu halbem Preise im Konvikte aufzunehmen.

Also mußte der Sekretär den Franzl Krimpelstetter in das Institut bringen — von wegen der Hebung des Fremdenverkehrs. Die Verbringungskosten zahlte die Gasthofbesitzerin, die von jener Stunde an den Verein und sein wohltätiges Wirken mit Begeisterung lobte.

Die Folgen dieser Verhimmelung des Vereins waren weitere Zumutungen, die Söhne von Gastwirten auf Vereinskosten „zur Hebung des Fremdenverkehrs“ studieren zu lassen.

Ein Jahr lang tat der „Apostel“ noch mit, wiewohl er diese Wirksamkeit allmählich satt bekam. Wuchsen doch die Zumutungen ins Unglaubliche.

Zu Ferienbeginn mußte der „Apostel“ auf inständige Bitte der vielbeschäftigten Frau Krimpelstetter ihr hoffnungsvolles Söhnchen abholen.

Also fuhr der Sekretär zur Bildungsstätte und nahm Franzl, den jungen Lateiner, aus der Anstalt mit. Der nächste Bahnzug ging erst in zwei Stunden. Daher mußte wohl oder übel diese Wartezeit in einer Gastwirtschaft zugebracht werden.

Zahlreiche Eltern mit ihren „Studenteln“ waren bereits anwesend, es wimmelte von großen und kleinen Menschen in beiden Gastlokalen.

Der „Apostel“ studierte das Schulzeugnis Franzls, derweil sich der Junge Bier und Würste geben ließ. Als Sohn einer Brauerin und Gasthofbesitzerin verstand er sich ganz vorzüglich auf derlei Bestellungen — und noch mehr auf das Vertilgen.

Bis der Vereinssekretär mit dem Studium des jämmerlichen Schulzeugnisses fertig war, hatte der Bursch schon zwei Halbe Bier hinter die Binde gegossen und fünf Würste verzehrt. Zur sechsten Wurst wollte er frischen Senf haben. Er ging also zum Nebentische, wo mehrere Mütter mit ihren Jungen saßen, nahm den Senftiegel und rief, als er ihn leer fand, im Tone heftigster Entrüstung: „So a schlampete Wirtschaft! He — Kellnerin, bringen S' mir an Senft! Aber dalli!“

Die vorüberhastende Hebe bat um Geduld und eilte weiter. Der Vereinssekretär mahnte gleichfalls zur Geduld und erlaubte sich dabei die Bemerkung, daß der Franzl auf sein Schulzeugnis nicht besonders stolz zu sein brauche.

„I brauch' nix z' lernen, weil meine Mutter a Geld hat!“ antwortete der Bengel protzig.

Verblüfft guckte der „Apostel“ den kleinen Frechdachs an. Locker saßen ihm die Worte auf der Zunge, aber sie wurden nicht ausgesprochen.

Der junge Herr klopfte mit dem Messer an das Bierglas und schrie: „He, Wirtschaft! An Senft will i!“

Nun wurde es dem Sekretär doch zu bunt. Barsch sagte er dem Jungen, er solle sich das Gewünschte nur selbst aus der Küche holen.

Franzls Augen wurden groß wie Salzbüchseln, und rasch, um ein Losplatzen des grenzenlos erstaunten Jungen zu verhüten, wechselte der Sekretär das Thema und fragte, ob der Ordinarius der Lateinklasse be-

sondere Ermahnungen an die Schüler gerichtet habe.

Gedehnten Tones erwiderte der Franzl: „Ermahnungen? Mich hat der Herr Ordinari nicht ermahnt! Wüßt' nicht, warum grad ich ermahnt werden sollte! Ich hab's nicht nötig — hab's schon vorhin gesagt."

Der „Apostel" fragte weiter: „Was hat denn der Ordinarius zu den anderen Schülern gesagt?"

„Dergleichen geschwätzt hat er, es sollen sich die Bub'n während der Ferien human betragen."

„Wieso?" fragte der Sekretär und stellte sich absichtlich unwissend.

„Ist nicht übel! Mit Ihrer ‚Studi' wird's aber nicht weit her sein, wenn S' nicht einmal wissen, was ‚human' ist! Höflich und bescheiden sollen die — anderen Buben sein! Ich nicht!"

„So, du also nicht! Mir will scheinen, daß gerade du alle Ursache hast, diese Ermahnung zu beherzigen!"

„Ah was — lassen S' mich aus! — Wenn ich aber nicht bald meinen Senft krieg', werd' ich wild! Jetzt wird's mir schon z' dumm! So a schlampete Wirtschaft — so a schlampete!"

„Wirst du wohl stille sein! Siehst du denn nicht, daß die Kellnerin übermäßig beschäftigt ist? Hol dir den Senf aus der Küche! Aber höflich darum bitten — verstanden!"

„Fallt mir nicht ein! Kellnerin ist Kellnerin! Zu was ist's denn da, dös Mensch!"

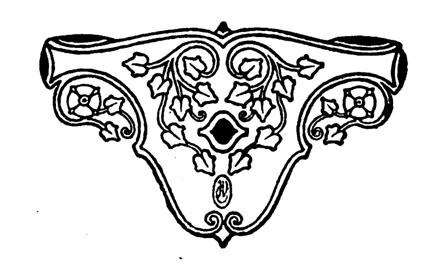
Einem unwiderstehlichen Zwange gehorchend, wollte der Sekretär den Burschen bei den Ohren nehmen, aber er kam nicht dazu, denn die anderen Gäste stimmten lachend dem kecken Dreikäsehoch zu.

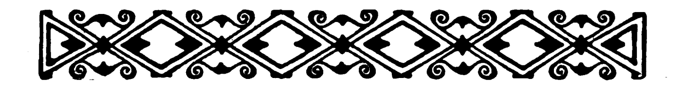
„Recht hast, Franzl — nur aufbegehr'n!“ hieß es von allen Seiten.

Franzl verzichtete schließlich auf den Senf, dafür wollte er eine dritte Halbe Bier haben.

So rasch als möglich zahlte jetzt der Sekretär die Zeche, brachte den maulenden Buben zur Bahn und fuhr mit ihm in die Heimat.

Weitere Aufträge „zur Hebung des Fremdenverkehrs“ lehnte er energisch ab.





Patienten im Zoo.

Von E. E. Weber.

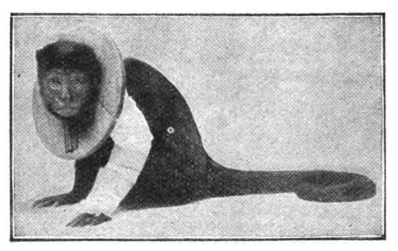
Mit 9 Bildern.

Die Behinderung in der freien Bewegung, das veränderte Klima, die Eintönigkeit der Nahrung, die Verabreichung ungeeigneter Leckerbissen durch das Publikum oder die Einwirkung kalter Zugluft bringen es mit sich, daß die Tiere in den Zoologischen Gärten ziemlich häufig erkranken. Außerdem verletzen sie sich zuweilen bei Fluchtversuchen oder fügen sich, wenn sie miteinander in Streit geraten, Wunden bei. Da viele der Tiere sehr hoch im Preise stehen und deshalb ihr Tod einen beträchtlichen Verlust für die Verwaltung eines Zoologischen Gartens bedeutet, so sind in den größeren Unternehmungen dieser Art besondere Tierärzte angestellt, die die Patienten zu behandeln haben und auch bei gewissen Leiden zur Ausführung besonderer Operationen Spezialisten heranziehen.

Die Behandlung der Tiere erfolgt jetzt in den großen Zoologischen Gärten von London, Berlin und New York nach Grundsätzen, die sich durch vieljährige Erfahrungen bewährt haben. So gibt es hier Empfangshäuser, Sanatorien, Krankenhäuser und Laboratorien. Alle neuerworbenen Tiere kommen zuerst in die Empfangshäuser, wo sie vom Tierarzt auf ihren Gesundheitszustand hin beobachtet und, wenn nötig, untersucht werden. Erst wenn sich herausgestellt hat, daß sie gesund sind, werden sie in die Käfige und Zwinger ver-

teilt. Erkrankt ein Tier, so wird es in das Krankenhaus gebracht, wo es bis zu seiner Heilung verbleibt. Handelt es sich um eine ansteckende Krankheit, so wird der Käfig gründlich desinfiziert.

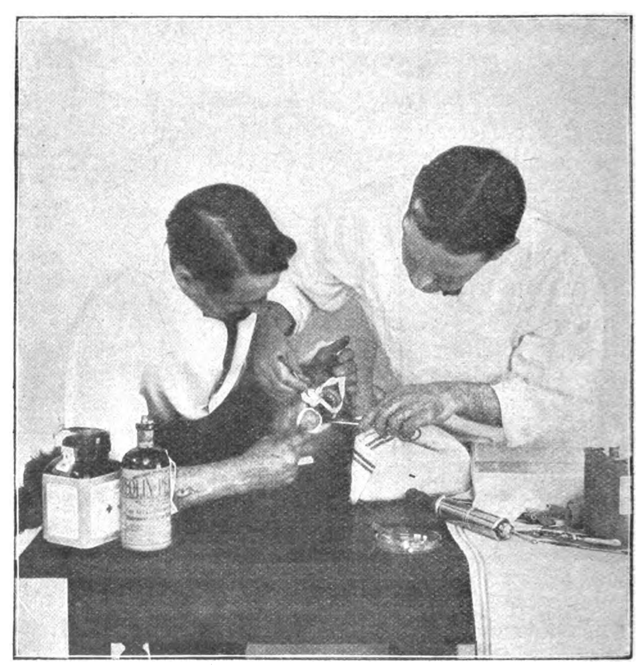
Ebenso wird nach dem Tode der Körper seziert und die Ursache der Erkrankung und des Todes festgestellt. Es ergeben sich aus diesen Untersuchungen oftmals sehr wichtige Fingerzeige dafür, welche Fehler bei der Pflege der Tiere vorgekommen sind, und wie sich diese in Zukunft vermeiden lassen. Beispielsweise wurden die Orang-Utane im Zoologischen Garten von New York von einer heftigen Ruhr ergriffen. Trotz aller Bemühungen des Arztes starben vier davon. Die Sektion ergab nun, daß die Tiere, die mit den Schildkröten zusammen gehalten wurden, von einer Samenart genascht hatten, mit der die Schildkröten gefüttert wurden. Den Schildkröten bekam diese Nahrung sehr gut, die Affen aber erkrankten dadurch und gingen, wie bemerkt, zum Teil zugrunde.



Affe mit verbundenem Arm und Halskragen.

Im allgemeinen sind die Affen dankbare Patienten. Doch gibt es auch hier Ausnahmen. So hatte Dr. Lindsay Johnson, der die Tieraugen zu seinem Spezialstudium gemacht hat, im Zoologischen Garten von London einen großen japanischen Affen zu operieren, der am Star litt. Zu seiner Unterstützung zog Johnson den Tierarzt Head heran, der in dem Garten angestellt war. Während Johnson operierte, hielt Head den

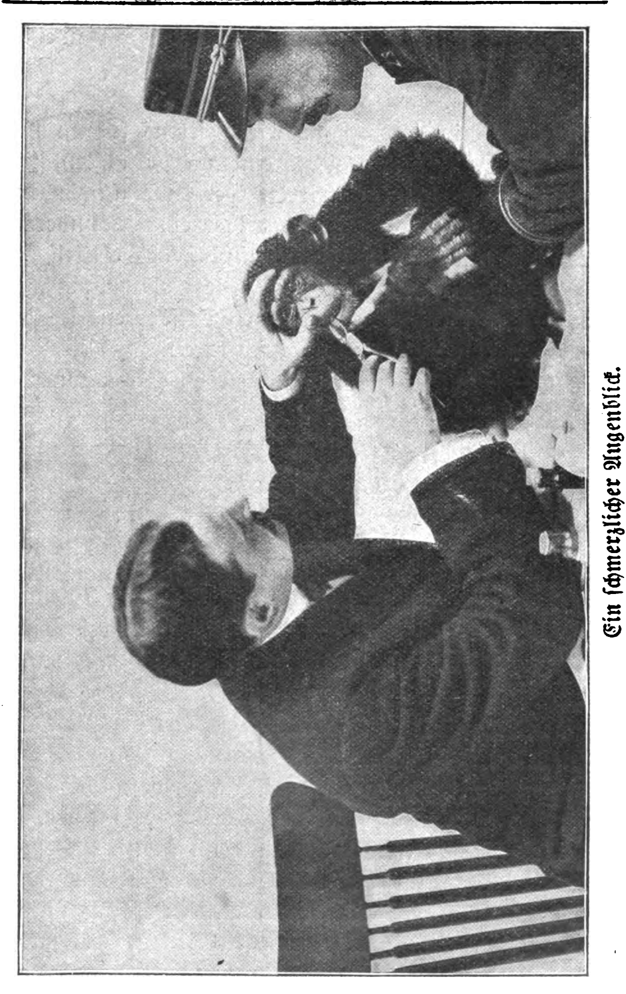
Patienten. Da Head ein großer Tierfreund war, so waren ihm die meisten Tiere des Gartens sehr zugetan. Auch der japanische Affe, dem er oftmals Leckerbissen gebracht hatte, konnte ihn gut leiden. Von der Stunde



Wo sitzt der Racker?

der Operation an aber war es mit dieser Freundschaft vorbei. Head brauchte nur in das Affenhaus zu treten und der Affe verfiel sofort in einen wahren Wutausbruch, und noch viele Wochen später wurde er beim Anblick des Arztes aufs höchste erregt.

Affen sind gegen Erkältungen recht empfindlich. So erkrankten in einem Winter sämtliche Schimpansen



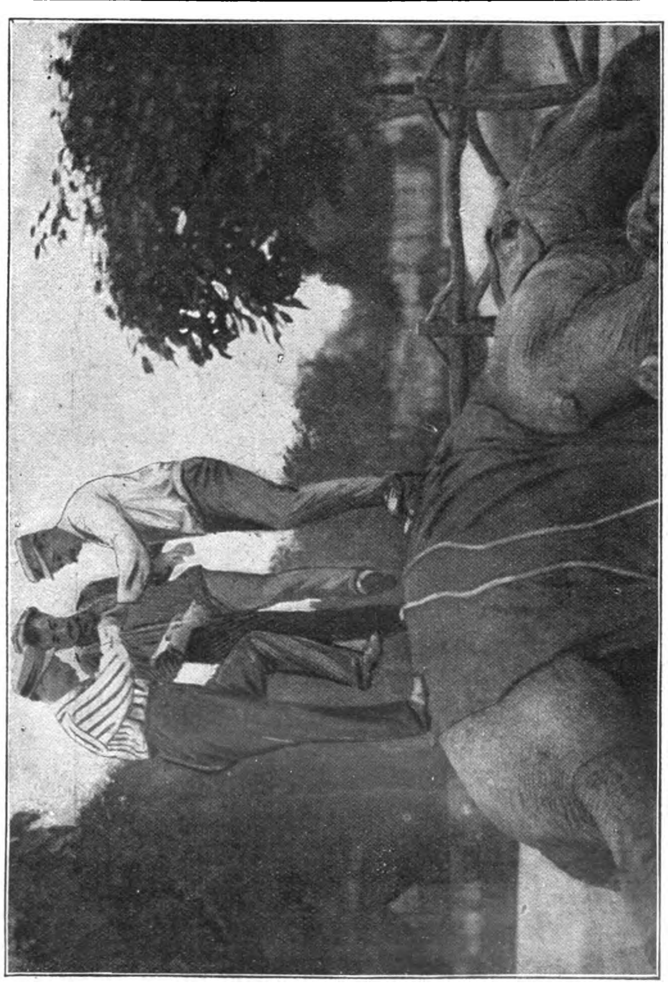
Ein schmerzlicher Augenblick.

des Londoner Gartens an Bronchialkatarrh, konnten aber durch die Verabreichung von Schwefelammonium wiederhergestellt werden.

Daß man auch die modernsten Behandlungsweisen bei Affen anwendet, zeigt der Fall eines kleinen Gibbons, dessen einer Arm gelähmt war. Sein Wärter und der Tierarzt des Londoner Gartens fuhren mit ihm wöchentlich zweimal zu einem Spezialisten, der den gelähmten Arm elektrisierte. Der Gibbon nahm die Elektrisierung ruhig hin, nur machte er ein verwundertes Gesicht, wenn sich unter dem Einfluß des elektrischen Stroms seine Haare sträubten. Die Behandlung war von gutem Erfolg begleitet, doch verfärbten sich die Haare an dem betreffenden Arm grau.

Zwei interessante Operationen an Affen wurden im Zoologischen Garten von New York ausgeführt. Hier brach eines Tages zwischen Jemmie, einem sehr herrschsüchtigen Tier, und einem anderen Affen, der sich ihm nicht fügen wollte, eine heftige Fehde aus. Jemmie erhielt von seinem Gegner einen so kräftigen Stoß, daß er auf den Boden des Käfigs fiel und einen Arm brach. Er wurde deshalb auf den Operationstisch gelegt, gestreckt und dann durch Vorhaltung eines mit Chloroform benetzten Tuches betäubt. Dann wurde der Knochenbruch eingerichtet und zuletzt ein Verband um den Arm gelegt. Damit sich das Tier den Verband nicht mit den Zähnen abriß, wurde um den Hals ein breiter Holzkragen zusammengefügt, der die Berührung des Verbandes mit den Zähnen verhinderte.

Die andere Operation bestand im Ausziehen eines Zahnes. Nachdem die Mundhöhle des Affen, eines Pavians, nach dem Sitz des erkrankten Zahns untersucht worden war, wurde er regelrecht mit der Zange entfernt. Ein Affe, der an Zahnschmerzen leidet, ist übrigens tief traurig und wirkt dadurch unwillkürlich komisch. Unter schmerzlichen Gesichtsverziehungen hält er sich wie ein Knabe die Backe mit der Hand.



Massage eines Elefanten, der an Bauchgrimmen leidet.

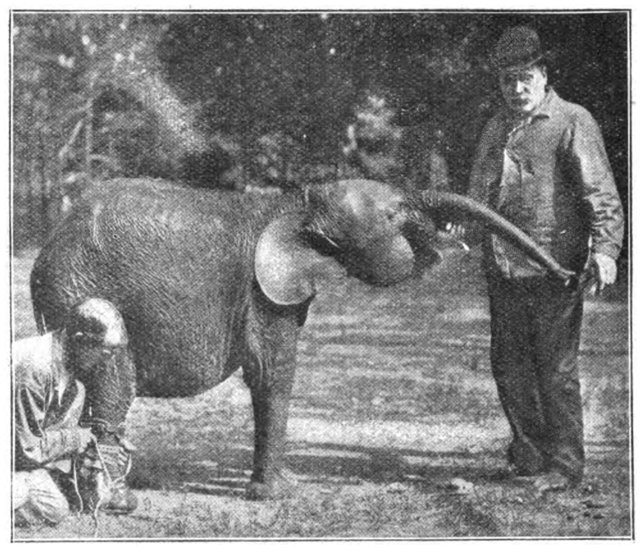
Gutartige Patienten sind die Elefanten. Sie scheinen es zu fühlen, daß ihnen durch die Eingriffe des Arztes eine Wohltat erwiesen wird. So macht es sich

in der Gefangenschaft nötig, den Fuß des Elefanten von Zeit zu Zeit auszuputzen und die Zehennägel zu beschneiden. Die Fußsohle des Elefanten hat einen Umfang von 50 Zentimeter und besteht aus einer derben, knorpeligen Masse. In der Freiheit läuft sich der Elefant die Sohlen ab, so daß die Knorpelmasse nicht stärker als 2,5 Zentimeter wird. Anders verhält es sich dagegen in der Gefangenschaft, wo die Bewegung nur verhältnismäßig gering ist. Das Sohlenpolster wird infolgedessen immer stärker und stärker, es platzt zuletzt auf, und in den Rissen und Sprüngen klemmen sich allerlei Gegenstände fest, die später in das Fleisch eindringen.

Es ist fast unglaublich, was für Dinge sich die Elefanten in den Fuß treten. In den Füßen eines Elefanten in dem Zoologischen Garten zu New York fand man einen Satz Würfel, das Stück eines Teelöffels, den Griff eines Taschenmessers und einen eisernen Nagel. Um diesen Übelstand zu vermeiden, werden daher in gewissen Zwischenräumen mit einem Zimmermannsmesser Streifen von den Sohlen abgetragen, worauf man die Oberfläche mit einer Raspel glättet. Ebenso werden die Zehennägel beschnitten und dann mit Sandpapier abgerieben.

Bei ihrer Ankunft aus den Tropen leiden die Elefanten durch die kühle Temperatur des gemäßigten Klimas vielfach an Bauchgrimmen. Die Schmerzen treiben sie dann dazu, sich auf der Erde herumzuwälzen. In diesem Fall leitet der Tierarzt eine Kur ein, die man, obgleich sie einen Elefanten betrifft, eine richtige „Pferdekur“ nennen kann. Um den Leib des Elefanten wird ein breites Tuch geschlagen und auf die Darmgegend ein dickes Senfpflaster gepackt, worauf das Tier nochmals in ein Tuch gehüllt wird. Außerdem ver-

abreicht man ihm eine tüchtige Portion Wacholderschnaps und Ingwer, und zuletzt stellen sich mehrere Männer auf den Körper des Kranken, um ihn durch ihre Fußtritte zu massieren. Dem Elefanten erscheint diese Kraftkur sehr behaglich. Besonderes Wohlgefallen



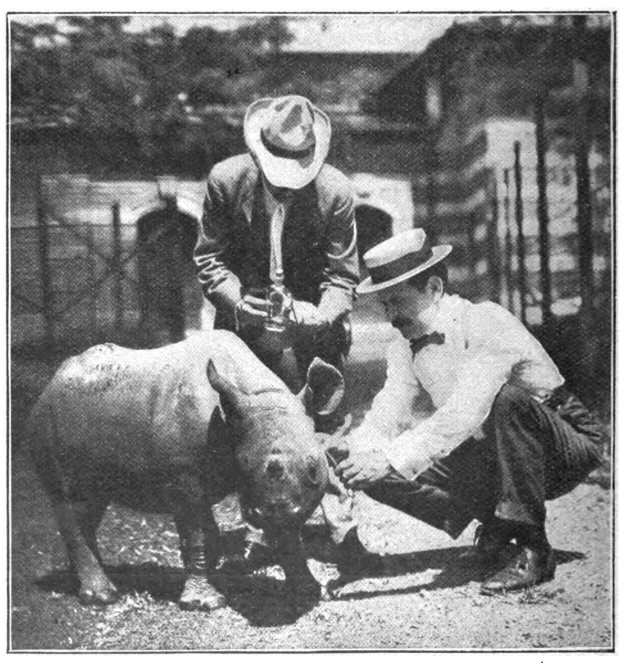
Einem jungen Elefanten werden Schnürschuhe angezogen.

findet er an dem Schnaps. Es ist daher schon vorgekommen, daß Elefanten Bauchgrimmen simuliert haben, nur um wieder eine ordentliche Schnapsportion zu erhalten.

Sogar eine orthopädische Behandlung wird zuweilen bei einem Insassen eines Zoologischen Gartens in Anwendung gebracht. Ein junger afrikanischer Elefant hatte zu schwache Knöchel, so daß er beim Gehen schwankte. Man zog ihm daher hohe Schnürstiefel-

an, die er so lange trug, bis die Knöchel erstarkt waren.

Zuweilen muß der Arzt seine Kunst auch an einem Rhinozeros ausüben. Bei den jungen Tieren ent-



Aufschneidung eines Geschwürs bei einem jungen Rhinozeros.

zünden sich hin und wieder die Drüsen eiterig, die dann aufgeschnitten werden müssen.

Recht unleidliche und unangenehme Kranke sind die großen Katzenarten. Sie fügen sich nicht selten in ihren Kämpfen tiefe Wunden zu, die in Eiterung übergehen. Natürlich ist es nötig, daß ein Tiger oder Leopard, dessen Wunde vom Arzt behandelt werden



Tiger, dem der gebrochene Schenkel verbunden wird.

soll, vorher erst völlig wehrlos gemacht wird. Man verfährt meist in der Weise, daß man dem Tier eine Schlinge von außen her über den Kopf wirft. Nun zieht

man das Tier so weit an das Gitter heran, daß die Vorderbeine zwischen den Gitterstäben herausragen. Nachdem die Vorderbeine festgebunden sind, wird das Tier chloroformiert, und der Arzt kann nun ohne Gefahr den Käfig betreten.

Jedoch gelingt das Überwerfen der Schlinge nur schwer. Deshalb geht man auch in der Weise vor, daß man in der Nacht, wenn das Tier schläft, ihm an einem Stock einen Wattebausch mit Chloroform vorhält und es dann erst nach eingetretener Betäubung fesselt. Unter solchen Vorkehrungen sind Tiger und Leoparden in den Zoologischen Gärten schon an Zahngeschwüren und Beinbrüchen behandelt worden.

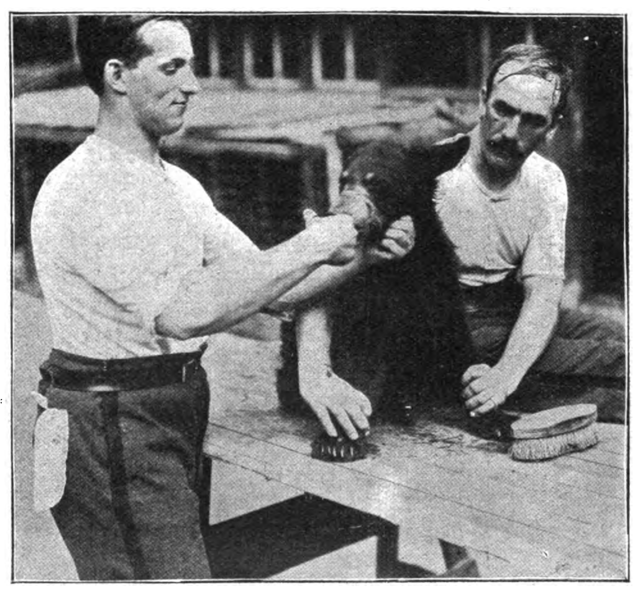
Wie die Elefanten, so leiden auch die großen Katzenarten unter der ungenügenden Bewegung. Sie können sich die Krallen nicht ablaufen, die sich infolgedessen krümmen und in das Fleisch hineinwachsen. Von Zeit zu Zeit müssen daher den Löwen und Tigern, nachdem sie chloroformiert und ihre Pranken durch die Gitterstäbe der Käfige gezogen worden sind, die Krallen beschnitten werden.

Ziemlich leicht zu behandeln sind die Bären. Junge Tiere, die operiert werden sollen, braucht man bei der Chloroformierung gar nicht zu fesseln, sondern sie lassen sich die Chloroformkappe in aller Gemütsruhe vorhalten.

Selbst Schlangen müssen sich mitunter einer Kur unterziehen. Es stellen sich bei ihnen gelegentlich Eiterbeulen am Kopf und an den Kiefern ein. Damit der Arzt nicht gefährdet wird, kommt es zunächst darauf an, die Schlange am Beißen zu verhindern. Zu diesem Zweck nimmt der Wärter einen Stock, der an der Spitze eine Gabel trägt. Mit dieser Gabel drückt der Wärter den Kopf der Schlange nieder, so daß er sie nun mit

der Hand fassen kann. Während der Operation muß dann der Wärter mit der einen Hand den Hals der Schlange fest umschnüren.

Die ausgewachsenen Riesenschlangen, zum Beispiel eine Pythonschlange, kann man indessen nicht mit einem



Chloroformierung eines jungen Bären.

Stock bändigen. Um eine solche Schlange während einer Operation zu halten, müssen oftmals acht, zehn und noch mehr Männer abkommandiert werden, die den Leib des sich windenden Ungetüms umfassen.

Die erfolgreiche Behandlung von Tieren für Zoologische Gärten kann übrigens ein hübsches Stück Geld abwerfen. Ein Meister in der Pflege ist dank seiner vielfältigen Erfahrungen der Hamburger Tierhändler

Hagenbeck. So kaufte er vor einigen Jahren einen zwei Jahre alten Jaguar, der am Hinterschenkel eine tiefe, eiterige Wunde aufwies, von einem Menageriebesitzer für rund sechzig Mark. Der Mann wollte das Tier



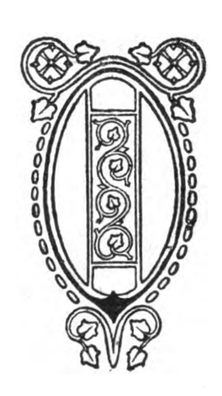
Eröffnung eines Kiefergeschwürs bei einer jungen Boa constrictor.

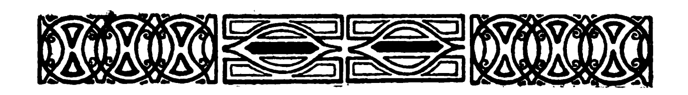
töten. Durch gute Fütterung, antiseptische Reinigung der Wunde und das Auflegen einer Salbe gelang es Hagenbeck, die Wunde zur Verheilung zu bringen, so daß der Jaguar später für dreizehnhundert Mark verkauft werden konnte.

Ein gleich gutes Geschäft machte er mit einem bengalischen Tiger. Das Tier war über und über mit

Geschwüren bedeckt. Sein Käfig hatte während der Überfahrt im Winter auf Deck gestanden, so daß zuweilen das Seewasser in ihn hineindrang. Hagenbeck erstand den heruntergekommenen Tiger für dreihundert Mark. Er hielt den Patienten eine Zeitlang in Dunkelheit, gab ihm Torfstreu als Lager, ernährte ihn abwechselnd mit dem Fleisch von Rindern, Pferden, Schafen und Kaninchen und desinfizierte die Geschwüre.

Nach mehreren Monaten war die Krankheit verschwunden, der Tiger hatte ein schönes, glattes Fell und war so stattlich geworden, daß er für fünfzehnhundert Mark verkauft werden konnte.





Wie ein Spiegelteleskop entsteht.

Von Th. Seelmann.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Unter den Teleskopen, mit denen die Himmelsvorgänge beobachtet werden, unterscheidet man zwei Hauptarten, die Refraktoren und die Reflektoren oder Spiegelteleskope. Die Refraktoren, die in ihrer Grundform den gewöhnlichen Fernrohren gleichen, besitzen zwei Glaslinsen, oben an der Spitze das Objektiv, das die von dem beobachteten Gegenstand ausgehenden Lichtstrahlen auffängt, und unten das Okular, mit dem das aus der Vereinigung der Lichtstrahlen erzeugte Bild betrachtet wird. Die Reflektoren oder Spiegelteleskope dagegen führen statt des Objektivs einen Hohlspiegel, der von dem beobachteten Gegenstand ein verkleinertes, verkehrtes Bild entwirft. Die von dem Hohlspiegel zurückgeworfenen Lichtstrahlen fallen nun entweder auf einen kleinen geneigten Planspiegel oder auf ein totalreflektierendes Prisma und werden nun durch das vergrößernde Okular betrachtet, oder der Hohlspiegel ist unter Weglassung des Planspiegels so gegen die Achse des Rohres geneigt, daß das entstehende Bild nahe an dem Rand des Rohres zu liegen kommt und dort durch das Okular betrachtet werden kann.

Eine Zeitlang waren die Spiegelteleskope durch die Refraktoren in den Hintergrund gedrängt worden. Früher benützte man nämlich Metallspiegel, die sehr leicht ihre Politur verloren. Zudem waren diese Metall-

spiegel in Holzröhren eingeschlossen, die sich unter dem Einfluß der Wärme und Kälte verzogen und so die Einstellung des Spiegels beeinträchtigten. Die heutigen Glasspiegel dagegen werden von einem Stahlgerippe gehalten, das solchen Störungen nicht unterworfen



 From „Harper's Magazine".

Transport einer für einen Reflektor bestimmten Riesenscheibe.

ist. Auch das Richten der alten Reflektoren auf die Himmelskörper war sehr beschwerlich, während es jetzt durch die außerordentliche Feinheit der mechanischen Hilfsapparate eine Kleinigkeit ist. Von besonderer Wichtigkeit aber ist es, daß bei der Verwendung von Spiegeln die unangenehme Farbenzerstreuung weg-

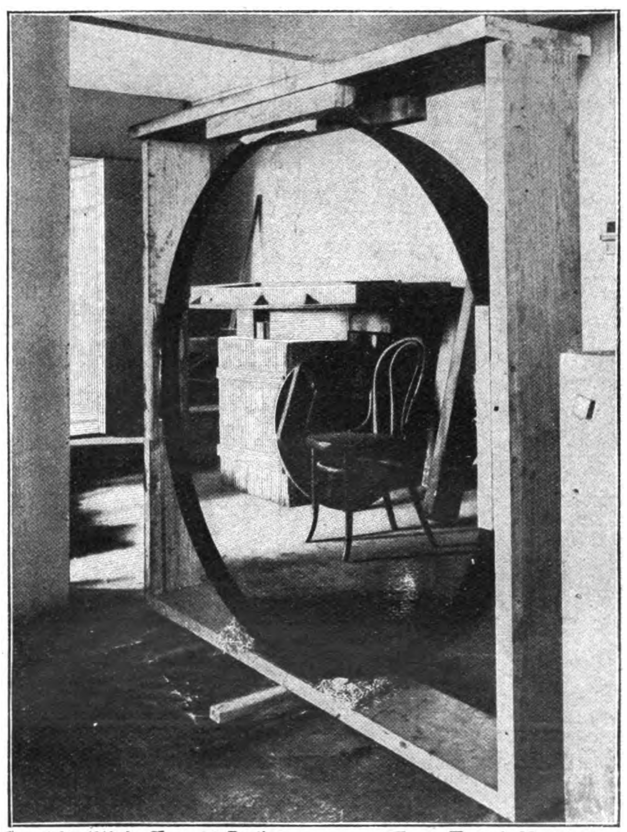
fällt, die den Objektivlinsen mehr oder weniger anhaftet. Aus allen diesen Gründen sind die Spiegelteleskope wieder von neuem zur Geltung gelangt, zumal sie sich für die Photographie der Gestirne in hervorragendem Maße eignen.

Die Herstellung dieser riesenhaften Spiegelteleskope erfordert aber eine Unsumme sorgfältigster Arbeit. Wir wollen in Gedanken die Anfertigung zweier Reflektoren verfolgen, die eine Öffnung von 150 und 250 Zentimeter haben und die im Wilson-Observatorium in Amerika aufgestellt sind.

Die Herstellung der riesigen runden Glasspiegel für die Reflektoren ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Sie erfordert darum langjährige Erfahrungen, besondere technische Vorrichtungen und praktisch und wissenschaftlich geschulte Fachleute. Das ist schon beim Gießen der Glasplatten der Fall. Wiegt doch eine runde Glasscheibe mit einem Durchmesser von 150 Zentimeter und einer Stärke von 12 Zentimeter nicht weniger als 800 Kilogramm. Eine Glasscheibe vollends von 250 Zentimeter Durchmesser und 21 Zentimeter Stärke wiegt 4000 Kilogramm. Das Rohmaterial, das zur Gewinnung der Glasmasse verwendet wird, kann daher auch nicht in den gewöhnlichen Glashäfen und Öfen geschmolzen werden, sondern es sind für die Tausende von Kilogramm Glasfluß eigene Häfen und Schmelzöfen erforderlich. Sodann muß beim Gießen der Scheiben genau darauf geachtet werden, daß in der erstarrenden Scheibe keine Luftblasen und Striche entstehen.

Nachdem die Scheiben gegossen worden sind, werden sie in ihren Formen in den Kühlofen gebracht. Scheiben von 50 bis 60 Zentimeter Durchmesser werden bei mäßiger Wärme in etwa einer Woche ab-

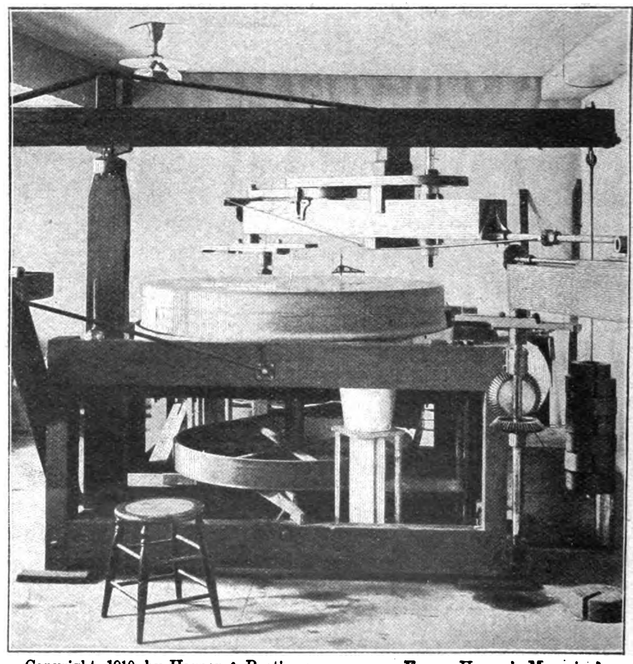
gekühlt. Dagegen dauert die Abkühlung der Riesenscheiben gegen hundert Tage. Die rohen Scheiben



Eine Riesenscheibe vor dem Schleifen.

werden in Holzgehäusen versandt. Der Raum, in dem die weitere Bearbeitung der Scheiben erfolgt, muß bestimmte Bedingungen erfüllen. So muß er Ein-

richtungen besitzen, durch die die einströmende Luft völlig vom Staub gereinigt wird. Auch darf seine Temperatur nicht schwanken, sondern sie muß auf einer gleichmäßigen Höhe gehalten werden können.

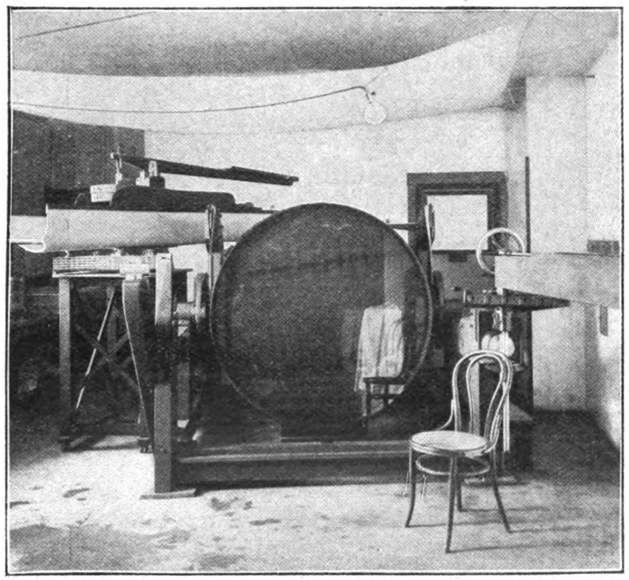


 From „Harper's Magazine".
Schleif- und Poliermaschine für eine Riesenscheibe.

Die erste Stufe der Bearbeitung besteht im Schleifen. Es zerfällt in das Rohschleifen und das Feinschleifen. Zum Schleifen werden breite Platten aus Gußeisen benützt, die der Form, die die Scheibe erhalten soll, angepaßt sind.

Die Hauptscheibe bei einem Reflektor ist unten

eben und oben ausgehöhlt. Infolgedessen sind auch die unteren Platten flach, die oberen dagegen gewölbt. Während des Schleifens liegt die Glasscheibe wagerecht auf der sich langsam im Kreise drehenden Drehscheibe der Schleifmaschine, deren Platten sich in elliptischen Bahnen über die Glasoberfläche hinbewegen. Als Schleifmittel verwendet man entweder Sand oder Karborundum, ein Gemisch aus Sand,



Die Riesenscheibe während der Prüfung.

Kohle, Sägemehl und Kochsalz, denen reichlich Wasser zugesetzt wird. Die harten und scharfen Körnchen des Karborundums schleifen sehr stark.

Das Rohschleifen ist verhältnismäßig einfach und

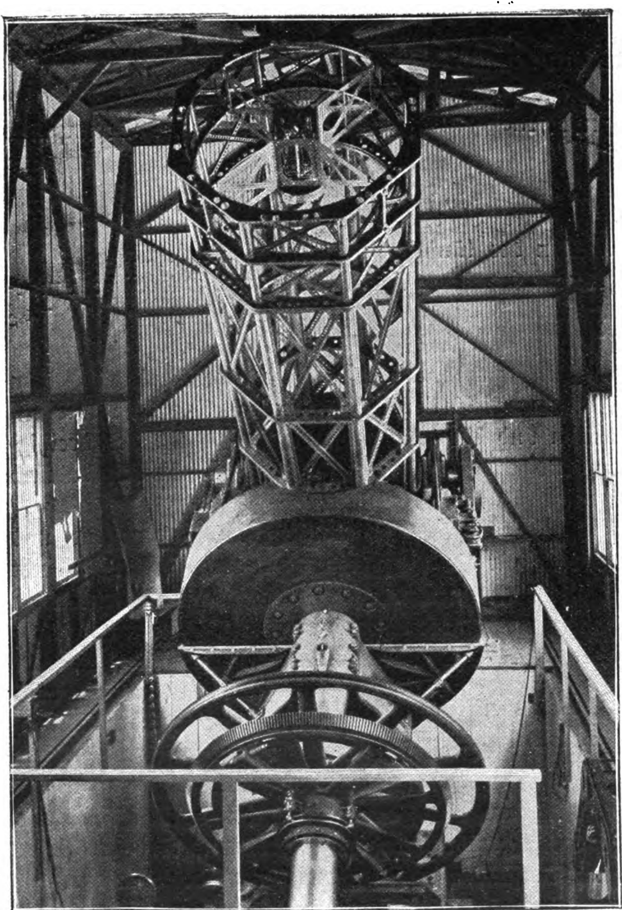
verleiht der Scheibe nur die ungefähre Form. Immerhin muß sorgfältig darauf geachtet werden, daß sich das Glas nicht erhitzt und hierdurch zerspringt.

Bedeutend schwieriger ist das Feinschleifen, da durch dieses die richtige Form der konkaven Fläche erzielt wird. Es ist daher alle Vorsicht nötig, eine gleichmäßige Temperatur und eine ebensolche Geschwindigkeit bei der Drehung der Platten herbeizuführen. Das Feinschleifen gibt der Scheibenoberfläche die mathematisch genaue Form und macht sie für das Polieren fertig. Für das Feinschleifen benützt man immer ganz fein zermahlenes Karborundumpulver, das mit reinem Wasser versetzt ist.

Die Platten, die zum Polieren gebraucht werden, sind leichter als die Schleifplatten und sitzen auf Aluminium- oder Holzscheiben. Die polierende Fläche ist mit kleinen Vierecken von Harz oder Pech belegt, worauf dann noch eine dünne Lage von Bienenwachs kommt. Als Polierpulver benützt man Optikerrot, das mit reinem Wasser vermischt wird. Das Polieren besorgt dieselbe Maschine, welche das Schleifen bewirkt. Sorgfältig muß darauf gesehen werden, daß irgendwelche Kratzer vermieden werden. Etwa acht bis zehn Stunden genügen, um auf der Glasscheibe eine glänzende Politur hervorzubringen.

Sobald die Politur zu erscheinen beginnt, schreitet man auch zur optischen Prüfung der konkaven Glasoberfläche. Demgemäß werden die Polierplatten so eingestellt, daß sie dem Glas genau die gewünschte Form geben. Man bezeichnet daher auch diese Vornahme als Formen, so daß Polieren, optische Prüfung und Formen nebeneinander hergehen.

Die optische Prüfung verläuft folgendermaßen. Die Poliermaschine ist so eingerichtet, daß die Glas-



Das Reflektorgerüst mit der Polarachse.

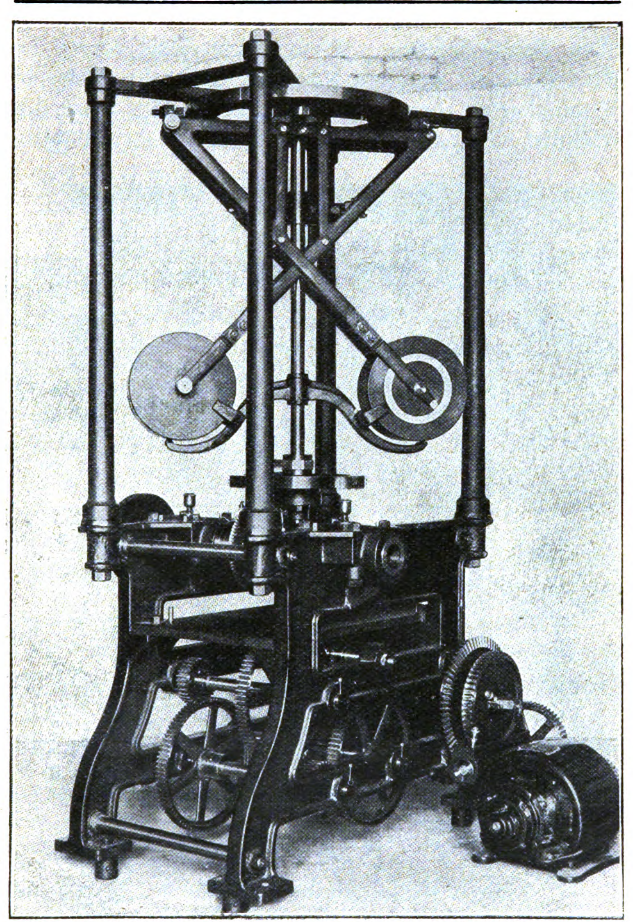
scheibe in einem Stahlband senkrecht gestellt werden kann. Im Mittelpunkt des Kreises, von dem die Scheibenkrümmung ein Bogenstück darstellt, läßt man

ein Lichtpünktchen aufleuchten, das man den künstlichen Stern nennt. Das Lichtpünktchen wirft seine Strahlen auf die polierte, konkave Glasoberfläche. Die zurückgeworfenen Strahlen werden in ihrem Brennpunkt in einem Mikroskop aufgefangen. Ist die konkave Glasoberfläche vollkommen sphärisch, so ist das aufgefangene Lichtbild scharf und eine genaue Reproduktion des künstlichen Sterns. Die sphärische Oberfläche wird dann später in eine parabolische umgewandelt, die ebenfalls auf ihre exakte geometrische Form geprüft wird.

Die annähernd parabolische Form wird mit den Platten der Poliermaschine hergestellt. Alle Unebenheiten und Ungleichheiten bis zur Größe des dreißigtausendsten Teils eines Zentimeters werden dadurch beseitigt.

Jetzt wird die Maschine außer Dienst gestellt, und es tritt für sie die Handarbeit ein. Mittels kleiner Platten, die einen Durchmesser von 5 bis 10 Zentimeter haben, werden die letzten Unregelmäßigkeiten der Glasoberfläche ausgeglichen. Diese Arbeit erfordert mehrere Wochen, aber die Glasfläche ist dann auch so vollkommen parabolisch, daß sich nicht mehr eine Unebenheit von der Größe des hundertfünfzigtausendsten Teiles eines Zentimeters vorfindet.

Nachdem das Formen und die optische Prüfung zu Ende geführt worden sind, kommt die Glasscheibe zum Versilbern in ein chemisches Bad. Hier wird sie mit einer äußerst feinen Schicht reinen Silbers, die nur den millionsten Teil eines Zentimeters stark ist, belegt. Sie ist so dünn, daß man durch sie hindurch die Sonne sehen kann. Zuletzt wird der Silberbelag noch poliert. Nun ist der Riesenspiegel für einen modernen Reflektor fertig.

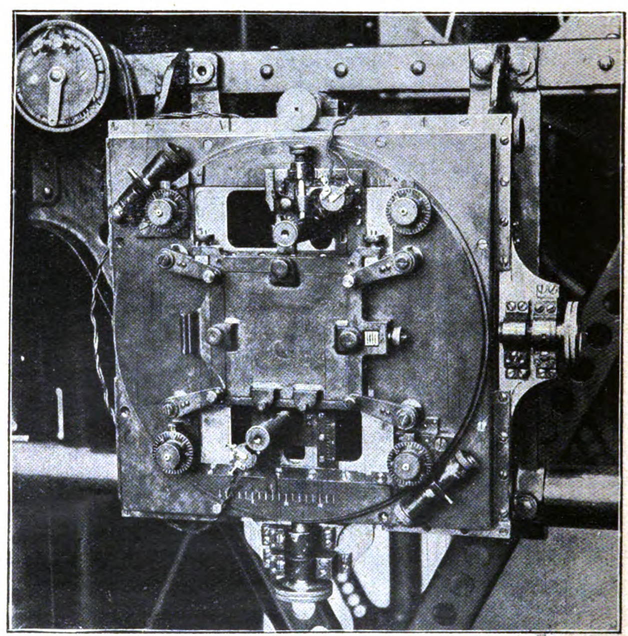


 From „Harper's Magazine".

Uhrwerk des Reflektors.

Außer mit dem Riesenspiegel wird der Reflektor noch mit einer Reihe von kleinen Hilfsspiegeln ausgestattet. Ein Teil davon sind Planspiegel, ein anderer

Teil Konvexspiegel. Durch diese Verbindung des Riesenspiegels mit den kleineren Spiegeln wächst die Brauchbarkeit des Reflektors bedeutend. Hat zum Beispiel ein Reflektor eine Brennweite von 750 Zenti-



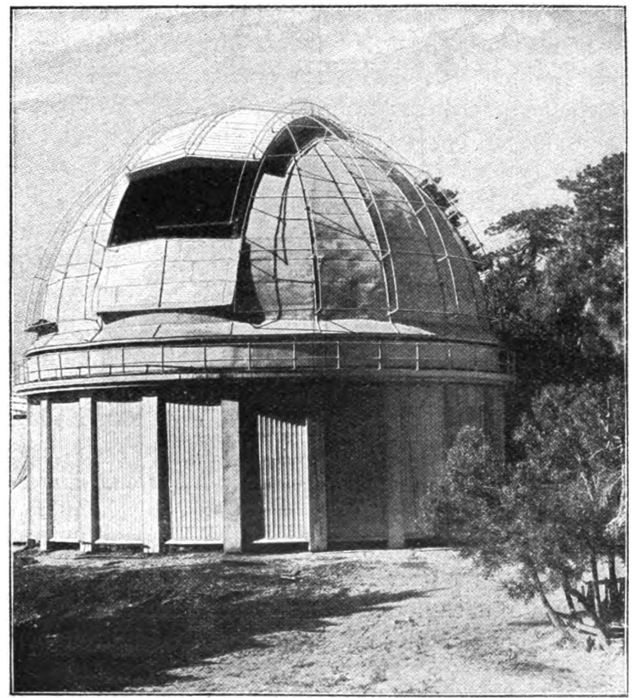
 From „Harper's Magazine".

Der Träger der photographischen Platten.

meter, so erhöht sie sich auf 3000 Zentimeter, wenn man den Spiegel von 150 Zentimeter Durchmesser mit einem kleinen Konvexspiegel verbindet. Der Reflektor ist dann für die photographische Aufnahme sehr lichtschwacher Gestirne, wie der kleinen Planeten, vortrefflich geeignet.

Montiert werden die Spiegel sowie der ganze Hilfs-

apparat auf der Polarachse, die aus Nickelstahl hergestellt ist und bei einem Hauptspiegel von 150 Zentimeter Durchmesser allein 100 Zentner wiegt. Sie trägt an ihrer Spitze das Reflektorgerüst, das sich von Nord nach Süd bewegen läßt, während die Polar-



Das Observatorium auf dem Mount Wilson.

achse selbst von Ost nach West drehbar ist. Es ist von größter Wichtigkeit, daß sich alle diese Bewegungen mit tadelloser Sicherheit vollziehen, da nur so der

Reflektor imstande ist, den täglichen Bewegungen der Himmelskörper genau zu folgen.

Die tägliche Drehung des Reflektors geschieht durch ein Uhrwerk, das mit einem konischen Pendel versehen ist. Der richtige Gang wird durch eine feine elektrische Uhr kontrolliert, die gegen Temperaturveränderungen und Luftdruckschwankungen geschützt ist. Die Bewegungen des Pendels werden durch Zahnräder auf die Polarachse des Reflektors übertragen. Bei einem Reflektor mit einem Hauptspiegel von 150 Zentimeter Durchmesser hat das größte Zahnrad einen Durchmesser von 300 Zentimeter, und es zählt nicht weniger als 1080 Zähne.

Aber so vollkommen auch ein moderner Riesenreflektor gebaut ist, er muß dennoch immer durch den Astronomen überwacht werden. Kleine Temperaturschwankungen in der Nacht verändern die Länge des Reflektorgerüstes, hierdurch wird der Brennpunkt verschoben, und dies wirkt wieder zurück auf die photographische Platte, so daß dann bei der langen Belichtungsdauer, die bei der Photographierung von Himmelskörpern nötig ist, undeutliche Bilder entstehen. Außerdem spielen atmosphärische Einflüsse mit, die wegen ihrer Unregelmäßigkeit sich nicht voraussehen lassen, aber die Klarheit des Bildes zu stören vermögen. Aus diesen Gründen ist der Träger der photographischen Platten am Reflektor mit sogenannten Leitmikroskopen ausgestattet, die die jeweiligen Fehlerquellen erkennen lassen, worauf dann die richtige Einstellung der Platten leicht bewerkstelligt werden kann.

Auch in der Anlage der Observatorien haben sich gegen früher Änderungen vollzogen. Während man vordem des unbehinderten Umblicks wegen die Sternwarten meist auf Türmen einrichtete, sieht man jetzt

hiervon ab, da so hohe Gebäude leicht Erschütterungen und Schwankungen erleiden, die die Benützung der äußerst empfindlichen Beobachtungsinstrumente beeinträchtigen.

Man baut daher die Sternwarte gegenwärtig niedrig und stellt die größeren Instrumente auf Steinquadern, die mit den übrigen Fundamenten nicht im Zusammenhang stehen. Den Abschluß nach oben bildet ein mit Ausschnitten ausgestattetes Kuppeldach, das drehbar ist, so daß sich die Beobachtungen nach allen Richtungen hin ausführen lassen.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Abenteuerliche Ehen europäischer Aristokratinnen mit Muselmännern. — Als die Türken 1529 zur Unterstützung des ungarischen Kronprätendenten Johann Zapolya in Ungarn einrückten und in raschem Siegeszuge bis Wien vordrangen, nahm einer der türkischen Unterführer namens Mustafer Selim, nach der Überlieferung ein stattlicher Mann, auf einem Streifzuge das dem Grafen Westhofen gehörige Schloß Krainburg ein und machte den Grafen und dessen Tochter Beatrix zu seinen Gefangenen. Mustafer Selim behandelte die blonde Beatrix mit größter Zartheit und verschaffte ihr und ihrem Vater alle nur möglichen Bequemlichkeiten. Kurz bevor die Türken dann die Belagerung von Wien aufgaben, wurden die vornehmsten Gefangenen gegeneinander ausgetauscht. Doch zum Schrecken des alten Grafen war die blonde Beatrix am Morgen jenes Tages, an dem die Auswechslung der Gefangenen stattfinden sollte, spurlos verschwunden. Erst drei Tage später erhielt er, als er sich bereits in Wien befand, einen Brief, in dem sie ihm mitteilte, sie sei dem Erkorenen ihres Herzens, Mustafer Selim, in dessen Heimat gefolgt. Jahrelang hörte man nun nichts mehr von der jungen Österreicherin. Ihre Verwandten wußten nur, daß sie sich in der Nähe von Bagdad befinde, wo ihr Gatte als Oberschech mehrerer Nomadenstämme ein mehr wie primitives Leben führte.

Im Jahre 1533, als die Pforte gerade mit Ferdinand von Österreich Frieden geschlossen hatte, tauchte Mustafer Selim plötzlich mit seiner europäischen Gattin in Konstantinopel auf, wohin ihn der Sultan zur Belohnung für treue Dienste als Hauptmann der Janitscharen berufen hatte. Beatrix spielte nun lange Zeit, allerdings entsprechend der Stellung der türkischen Frau ganz hinter den Kulissen, eine wichtige Rolle

bei den politischen Intrigen, an denen gerade jene Periode des osmanischen Reiches durchaus nicht arm war. Der Ehrgeiz der einstigen Gräfin, ihren Gatten in eine hervorragende Stellung zu bringen, war so groß, daß sie sich des öfteren auf ein recht gewagtes Spiel einließ. In dem Harem Mustafer Selims liefen auch die Fäden jener Verschwörung zusammen, durch die man Selim II. nach Beseitigung des den Würdenträgern allzu energischen Solimans den Thron verschaffen wollte. Diese Verschwörung wurde entdeckt, und drei Tage später wurde Beatrix auf Befehl des Sultans von ihrer eigenen Leibsklavin vergiftet. Ihrem Gatten schickte Soliman die berüchtigte seidene Schnur, ein Wink, dem der Türke ohne Zögern gehorchte, indem er sich an der Leiche seiner Frau erdrosselte. —

Im Jahre 1715 traf die erste persische Gesandtschaft, abgeschickt vom Schah Hussein an Ludwig XIV., in Frankreich ein. Ihr Führer war Mehemed Riza-Bei, der Unterverwalter der Provinz Eriwan, ein ebenso eingebildeter wie ungebildeter Mensch, der seinem Herrn in Paris durchaus keine Ehre machte. Nachdem Mehemed Riza-Bei sich in der schon damals recht vergnügungsreichen Seinestadt einige Wochen amüsiert hatte, lernte er eines Tages die Marquise v. Epinay, eine entzückende junge Witwe, kennen und sehr bald auch lieben. Er trug ihr seine Hand an und wurde auch wirklich erhört. Da aber machte die französische Polizei dem Pärchen einen Strich durch die Rechnung. Sie sah es als unzulässig an, daß ein Muselmann eine Christin mit sich nehme, und verbot der Marquise die Abreise. So fuhr denn der persische Gesandte mit seinem Gefolge allein nach Havre, von wo er sich auf der Fregatte „L'Astrée“ zunächst nach Rußland einschiffen wollte. Unter dem Gepäck Riza-Beis befand sich auch ein neuer, riesiger Koffer, auf den der Perser besonders achtzugeben befahl. Das Schiff hatte den Hafen kaum verlassen, als von Paris der Befehl eintraf, das Aussegeln der Fregatte zu verhindern, da die Marquise v. Epinay trotz des Verbotes der Polizei den Gesandten zu begleiten gedenke. Dieser Befehl kam zu spät. Aber die französische Aristokratin fuhr in ihrem Koffer keinem beneidenswerten Schicksal entgegen. In Riga bereits gingen der Gesandtschaft

die Mittel aus. Es kam so weit, daß Riza-Bei die ihm von Ludwig XIV. für den Schah übergebenen Geschenke verkaufen mußte, nur um die nötigen Wagen zur Fahrt nach Moskau bezahlen zu können. Endlich im Oktober 1716 langten die Reisenden in Eriwan an. Eigentlich hätte der Gesandte nun sofort an den Hof seines Herrn eilen müssen, um Bericht über den Ausfall seiner Mission zu erstatten, aber Riza-Bei ließ sich Zeit, denn er wußte nur zu gut, was am Hofe von Teheran seiner wartete. Die kostbaren Geschenke Ludwigs XIV. waren nicht mehr vorhanden, und der Handelsvertrag, zu dem er als Bevollmächtigter Persiens sich von den französischen Diplomaten hatte überreden lassen, war für die auswärtige Politik Persiens nur verhängnisvoll, wie er sich jetzt bei ruhiger Überlegung selbst sagte. Als man ihn daher von Teheran aus immer dringender vorlud, nahm er eines Tages in seiner Verzweiflung Gift. Seine europäische Gattin aber, zu stolz, um nach diesem traurigen Abschluß ihres Liebesromans nach Paris zurückzukehren, trat zur mohammedanischen Religion über und verschwand in dem Harem eines persischen Großen. —

Ebenso abenteuerlich wie der Liebesroman der Marquise ist der einer englischen Aristokratin, einer geborenen Lady Digby, verheirateten Lady Ellenborough. Diese war von so außerordentlicher Schönheit, daß König Ludwig I. von Bayern ihr Bild in seiner berühmten Schönheitsgalerie aufhängen ließ. Von Jugend an sehr zu Extravaganzen neigend, unternahm Lady Ellenborough, nachdem ihre erste Ehe geschieden war, eine Reise nach den Ruinen von Palmyra, die mehrere Tagesreisen von Damaskus entfernt mitten in der Syrischen Wüste liegen. Als Schutzwache wurde sie von dem zwanzigjährigen Beduinenschech El Mezzab und dessen Reiterschar begleitet. Unterwegs wurde die Reisegesellschaft von einem räuberischen Beduinenstamm angegriffen. Bei dieser Gelegenheit kämpfte der junge Schech so todesmutig für die ihm anvertraute Dame, daß diese ihm ihre Hand anbot. Einem deutschen Reisenden, der einmal in dem Hause der europäischen Gattin des Beduinenhäuptlings in Damaskus als Gast weilte, hat die bemitleidenswerte Frau offen ihr Herz ausgeschüttet. „Ich träumte,“

erzählte sie, „daß ich als Fürstin unter dem Stamm meines Mannes und durch ihn auch unter den übrigen Beduinenstämmen europäische Gesittung verbreiten und dadurch die Wohltäterin und Beherrscherin dieser ungezähmten Menschen werden könnte. Wie eine Beduinin habe ich darum unter unseren schwarzen Zelten und in der Mitte unserer Herden bald hier, bald da in der Wüste gelebt und gelitten. Was habe ich erreicht? Ich darf, statt auf dem Kamel, auf einem Pferde reiten — das ist alles. Jetzt, wo ich älter werde, kommt mein Mann eine kurze Zeit im Winter mit mir nach Damaskus. Aber noch immer ist es ihm ein Greuel, in einem Zimmer zu wohnen. Unsere Schlafstätte ist auf dem flachen Dach dieses Hauses unter offenem Himmel. Auf meinen Mann und dessen Leute habe ich gar keinen Einfluß. Als wir mit unserer Karawane vor kurzem nach Damaskus wanderten, bemerkte er in der Ferne einen Zug Europäer. ‚Allah sei gepriesen!‘, rief er, zum Gebet niederfallend, ‚der uns diese gute Gabe in die Hände führt! Seine ganze Schar betete, aufs Angesicht geneigt, dem Führer nach: ‚Allah sei gepriesen!‘ Sie legten sich in den Hinterhalt, überfielen und plünderten die Fremden und waren überzeugt, daß Allah ihnen gnädig war. So denkt der Schech, mein Mann, so alle seine Leute!“

Lady Digby ist einsam in der Syrischen Steppe gestorben. Ihre Abenteuerlust hat sie durch ein Leben voll bitterer Enttäuschungen büßen müssen. W. K.

Von der englischen Hofapotheke. — Die Art und Weise, wie die Medizinen für den König von England und die königliche Familie zubereitet werden, wird äußerst geheimgehalten. In erster Reihe wird auf den Bezug und die Reinheit der Grundstoffe das größte Gewicht gelegt, für welchen Zweck zwei besonders vertrauenswerte Chemiker angestellt sind. Haben die bezogenen Materialien diese strenge Prüfungsstelle glücklich passiert, so werden sie an die Apotheke ausgeliefert, die jeden einzelnen Stoff in einem Glasschrank verschließt. Dieser besitzt für jede einzelne Flüssigkeit oder Spezerei eine eigene Abteilung, die wieder für sich selbst verschlossen werden kann; eine Verwechslung bei der Herstellung der Medizinen ist also völlig ausgeschlossen.

Schickt nun der Arzt ein Rezept in die Hofapotheke, so geschieht das in einer doppelt verschlossenen Ledertasche durch einen der ältesten und zuverlässigsten Hofbediensteten. Zu der Ledertasche besitzt jeder der beiden Hofapotheker einen Schlüssel, so daß sie nur von beiden gemeinschaftlich geöffnet werden kann. Das Rezept wird dann von einem der beiden Herren in das gleichfalls unter Doppelverschluß aufbewahrte Rezeptbuch eingetragen und darauf zur Herstellung der verschriebenen Medizin, Pillen, Salben, oder was es sonst ist, geschritten. Diese Aufgabe darf niemals von einem Apotheker allein ausgeführt werden, es muß stets von beiden geschehen. Beide haben das Rezept mit ihrer Unterschrift zu versehen und es dann versiegelt in der unter der Kontrolle eines anderen Hofbeamten stehenden Registratur zu hinterlegen. Auf der Medizinflasche oder Schachtel muß von den Apothekern abermals das Rezept auf einer Etikette geschrieben und von ihnen unterzeichnet angebracht werden.

Die Übersendung an den Arzt geschieht wiederum in einer doppelt verschlossenen und versiegelten Ledertasche, so daß eine Vertauschung ganz ausgeschlossen ist. Für jedes Mitglied der königlichen Familie ist ein eigenes Rezeptbuch angelegt, das in gleicher Weise wie das des Königs verschlossen gehalten wird. Für die Taschen, in denen die Medikamente zur Ablieferung gelangen, hat auch der König einen besonderen Schlüssel, so daß die Öffnung nur durch den Patienten oder in seiner Gegenwart geschehen kann.

Die strenge Kontrolle aller zur Verwendung gelangenden Materialien erstreckt sich selbst auf das Wasser, das stets von den Chemikern auf seine Reinheit untersucht werden muß und aus der Apotheke in versiegelten Flaschen zur Ablieferung gelangt. O. v. B.

Elektrischer Hammer. — Einen elektrischen Hammer bringen die Siemens-Schuckert-Werke, Berlin SW 11, in den Handel; der Apparat ist gleich vorzüglich geeignet zur Bearbeitung von Stein, Metall und Holz. Er ist von kräftiger und einfacher Bauart, und jedermann kann ihn sofort gebrauchen. Er ist unempfindlich gegen Staub, Schmutz und so weiter und

ermüdet und belästigt den Arbeiter in keiner Weise. Bei dem elektrischen Hammer mit Antrieb durch eine biegsame Welle läßt sich die Schlagstärke durch einfaches Andrücken an das Werkstück vollkommen dem Gefühl entsprechend regulieren. Durch eine besondere Vorrichtung ist ein falsches Einstellen



Elektrischer Hammer.

und dadurch bedingtes Verderben des Arbeitsstückes vollkommen ausgeschlossen, auch ist er infolge seines leichten Gewichtes und erschütterungsfreien Ganges für alle vorkommenden Arbeiten geeignet. Der elektrische Hammer besitzt ferner den sehr schätzenswerten Vorteil, durch einen Handgriff zum Bohren sauberer kreisrunder Löcher verwendbar gemacht zu werden. Zur Bearbeitung von Bordschwellen, Fliesen, Treppenstufen und so weiter, zur Vorarbeitung von Blöcken und dergleichen

wird der Hammer mit angebautem Motor geliefert, worüber Interessenten auf Wunsch nähere Angaben erhalten. P. R.

In einer mexikanischen Blockhütte. — Zwei Deutschamerikaner verirrten sich auf einer Jagdpartie im nördlichen Mexiko. Erst spät am Abend führte sie ein matter Lichtschein zu einer Blockhütte mitten im Walde. Durch eine offene Fensteröffnung vermochten sie das Innere der Hütte zu übersehen. Auf dem Fußboden brannte ein Feuer, bei dessen Schein ein halbnackter Mexikaner sein Mahl aus getrocknetem Rindfleisch und Maisbrot bereitete. Das Aussehen des Burschen war wenig vertrauenerweckend und versprach keinen freundlichen Empfang. Sein Gesicht war unbeschreiblich häßlich, und diese Häßlichkeit wurde noch vermehrt durch sein schwarzes, ungeordnet um den Kopf hängendes Haar, durch das Fehlen eines Auges und eine halbgeheilte Narbe, die sich blutigrot über die Wange nach dem einen Mundwinkel hinzog. Neben ihm lehnte eine Flinte. Die beiden Jäger wären am liebsten hier nicht eingekehrt, aber ihr Hunger und ihre Müdigkeit waren zu groß, und in der Hoffnung, Essen und Nachtlager zu erhalten, traten sie in die Hütte.

Der Mexikaner fuhr auf, ergriff blitzschnell die Flinte und fragte rauh: „Wer seid ihr?“

„Wir sind Jäger,“ erhielt er zur Antwort, „die sich verirrt haben. Wir möchten etwas zu essen haben und ein Obdach, wofür wir gut bezahlen. Können wir das erhalten?“

„Warum nicht?“ war die Antwort.

Die Jäger setzten sich und sahen dem Kochgeschäfte des Mexikaners zu.

Als die Tortillas (Maisbrote) hinlänglich braun waren, legte sie der Mann auf einen hölzernen Teller und oben drauf das dampfende Tasapo (Rindfleisch); dann forderte er die Jäger auf, zuzulangen, was sich diese nicht zweimal sagen ließen. Während sie aßen, setzte der Mexikaner sein Kochgeschäft fort, deutete dann auf ein schmales Bettgestell unter der kleinen Fensteröffnung. Es war mit einer Kuhhaut bedeckt und hatte noch eine zerlumpte wollene Decke. Nachdem die Jäger übereingekommen, daß einer nach dem anderen das Bett einnehmen sollte,

legte Ralph — diesen Namen führte der eine Jäger — sich nieder, während der andere sich ans Feuer setzte und den unheimlichen Wirt beobachtete.

Umsonst suchte der wachende Jäger den Mexikaner in eine Unterhaltung zu ziehen; ein paar einsilbige Antworten war alles, was er aus ihm herausbringen konnte. Dann schloß der Bursche die Tür, warf sich auf den Boden und war dem Anscheine nach bald in tiefen Schlaf versunken. Dasselbe war, wie das laute Schnarchen anzeigte, das von dem Lager herkam, auch mit dem dort ruhenden Jäger der Fall.

Überwältigt von den Beschwerden des Tages und den einförmigen Sägelauten seines Gefährten, streckte auch der andere Jäger sich auf den Boden aus und war bald eingeschlafen, bis er durch eine Bewegung des Mexikaners erwachte. Als er die Augen öffnete, sah er, wie der Bursche sich erhob, vorsichtig über ihn hinwegstieg, die Gewehre der Jäger, die in der Ecke standen, holte und sie zu seiner eigenen Flinte stellte. Nun schien es dem Jäger, als ob der Mexikaner auf gewisse Töne, die von außen sich näherten, lauschte, dann legte er sich wieder auf den Boden nieder, anscheinend befriedigt darüber, daß beide Gäste schliefen. Er selbst blieb munter, denn der Jäger konnte wahrnehmen, daß er mit gespannter Aufmerksamkeit die offene Fensteröffnung beobachtete.

Eine geraume Zeit verging. Da hörte der lauschende Jäger draußen vor der Hütte ein scharrendes Geräusch, gleich darauf verdunkelte sich die Fensteröffnung, und in demselben Augenblicke erhob sich der Mexikaner, um mit geschwungenem Messer an das Lager des Schlafenden zu springen. Ohne sich zu besinnen, erhob der Jäger den Revolver und schoß ihn auf den Mordbuben ab. Die Kugel hatte offenbar getroffen, denn das blutige Messer entfiel der Hand des Mexikaners. Der Jäger war schon im Begriff, einen zweiten Schuß abzugeben, als Ralph aufsprang, seinen Arm ergriff und die Waffe mit dem Rufe ablenkte: „Um Gottes willen, töte den armen Menschen nicht! Er hat mir ja das Leben gerettet!"

Den verwundeten Mann auf die Seite ziehend, deutete er auf das Lager, das er eingenommen hatte.



Dort lag in den letzten Zuckungen ein riesiger Jaguar. Aus einer breiten Wunde, die der Mexikaner der Bestie mit dem Messer beigebracht, floß das Blut in dickem Strom hervor.

Während der zweite Jäger, noch immer entsetzt über diesen unerwarteten Anblick, stumm dastand und die Lage noch nicht zu fassen vermochte, hatte Ralph die Wunde des Mexikaners untersucht, die zum Glück nur eine ungefährliche Fleischwunde war.

Die Jäger belohnten den Mann für ihre Aufnahme und für die bewiesene Tapferkeit so reichlich, daß er sie am Morgen ganz befriedigt scheiden ließ, zumal er auch den grimmigen Feind, der ihn in seiner Hütte schon oft bedroht hatte, tot vor sich liegen sah. C. T.

Offiziere mit Nebenverdienst. — Bekanntlich steht es mit den spanischen Finanzen nicht besonders günstig, es soll daher sehr häufig vorkommen, daß die Offiziere ihr Gehalt äußerst unregelmäßig ausgezahlt erhalten. Da sind nun die Herren, denen das Schicksal kein Privatvermögen beschert hat, gezwungen, ihrer Kasse durch eine Nebenbeschäftigung aufzuhelfen. So trat zum Beispiel vor einiger Zeit in einem Madrider Varietétheater ein Zauberkünstler auf, der sich den volltönenden Namen „El Sarto, der König der Magier“ beigelegt hatte und stets mit einer schwarzen Seidenmaske auf der Bühne erschien. Seine Vorführungen waren wirklich verblüffend, und alle Welt zerbrach sich den Kopf, wer wohl El Sarto sein könnte. Es wurde auch allerlei gemutmaßt, aber selbst die geschicktesten Zeitungsreporter kamen nicht hinter die Wahrheit, da der Besitzer des betreffenden Theaters strengste Diskretion bewahrte.

Da besuchten eines Abends mehrere Offiziere eines Infanterieregiments, dessen Garnisonsort in der Nähe der Hauptstadt lag, das Theater, in dem El Sarto auftrat. Diese Herren erkannten sehr bald in dem „König der Magier“ einen Kameraden wieder, der sie oft genug im Kasino durch derartige Kunststückchen aufs beste unterhalten hatte. So kam die Angelegenheit zur Kenntnis des Regimentskommandeurs und auf Umwegen auch in die Zeitungen. Es stellte sich heraus, daß

El Sarto, der mit seinem eigentlichen Namen Karlos Venusto hieß, zur Militärakademie in Madrid abkommandiert und aus Mangel an Geld auf die Idee gekommen war, seine ungewöhnliche Taschenspielerfertigkeit zur Auffüllung seines durch das großstädtische Leben stark angegriffenen Geldbeutels zu benützen. Eine mit aller Strenge durchgeführte Untersuchung ergab sodann, daß Karlos Venusto durchaus nicht der einzige Offizier war, der seinen finanziellen Verhältnissen durch private Beschäftigung aufhalf. Viele Leutnante vertrieben heimlich die Erzeugnisse von Weinhandlungen und Zigarrenfabriken, andere handelten mit Schußwaffen, einer trat sogar als Stierfechter in völlig unkenntlicher Maske auf.

Natürlich machte der Kriegsminister diesem wenig standesgemäßen Jagen nach Nebenverdienst sofort durch einen geharnischten Erlaß ein Ende. Trotzdem soll aber in Spanien noch mancher Offizier in aller Heimlichkeit so nebenbei ein gewinnbringendes Geschäftchen weiterbetreiben. Viele von ihnen sind Versicherungsagenten, um die Mittel zum standesgemäßen Auftreten herbeizuschaffen. Einer von diesen uniformierten Agenten entwickelte nun eine allzu eifrige geschäftliche Tätigkeit, so daß die Sache seinem Regimentskommandeur zu Ohren kam. Dieser bestellte sich seinen Leutnant auf das Regimentsgeschäftszimmer, um ihm klarzumachen, wie wenig sich die Beschäftigung als Agent einer Lebensversicherungsgesellschaft mit dem Ansehen des Offizierkorps vertrüge.

Das Ergebnis dieses „Anpfiffs“ war jedoch ein recht eigenartiges: als der Leutnant das Regimentsbureau verließ, hatte er seinen Chef mit 20,000 Pesetas bei der Lebensversicherungsgesellschaft, für die er „arbeitete“, versichert, woraus hervorgeht, daß der Herr Leutnant jedenfalls als Agent geradezu erstklassig sein muß. W. K.

Die Fliegenjagd in Middlesborough. — Nicht immer führt ein gutes Beginnen, das von den besten Absichten eingegeben ist, auch zu einem erfreulichen Ausgange. Der Hygieneinspektor Mattison der Stadt Middlesborough in England war so sehr davon überzeugt, daß die Fliegen als Verbreiter ansteckender Krankheiten der Volksgesundheit schädlich sind, daß



er eines Tages einen Aufruf veröffentlichte, in dem er für je fünfzig gewöhnliche Stubenfliegen oder für je zwölf blaue Fleischfliegen, die, ordnungsmäßig auf Nadeln gespießt, im Rathause abgeliefert würden, eine Belohnung von einem Penny versprach.

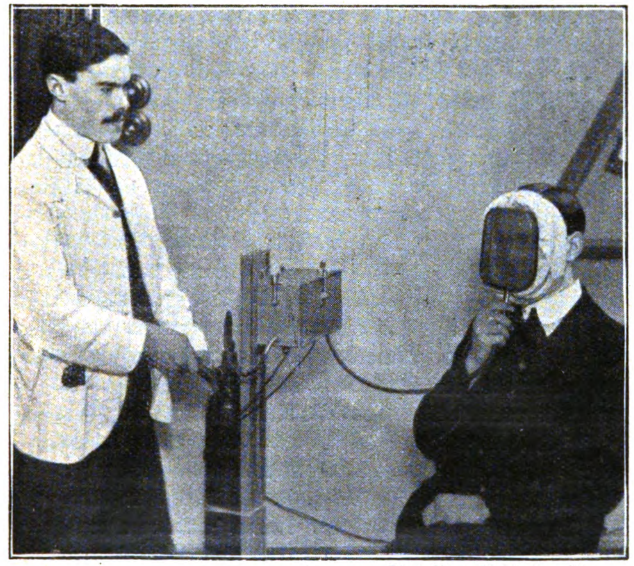
Hätte er das lieber nicht getan! Nach vier Tagen schon hatte man im Rathause von Middlesborough kaum noch Platz für die Zündholzschachteln und für die Pappdeckel, auf welchen, fein säuberlich aufgespießt, die erjagten Fliegen abgeliefert wurden. Ein kleiner Bursche brachte 1200 Fliegen auf einmal; im ganzen wurden den städtischen Behörden mehrere hunderttausend Fliegen übergeben.

Das wäre alles sehr schön gewesen, wenn nicht das ganze, sonst so stille und ernste Hygieneamt durch die Fliegenjäger und ihre Jagdbeute in hellen Aufruhr versetzt worden wäre. Die Beamten hatten keine Zeit mehr, sich ihren Arbeiten zu widmen: alle waren mit der Entgegennahme der Fliegen beschäftigt, und wer nicht Fliegen zählte oder bezahlte, stand als Mitglied des „Empfangskomitees" an der Tür, um die Scharen von Jungen und Mädchen, die an den Türen Spalier bildeten, in Ordnung zu halten.

Am vierten Tage war die Lage so ernst geworden, daß der Hygieneinspektor sich gezwungen sah, um seine Entlassung aus dem Dienste zu bitten; vorher schrieb er aber noch an die Zeitungen einen Brief, in dem er flehentlich bat, daß man der guten Stadt Middlesborough kund und zu wissen tun solle, daß der Fliegenpreis abgeschafft sei, da sich herausgestellt habe, daß die sogenannte Ausrottung des Fliegenzeugs, statt die Verbreitung der Infektionskrankheiten zu verhindern, den Epidemien geradezu Vorschub leiste. Tausende von Kindern kletterten, um Fliegen zu fangen, stundenlang in den Mistgruben herum, durchwateten das schmierigste Gossenwasser, durchstöberten die schmutzigsten Winkel der Stadt und erfüllten dann das Hygieneamt mit unerträglichen, pestilenzialischen Dämpfen.

Das ist die wundersame Geschichte vom Anfang und Ende der Fliegenjagd in Middlesborough. O. v. B.

Ein neues Verfahren zur Anregung der Herztätigkeit. — Zur Kräftigung des Herzens in Krankheitsfällen wird bei uns zumeist die Vibrationsmassage angewendet. Der Londoner Arzt Leonard Hill, der an einem Hospital angestellt ist, hat jetzt ein neues Verfahren erfunden, bei dem ein Gemisch aus Sauerstoff, Alkohol und Wasser in Dampfform unter höherem



Phot. News Illustrations Co.

Einatmen des Dampfgemisches.

Druck in die Lunge des Leidenden eingeführt wird. Die Dämpfe werden, damit sie recht reichlich in die Lunge und die Blutbahn eindringen, durch einen Schlauch in eine Drahtmaske geleitet, die dem Kopf dicht anliegt. Der Kranke atmet also nur Luft ein, die mit den Dämpfen durchsetzt ist. Der Sauerstoff, der bei der Atmung in das Blut übergeht, wirkt dann von hier aus anregend auf die Herznerven, so daß dadurch die Herztätigkeit gestärkt wird. Th. S.

Vögel als Warner vor Blitzgefahr. — Daß Vögel die in den höheren Luftregionen vorhandene elektrische Spannung bedeutend früher empfinden als der Mensch, ist eine allbekannte Tatsache, die jeder Naturfreund leicht nachprüfen kann. Neuerdings sind nun in allen Kulturländern auf Anregung des amerikanischen Meteorologen John Webster die Vögel auf ihr Verhalten während des Gewitters genau beobachtet worden.

Hierbei hat man ganz überraschende Feststellungen gemacht, die wieder einmal beweisen, wie unendlich viel der Mensch von den Tieren lernen kann. Es seien hier einige Berichte wiederholt, die Webster zugeschickt wurden.

Ein französischer Forstbeamter wurde einst im Walde von einem Gewitter überrascht. Vorsichtigerweise stellte er sich unter eine niedrige Kiefer, die von hohen Eichen und Buchen umstanden war. In den Ästen der Kiefer befand sich ein Wildtaubennest, auf dem gerade die Taube brütete. Der Förster beobachtete nun, wie plötzlich der Täuberich herbeigeflogen kam und einige Male ängstlich das Nest umflatterte, worauf dann das Taubenpaar mit einem Male ohne eine sichtbare Ursache davonflog, denn den Forstbeamten, dessen Figur durch einen dichten Vorhang von Schlinggewächsen verdeckt wurde, konnten die Tiere kaum bemerkt haben. In der Meinung, daß vielleicht ein Fuchs oder ein Marder die Vögel zur Flucht veranlaßt haben könnte, trat der Förster vorsichtig aus seinem Versteck hervor und suchte, die gespannte Büchse im Arm, mit den Augen die Umgebung ab. Kaum hatte er aber seinen Platz unter der Kiefer verlassen, als schon ein Blitzstrahl herniederfuhr und den Nadelbaum fast seiner ganzen Rinde beraubte. Derselbe Jäger zählte dann noch mehrere ähnliche Erlebnisse bei Gewittern auf, wo Vögel, die bisher auf einem Baum gesessen hatten, plötzlich abstrichen und kurz darauf derselbe Baum dann von einem Blitz getroffen wurde. Er fügte seinem Schreiben über dieses Thema die Bemerkung hinzu, daß er für seine Person fest davon überzeugt sei, die Vögel ahnten die ihnen durch die elektrische Entladung drohende Gefahr voraus.

Auch ein deutscher Landwirt hat dem amerikanischen Ge-

lehrten recht bedeutsames Material für dessen Untersuchungen auf diesem Gebiet geliefert. „Eines Nachmittags," so schreibt Herr Wendler auf Karolinenhof in Pommern, „flüchtete ich mich vor einem Gewitterregen unter einen Birnbaum, der auf dem Feldrain stand. Auf dem Obstbaum saßen drei Krähen, die sich ziemlich dicht an den Stamm geschmiegt hatten, um Schutz vor dem tobenden Sturm zu finden. Das Gewitter kam näher und näher, und, da mir mein Platz unter dem hohen Birnbaum doch zu gefährlich schien, wollte ich gerade einen nahen Haselnußstrauch als Zufluchtsstätte aufsuchen, als mit einem Male die Krähen mit mißtönendem Krächzen davonflogen. Unwillkürlich beschleunigte nun auch ich meinen Rückzug, war aber erst acht Schritte entfernt, als der Blitz in den Birnbaum einschlug. Ich selbst wurde von dem Luftdruck zu Boden geschleudert, kam aber sonst heil davon. — Ein anderes Mal bemerkte ich bei einem Gewitter, wie das Storchenpaar plötzlich sein Nest auf meinem Scheunendach verließ und zu der nahen Brennerei hinüberflog, deren Schornstein mit einem Blitzableiter versehen war. Kaum hatten sich die Störche auf dem Dache der Brennerei niedergelassen, als ein Blitz in die Scheune fuhr und dabei das Nest Meister Langbeins mitsamt den drei bereits angebrüteten Eiern herabwarf." Herr Wendler ist nach seinen Beobachtungen gleichfalls der Ansicht, daß der Instinkt die Vögel vor dem Blitze fliehen lasse. Er schreibt geradezu: „Werde ich von einem Gewitter überrascht, so bin ich am sichersten unter einem Baume, auf dem Vögel sitzen. Fliegen die Tiere fort, so ist es für den Menschen höchste Zeit, gleichfalls seinen Platz zu wechseln."

In ähnlicher Weise spricht sich der indische Plantagenbesitzer Warrells aus. Dieser hat seine Untersuchungen hauptsächlich an Reiherkolonien gemacht. Er beobachtete des öfteren, daß während eines Gewitters die Reiher ihren Horst verließen und auf andere Bäume hinüberflogen. „Ich habe es nie erlebt," schreibt er, „daß in der überaus bevölkerten Reiherkolonie meines Sumpfgebietes ein Reiher durch einen Blitz getötet worden ist. Und dabei hat der Blitz bisweilen Bäume zerschmettert, auf denen sich acht und mehr Reiherhorste be-

fanden. Die Vögel sind stets noch rechtzeitig abgeflogen, wohlgemerkt nur die Vögel, deren Standquartier nachher durch die elektrische Entladung vernichtet wurde."

Hiernach wird man wohl kaum noch bezweifeln können, daß die Vögel tatsächlich als die besten Warner vor Blitzgefahr zu betrachten sind. Über welch feinen Instinkt für elektrische Spannungen in der Luft sie verfügen müssen, geht auch aus einem Erlebnis hervor, das Oberstleutnant Freiherr v. Buttlar in Südwestafrika hatte. Auf einem von Okahandja aus unternommenen Ritte sah er gegen Abend an einer Stelle des Weges ungewöhnlich viele und große Vögel, Adler und Geier, kreisen. Auch einige nahe Bäume waren dicht besetzt. Buttlar ritt näher, in der Meinung, daß dort Leichen von Menschen oder Tieren lägen. Doch er fand nichts Dergleichen. Am Himmel waren zu derselben Zeit einige Wölkchen sichtbar, doch keineswegs besonders drohende. Plötzlich begann sich aus diesen Wölkchen unter Blitz und Donner ein richtiger tropischer Gewitterregen zu entwickeln, der in kleinen Bächen in all die Vertiefungen und Löcher des Bodens eindrang und deren Bewohner, Schlangen, Skorpione und Mäuse, heraustrieb. Nun begannen die Vögel auf dieses aus seinen Schlupfwinkeln herausgejagte Getier zu stoßen und es zu verzehren.

Erst später erfuhr Freiherr v. Buttlar von Farmern, daß die Ansammlung von großen Vögeln auf einem Platze stets das sicherste Anzeichen für ein baldiges Gewitter sei, selbst dann, wenn die Bewölkung des Himmels ein Gewitter auch nicht im geringsten vermuten lasse. W. K.

Uniform für die Landstände. — Für die Landstände des ehemaligen Königreiches Westfalen waren von der Regierung des Königs Jérôme Uniformen vorgeschrieben worden, in denen sie in Kassel zu erscheinen hatten. Diese bestanden im Jahre 1806 aus einem dunkelblauen Leibrock mit einer Reihe besponnener Knöpfe, die die Größe eines halben Talerstückes hatten, mit breiten Schößen und weißseidenem Unterfutter, reichgesticktem Stehkragen und Patten, weißen Kaschmirbeinkleidern, weißseidener, goldgestickter Weste, weißseidenen Strümpfen, Schuhen mit Semilorschnalle, Stahldegen und

dreieckigem Patenthut mit goldener Agraffe und der westfälischen Kokarde. Der Prachtaufwand am Kasseler Hof überstieg schon damals alle Grenzen, und es läßt sich denken, daß ein monatelanger Aufenthalt an ihm auch für die Abgeordneten so kostspielig wurde, daß die Diäten bei weitem nicht zureichten.

Noch schlimmer wurde es infolge einer Kabinettsorder, gegeben zu Napoleonshöhe bei Kassel am 29. Juli 1809, die den Mitgliedern der Reichsstände folgendes Kostüm vorschrieb: Leibrock von dunkelblauem Tuche mit breiten Schößen, weißseidenem Unterfutter, mit orangefarbener Seide reichgesticktem Stehkragen und Patten, Eskarpins von weißem Kaschmir nebst Kniebändern, die ebenfalls mit orangefarbener Seide bestickt waren, Mantel von blauem Gros de Tours-Zeuge, der gleichfalls mit weißem Seidenstoff gefüttert und mit einem in orangefarbener Seide gestickten Kragen versehen sein mußte, weiße Schärpe mit orangefarbener Seidenfranse besetzt, Rosettenschuhe mit Semilorschnallen und dreieckiger, mit drei Federn besetzter Patenthut.

Für ein solches Kostüm hatte der Abgeordnete an die Handlung Schmitz & Eggena in Kassel, die mit der Herstellung der Uniformen betraut war, 206 Reichstaler zu bezahlen! C. T.

Wie die Namen der nordamerikanischen Staaten entstanden. — Maine erhielt seinen Namen von König Karl I. von England zu Ehren der Königin Henriette Maria, einer französischen Prinzessin, nach der französischen Provinz Maine; New Hampshire — ursprünglich Laconia genannt — von Hampshire in England; Vermont von den grünen Gebirgen, früher als französische Kolonie vert mont; Massachusetts stammt aus der Indianersprache und bezeichnet ein Land mit großen Hügeln.

Der kleinste Staat wurde wegen seiner Ähnlichkeit mit der Insel Rhodus nach ihr Rhode Island genannt; Connecticut stammt von dem indianischen Quon-eh-ta-kut, der lange Fluß; New York wurde so genannt zu Ehren des Herzogs von York, der von seinem Bruder, König Karl II. von Eng-

land, das Territorium zum Geschenk erhielt; New Jersey wurde so getauft von einem seiner ersten Besitzer, Sir George Carter, nach der englischen Insel Jersey im Kanal, dessen Gouverneur er gewesen war; Pennsylvania ist genannt nach seinem Begründer Penn, dem Führer der Quäkersekte, der das Land von der Regierung gegen eine ererbte Schuldforderung erhielt, und silva = Wald; Delaware leitet seinen Namen von Lord de la Ware, Gouverneur von Virginia, ab. · Dieser Staat wieder erhielt seinen Namen zu Ehren der „jungfräulichen Königin“ (Virgin Queen) Elisabeth; Carolina erhielt seinen Namen zu Ehren Karls I., wie Georgia den seinen zu Ehren Georgs II.; Louisiana, früher eine französische Kolonie, ist zu Ehren König Ludwigs XIV. so benannt worden.

Mississippi heißt in der Natchezsprache „Vater der Ströme“; Kansas ist ebenfalls indianisch und bedeutet „rauchendes Wasser“; Arkansas hat nur die französische Vorsilbe arc = Bogen, wegen der vielfachen Krümmungen des Flusses. Auch Tennessee ist ein indianisches Wort, eine Bezeichnung für „Fluß mit einer großen Biegung“; ebenfalls aus dem Indianischen stammt Kentucky, von kain-tuk-ae = an der Flußquelle; Ohio ist eine Bezeichnung des Pawneestammes für „reißender Fluß“. Maryland wieder ist nach der Gemahlin König Karls I., Henriette Maria, benannt.

Weiter indianisch sind wieder die Namen Michigan aus Mi-ki-ka-na, Fischfalle bedeutend; Wisconsin, Bezeichnung für „reißender Fluß“; Missouri heißt „schmutzig“, was sich auf die Trübheit des Flusses bezieht; Jowa bezeichnet in der Eingeborenensprache „die Schlafmütze“, und Mi-ne-so-ta heißt „wolkiges Wasser“; Indiana ist natürlich nach den Indianern genannt; Illinois ist zusammengesetzt aus „Illini“, einem indianischen Wort für „Volk“, und der französischen Endsilbe „ois“, also zusammen etwa „Volksstamm“ bedeutend. Montana heißt gebirgig; Alabama soll vom griechischen „Land der Ruhe“ hergeleitet sein; Colorado heißt spanisch „dunkelfarbig“, sich auf die Gebirge beziehend; Florida stammt vom spanischen florido = blumig, blumenreich. A. M.

Ein durch Infanteristen tragbares Maschinengewehr. — England war der erste Staat, der das Maschinengewehr in der Armee einführte und auch mit den Systemen Maxim und Colt in den Kämpfen gegen den Mahdi und die Buren die ersten praktischen Erfahrungen sammelte. Ebenso befriedigende Ergebnisse erzielte Deutschland mit seinen Maschinengewehren bei der Niederwerfung der Herero in Südwestafrika. Indessen zeigte es sich doch auch, daß die Fortschaffung der Maschinengewehre in gebirgigem Gelände mit gewissen Schwierigkeiten



Das zerlegte Maschinengewehr auf dem Transport.

verbunden ist. Bekanntlich wird das Gewehr mit seiner Dreifußlafette von einem Pferd, und die Munition von einem zweiten Pferd transportiert. Pferde aber sind zumeist unbeholfene Kletterer. Daher hat jetzt der englische Erfinder Hiram Maxim ein neues, leichteres Maschinengewehr konstruiert, das zerlegt und von Infanteristen getragen werden kann. Es gehören dazu drei Soldaten. Der erste trägt das eigentliche Gewehr, das rund 15 Kilogramm wiegt, der zweite die Dreifußlafette, die ein Gewicht von 12,5 Kilogramm hat, und der dritte den Munitionskasten. Dieser enthält 500 Patronenstreifen mit je 250 Patronen des gewöhnlichen Gewehrkalibers. Da sich die Munitionsausrüstung einer Infanterie-

kompanie durchschnittlich auf 50,000 Patronen beläuft, so verfügt das Maschinengewehr über einen Patronenvorrat, der dreiviertelmal größer ist als der einer ganzen Kompanie. In einer Minute lassen sich rund 600 Schuß abgeben. v. W.

Hypochondrische Kinder. — Unter einem „Hypochonder" versteht man gewöhnlich einen im übrigen völlig gesunden Menschen, der sich alle möglichen Krankheiten einredet, eine Figur, die mehr ins Komische geht und von der tiefen Tragik der echten Hypochondrie nichts an sich hat.

Derartig eingebildete Kranke sind überaus häufig, und es gibt wohl keinen von uns, der nicht aus seinem Bekanntenkreis einen oder mehrere solche Exemplare anführen könnte. Weniger bekannt aber dürfte sein, daß auch im Kindesalter Hypochondrie gar nicht selten ist. Dem Fernstehenden bleibt sie schon deshalb meist verborgen, weil Kinder gegen Fremde gewöhnlich sehr scheu und wenig mitteilsam sind; und hypochondrische Kinder, die ihrer Gemütsart nach ernst und grüblerisch beanlagt sind, zeigen dies scheue Wesen begreiflicherweise in noch viel höherem Grade.

Die Ursachen der Hypochondrie im Kindesalter sind sehr mannigfaltig, aber zur vollen Entfaltung dieses Krankheitsbildes ist doch wohl immer eine Vorbedingung unerläßlich: eine gewisse nervöse, erbliche Belastung. Soweit meine eigene Erfahrung reicht, sind es meist die Mütter, die den Keim auf das Kind übertragen. Doch ist dies natürlich auch von väterlicher Seite her möglich.

Die hypochondrischen Kinder sind also immer nervös von Geburt aus, aber durchaus nicht immer blutarm und schlecht genährt. Wohl stellen die blassen, muskelschwachen, zarten Kinder ein großes Kontingent zur jugendlichen Hypochondrie, aber ich kenne auch hypochondrische Kinder, die förmliche Schaustücke der Wohlgenährtheit bilden, dick und rund und rotbackig sind, was freilich in diesen Fällen häufig nicht als Zeichen der Gesundheit, sondern der Überernährung aufzufassen ist. Überernährung und Hypochondrie finden sich überhaupt bei Kindern häufig vereinigt.

Das Kind ist in viel höherem Grade ein Abbild seiner Eltern

und Erzieher, als man meist denkt. Es hat nicht nur die Augen vom Vater und die Nase von der Mutter, es nimmt auch unwillkürlich alle Eigenschaften der Eltern an, in deren Umgebung es aufwächst. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die Kinder hypochondrischer Eltern stets allerhand zu klagen haben. Der Nachahmungstrieb, der dem heranwachsenden Menschen zu eigen ist, und dem er es verdankt, daß er in den ersten Jahren so rasch unendlich vieles lernt, bleibt natürlich nicht nur auf das Normale beschränkt, sondern wendet sich — und oft mit Vorliebe — auch dem Krankhaften zu. Wenn die Mama bei jeder Gelegenheit über Migräne klagt, ist es kein Wunder, wenn das kleine Töchterchen sie bald kopiert. Als echte Hypochondrie kann dies aber nicht bezeichnet werden, weil das Kind in solchen Fällen nicht tatsächlich jene Schmerzen, über die es klagt, auch wirklich zu fühlen vermeint.

Natürlich sind auch jene Fälle nicht als Hypochondrie zu bezeichnen, wo ein empfindliches und verzogenes Kind tatsächlich vorhandene Schmerzen von geringer Stärke ins Maßlose steigert. Und schließlich kommt auch bei Kindern jene Form von hysterischer Scheinhypochondrie vor, wo Krankheiten nur aus dem Grunde vorgeschützt werden, um die Aufmerksamkeit zu erregen, sich selbst bemitleiden zu lassen, sich selbst in den Mittelpunkt des gesamten Interesses zu stellen, ein Bestreben, das den kindlichen Hysterikern ebenso eigentümlich ist wie den Erwachsenen. Endlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß schließlich auch Kinder Krankheiten vortäuschen, geradezu vorschwindeln können, was bekanntlich als sogenanntes „Schulfieber" bei Unlust zum Schulbesuch häufig geübt wird.

Im Gegensatz zu all diesen Formen muß das echt hypochondrische Kind insofern als wirklich leidend bezeichnet werden, als es jene Schmerzen und Beschwerden, über die es klagt, wirklich spürt oder zu spüren glaubt. Darum ist es auch beklagenswert, und nichts ist unangebrachter als Spott oder gar Strenge.

Wenn ein Mensch wirklich leidet und ein anderer kommt zu ihm und sagt: „Es ist nicht wahr, dir fehlt nichts!" so kann dies in seltenen Fällen beim Erwachsenen auf suggestivem Wege

heilsam sein, wenn der Glaube an die Autorität dieses anderen bei dem Hypochonder stark genug ist. Beim Kinde aber wird ein solches Verfahren stets fehlschlagen. Das Kind ist nicht imstande, auch nur zu verstehen, daß sein Leiden kein tatsächliches sei, und muß jede Ableugnung der Schmerzen, die es empfindet, als schweres Unrecht, als Kränkung, ja als Roheit auffassen. Denn das Vertrauen in das Wissen und Können irgend einer Kapazität, das beim Erwachsenen ausschlaggebend sein kann, fehlt natürlich beim Kinde.

Ebenso unangebracht ist bei hypochondrischen Kindern allzu große Strenge, wie sie sich manchmal bei erwachsenen Kranken heilsam erweist. Ich kann darin, bei Anerkennung aller guten Absicht, nur eine noch dazu unnütze, ja schädliche Grausamkeit sehen. Wir müssen ebenso wie bei der suggestiven Behandlung auf das ganz verschieden geartete Gefühls- und Empfindungsleben des Kindes Rücksicht nehmen.

Um den richtigen Weg zur Heilung der kindlichen Hypochondrie zu finden, muß man vor allem genau erforschen, wie sie entstanden ist. In den meisten Fällen liegt die Ursache in einer übel angebrachten übergroßen Zärtlichkeit und Besorgtheit der Eltern. Wenn man ein von vornherein schon nervös veranlagtes Kind ein dutzendmal in jeder Stunde fragt: „Ist dir gut?" oder „Fehlt dir nichts? Tut dir nichts weh?", wenn man alle möglichen medizinischen Sprüchlein vor dem Kinde herbetet, wenn man den ganzen Tag von nichts anderem redet als von Krankheiten und von der Gefahr, sich solche zuzuziehen, so ist es kein Wunder, wenn der kindliche Gedankengang mit Gewalt in eine falsche Richtung gedrängt wird, wenn das Kind, anstatt sich, seinem Alter entsprechend, mit der Außenwelt zu befassen, in sich hineinlauscht, sich beobachtet, allerhand Wahrnehmungen am eigenen Körper macht, die es natürlich als Krankheiten deutet.

Die erste und wichtigste Aufgabe ist es daher zumeist, das Kind in andere Umgebung zu bringen. Dann fällt schon ein großer Teil der Schädlichkeit weg. Die Veränderung der Umgebung wirkt auch insofern günstig, als die neuen äußeren Eindrücke das Kind von der verhängnisvollen Selbstbeobachtung

abhalten. Die Hauptsorge wird es nun sein, dem Kinde klarzumachen, daß die Gefahr, zu erkranken, nicht so groß ist, wie es glaubt, dem kindlichen Bewußtsein die Erfahrung einzuprägen, daß der normale Zustand die Gesundheit ist und nicht die Krankheit. Hand in Hand damit muß eine vernünftige Abhärtung gehen, denn naturgemäß sind hypochondrische Kinder meist stark verzärtelt und verweichlicht. Es wäre meiner Meinung nach aber ganz verfehlt, allerhand komplizierte und langwierige Kaltwasserkuren oder sonstige mechanische Behandlungsmethoden anzuwenden, da hierdurch dem Krankheitsgefühl nur neue Nahrung gegeben wird und das bei Erwachsenen so suggestive Moment bei Kindern, wie erwähnt, fast ganz wegfällt. Viel Aufenthalt im Freien, Barfußlaufen, Baden im fließenden Wasser genügen meist vollkommen.

Daneben muß man es sich angelegen sein lassen, das Kind auch wirklich wieder zum Kinde zu machen, zum frohen, in den Tag hineinlebenden Kinde. Dies geschieht am besten durch Einführung in andere Kindergesellschaft. Daneben soll systematisch die Beobachtungsgabe des Kindes für seine Umgebung, für die Natur, gefördert werden. Unter Umständen kann es sehr zweckmäßig sein, in dem Kranken das Interesse für irgend eine Liebhaberei, für Schmetterling- und Käfersammeln, für Herbarienpflege und so weiter wachzurufen und zu nähren. Bei richtiger Behandlung wird es immer gelingen, aus dem hypochondrischen wieder ein lebensfrohes, munteres Kind zu machen. Dr. A. Stark.

Könige als Häuptlinge unzivilisierter Volksstämme. — Als der letzte König Manuel von Portugal die Regierung angetreten hatte, erschien in Lissabon eine Gesandtschaft aus dem Inneren von Portugiesisch-Ostafrika, die dem neuen Herrscher neben wertvollen Tierfellen und Elefantenzähnen auch die Insignien der Würde eines Fürsten von Gouweia überbrachte — ein Leopardenfell, am Rande mit getrockneten Schlangenköpfen verziert, und eine Halskette aus den Krallen und Schnäbeln des großen afrikanischen Geiers. Die Gesandtschaft wurde von König Manuel in feierlicher Audienz



heilsam sein, wenn der Glaube an die Autorität dieses anderen bei dem Hypochonder stark genug ist. Beim Kinde aber wird ein solches Verfahren stets fehlschlagen. Das Kind ist nicht imstande, auch nur zu verstehen, daß sein Leiden kein tatsächliches sei, und muß jede Ableugnung der Schmerzen, die es empfindet, als schweres Unrecht, als Kränkung, ja als Roheit auffassen. Denn das Vertrauen in das Wissen und Können irgend einer Kapazität, das beim Erwachsenen ausschlaggebend sein kann, fehlt natürlich beim Kinde.

Ebenso unangebracht ist bei hypochondrischen Kindern allzu große Strenge, wie sie sich manchmal bei erwachsenen Kranken heilsam erweist. Ich kann darin, bei Anerkennung aller guten Absicht, nur eine noch dazu unnütze, ja schädliche Grausamkeit sehen. Wir müssen ebenso wie bei der suggestiven Behandlung auf das ganz verschieden geartete Gefühls- und Empfindungsleben des Kindes Rücksicht nehmen.

Um den richtigen Weg zur Heilung der kindlichen Hypochondrie zu finden, muß man vor allem genau erforschen, wie sie entstanden ist. In den meisten Fällen liegt die Ursache in einer übel angebrachten übergroßen Zärtlichkeit und Besorgtheit der Eltern. Wenn man ein von vornherein schon nervös veranlagtes Kind ein dutzendmal in jeder Stunde fragt: „Ist dir gut?“ oder „Fehlt dir nichts? Tut dir nichts weh?“, wenn man alle möglichen medizinischen Sprüchlein vor dem Kinde herbetet, wenn man den ganzen Tag von nichts anderem redet als von Krankheiten und von der Gefahr, sich solche zuzuziehen, so ist es kein Wunder, wenn der kindliche Gedankengang mit Gewalt in eine falsche Richtung gedrängt wird, wenn das Kind, anstatt sich, seinem Alter entsprechend, mit der Außenwelt zu befassen, in sich hineinlauscht, sich beobachtet, allerhand Wahrnehmungen am eigenen Körper macht, die es natürlich als Krankheiten deutet.

Die erste und wichtigste Aufgabe ist es daher zumeist, das Kind in andere Umgebung zu bringen. Dann fällt schon ein großer Teil der Schädlichkeit weg. Die Veränderung der Umgebung wirkt auch insofern günstig, als die neuen äußeren Eindrücke das Kind von der verhängnisvollen Selbstbeobachtung

abhalten. Die Hauptsorge wird es nun sein, dem Kinde klarzumachen, daß die Gefahr, zu erkranken, nicht so groß ist, wie es glaubt, dem kindlichen Bewußtsein die Erfahrung einzuprägen, daß der normale Zustand die Gesundheit ist und nicht die Krankheit. Hand in Hand damit muß eine vernünftige Abhärtung gehen, denn naturgemäß sind hypochondrische Kinder meist stark verzärtelt und verweichlicht. Es wäre meiner Meinung nach aber ganz verfehlt, allerhand komplizierte und langwierige Kaltwasserkuren oder sonstige mechanische Behandlungsmethoden anzuwenden, da hierdurch dem Krankheitsgefühl nur neue Nahrung gegeben wird und das bei Erwachsenen so suggestive Moment bei Kindern, wie erwähnt, fast ganz wegfällt. Viel Aufenthalt im Freien, Barfußlaufen, Baden im fließenden Wasser genügen meist vollkommen.

Daneben muß man es sich angelegen sein lassen, das Kind auch wirklich wieder zum Kinde zu machen, zum frohen, in den Tag hineinlebenden Kinde. Dies geschieht am besten durch Einführung in andere Kindergesellschaft. Daneben soll systematisch die Beobachtungsgabe des Kindes für seine Umgebung, für die Natur, gefördert werden. Unter Umständen kann es sehr zweckmäßig sein, in dem Kranken das Interesse für irgend eine Liebhaberei, für Schmetterling- und Käfersammeln, für Herbarienpflege und so weiter wachzurufen und zu nähren. Bei richtiger Behandlung wird es immer gelingen, aus dem hypochondrischen wieder ein lebensfrohes, munteres Kind zu machen. Dr. A. Stark.

Könige als Häuptlinge unzivilisierter Volksstämme. — Als der letzte König Manuel von Portugal die Regierung angetreten hatte, erschien in Lissabon eine Gesandtschaft aus dem Inneren von Portugiesisch-Ostafrika, die dem neuen Herrscher neben wertvollen Tierfellen und Elefantenzähnen auch die Insignien der Würde eines Fürsten von Gouweia überbrachte — ein Leopardenfell, am Rande mit getrockneten Schlangenköpfen verziert, und eine Halskette aus den Krallen und Schnäbeln des großen afrikanischen Geiers. Die Gesandtschaft wurde von König Manuel in feierlicher Audienz

empfangen und trug durch einen Dolmetscher ihr Anliegen vor. Der junge Herrscher nahm die ihm zugedachte Ehrung an und wurde so oberster Sikamau von drei Negerdörfern mit zusammen neunhundert recht spärlich bekleideten und auch in ihren Sitten und Gebräuchen noch recht barbarischen Einwohnern. Mit seinem portugiesischen Thron hat er nun auch diese Würde verloren.

Auch König Georg von England hat das Recht, den aus Adlerfedern bestehenden Hauptschmuck eines Indianerhäuptlings zu tragen. Im Frühjahr 1909 versammelten sich nämlich in Brantford in Ontario die sechs Stämme der Mohawkindianer und wählten den damaligen Prinzen von Wales zum obersten Häuptling der Mohawknation, eine Würde, die bis dahin König Eduard von England unter dem Kriegsnamen „Sohn der weißen Mutter“ besessen hatte. Eine Abordnung, bestehend aus zwölf malerisch gekleideten indianischen Kriegern, langte darauf im Juli 1909 in London an und überbrachte ihrem neuen obersten Häuptling eine vollständige Kriegerausrüstung. Die Mohawknation zählt noch gegen zweitausend Krieger und dürfte die einzige der großen indianischen Stämme sein, die noch ein vollständiges Jäger- und Nomadenleben in den weiten Wäldern und Ebenen Kanadas führt.

Ebenso ist auch der verstorbene König Leopold von Belgien Fürst eines Negerstammes gewesen. An der äußersten Westgrenze des Kongostaates liegt ein kleines, selbständiges Negerreich, dessen Herrscher durch eine Revolution im Jahre 1899 gestürzt wurde. Den erledigten Thron bot man König Leopold an, und dieser nahm die seltsame Würde auch wirklich an, nachdem er erfahren hatte, daß in Schitu, der Hauptstadt des Ländchens, ungeheure Vorräte von Elfenbein aufgestapelt lagen, die sein Vorgänger dem Volke abgepreßt hatte. Nach einer Mitteilung des Organs holländischer Elfenbeinhändler soll die Fürstenwürde von Witu König Leopold nahezu zwei Millionen eingebracht haben. W. K.

Die Kraniche des Ibikus in Deutschland. — Auf dem Friedhofe in Büttel an der Unterweser ist auf einem Grabsteine unter dem Bilde einer Gans zu lesen: „Anno 1618 am

20. Oktober des Nachts ist der ehrsame Hacke Betjen auf dem Lesumer Felde von Mördern mörderisch ermordet.“ Der Hergang dieser Tat und ihre Entdeckung erinnern unwillkürlich an Schillers „Kraniche des Ibikus“.

Der Verlauf ist folgender gewesen. Hacke Betjen, ein Bauer aus Osterstede, hatte auf dem Herbstviehmarkt in Hannover Vieh verkauft und auf der Heimreise drei Männer getroffen, die bald herausbrachten, daß er 500 Taler bares Geld bei sich führte. Die drei Reisegefährten beredeten ihn, nicht in Bremen zu übernachten, wie er beabsichtigt hatte, sondern noch weiter zu reiten. Jenseits des Dorfes Lesum lag ein Wald, und diese Stelle hatten die drei Männer zum Schauplatze ihrer Bluttat ausersehen. Vor dem Walde verabredeten sie listigerweise, wer bei dem Wettreiten, das sie ausführen wollten, zuerst durch den Wald käme, solle seine Pistole abfeuern. Hacke Betjen als erster am Ziel feuerte seine Pistole ab und war nun wehrlos gegenüber den drei Genossen, die ihn niederschlugen und beraubten. In demselben Augenblick flog ein Zug wilder Gänse über den Wald, und Hacke Betjen rief sterbend seinen Mördern zu: „Die Vögel des Himmels werden euch verraten!“

Das ist auch wirklich geschehen. Die drei Männer gingen in die Fremde und meinten, sich damit der Bestrafung für ihre Tat, die bald darauf entdeckt wurde, zu entziehen. Einige Jahre später aber, als sie wieder in Hannover auf dem Viehmarkt waren und ein Zug wilder Gänse über den Marktplatz flog, sagte der eine Raubgeselle spöttisch: „Sieh, da fliegen Hacke Betjens Himmelsboten!“ Die Worte wurden von Leuten gehört, die um jene Bluttat wußten; es erfolgte die Anzeige, und die drei Verbrecher empfingen schließlich auf dem Blutgerüst den Lohn für ihr Verbrechen. C. T.

Die Wassermengen der großen Ströme. — Auf die Frage nach den Wassermengen, die die Ströme fortdauernd dem Weltmeere zuführen, gibt die Erdkunde bis heute nur teilweise zutreffende Antwort. Für eine ganze Reihe großer Ströme fehlen Messungen und Beobachtungen, so daß von Berechnungen überhaupt nicht und von schätzungsweisen Angaben nur unverbindlich die Rede sein kann.



Der wasserreichste Strom **Europas** ist die Wolga. Sie führt nach den Angaben Richard Fritzsches in einem Jahre durchschnittlich 206 Kubikkilometer Wasser ins Meer. Die jährliche Wassermenge der Donau beträgt im Durchschnitt 28jähriger Beobachtungen nach Penck 195,5 Kubikkilometer. Danach wäre der Wasserreichtum der Donau nicht viel geringer als jener der Wolga. In weitem Abstand folgt nunmehr der Dnjeper, der nach Murray jährlich 92 Kubikkilometer Wasser ins Schwarze Meer wälzt. Ihm schließt sich an der Rhein, dessen Wassermenge zwischen 62 und 72 Kubikkilometer schwankend angegeben wird. Fritzsche hat sie bei Rees an der niederländischen Grenze auf 63 Kubikkilometer jährlich berechnet. Eine in Anbetracht des kurzen Laufes starke Wasserfülle schickt der Po in das Adriatische Meer. Sie beträgt nach Penck 54 Kubikkilometer jährlich. Die Garonne hat nach Reclus einen jährlichen Wasserabfluß von 35 Kubikkilometer und ist so der wasserreichste Strom Frankreichs. Die Loire bleibt gegen sie trotz ihrer größeren Stromlänge und ihres umfassenderen Entwässerungsgebietes um 4 Kubikkilometer jährlich zurück. Sie führt nach Reclus 31 Kubikkilometer jährlich dem Atlantischen Ozean zu. Die durchschnittliche jährliche Wasserführung der Elbe beträgt nach Franzius an der Flutgrenze 22 Kubikkilometer. Der Njemen und die Oder führen je 18 Kubikkilometer in das Baltische Meer. Diese Angaben sind ziemlich genau, hinsichtlich des Njemen wenigstens stützen sie sich auf 40jährige Beobachtungen. Die Seine hat nach Reclus einen jährlichen Wasserabfluß von 16, für den Don gibt sie der gleiche Forscher auf 28 Kubikkilometer an. Der Dnjestr hat nach Penck einen jährlichen Wasserabfluß von 13, die Weichsel nach Bindemann einen solchen von 12,5 Kubikkilometer. Die Wassermenge der durch ihre großen Überschwemmungen berüchtigten Etsch beträgt nach Penck jährlich 12 Kubikkilometer. Noch geringer ist die Wasserfülle der Weser, die Fritzsche auf durchschnittlich 9,4 Kubikkilometer jährlich berechnet, während er für die Ems 2,3 Kubikkilometer angibt.

Über die Wassermengen der großen Ströme **Asiens** liegen nur unsichere, großenteils sogar keine Schätzungen vor.

Der wasserreichste Strom dieses Erdteils ist nach den vorliegenden Angaben der vereinigte Ganges und Brahmaputra, der nach Haugston jährlich 1204 Kubikkilometer Wasser in den Meerbusen von Bengalen führt. Ungeheuer wasserreich ist auch der Hauptstrom Chinas, der mächtige Jangtszekiang. Nach Blakistra beträgt seine durchschnittliche jährliche Wasserführung bei der Stadt Itschangfu rund 500 Kubikkilometer, Guppy schätzt sie dagegen auf 685 Kubikkilometer. Von den sibirischen Riesenströmen Ob, Jenissei und Lena liegt nur über den Ob eine Schätzung von Dubois vor, wonach der Strom durchschnittlich 200 Kubikkilometer abführt. Für den Indus schwanken die Angaben zwischen 108 und 178 Kubikkilometer; von den mehrfachen Angaben, die bezüglich des Hwangho vorliegen, wird die von Kingsmill, welche auf 74 Kubikkilometer jährlich lautet, am meisten geglaubt.

Afrika besitzt im Kongo den wasserreichsten Strom der westlichen Erdhälfte. Zwar liegen über ihn keine Messungen vor, aber alle Schätzungen vereinigen sich dahin, daß er an Wasserfülle nur dem Amazonas nachstehe. Fritzsche schätzt seine jährliche Wasserführung auf 1892 Kubikkilometer. Auch der Niger ist ein gewaltiger Strom. Fritzsche schätzt seine jährliche Wasserabgabe an das Meer auf 900 Kubikkilometer. Sehr weit auseinander gehen die Angaben bezüglich der Wasserführung des Nil. Fritzsche hat alle Angaben kritisch geprüft und kommt zu dem Ergebnisse, daß der Nil jährlich rund 100 Kubikkilometer Wasser in das Mittelländische Meer führt. Von den übrigen afrikanischen Strömen liegt nur bezüglich des Oranje eine Schätzung von Murray vor, nach welcher seine jährliche Wasserführung 91 Kubikkilometer, also fast genau ebensoviel als jene des Dnjepr betragen soll.

Nordamerikas mächtigster Strom, der Mississippi, ist bezüglich seiner Wasserführung besser erforscht als irgend ein Hauptstrom der Erde. Nach den eingehenden Untersuchungen Humphreys und Abbots, die sich auf genaue Pegelbeobachtungen während eines Zeitraums von 42 Jahren gründen, betrug seine jährliche Wassermenge in dieser Zeit durchschnittlich 549 Kubikkilometer. Der mächtige Lorenzstrom

führt nach Dawsons Angaben jährlich etwa 300 Kubikkilometer Wasser in den Ozean. Unbedeutend gegen diese Wassermengen ist die des Colorado, die nach Messungen beim Fort Yuma auf 31 Kubikkilometer jährlich geschätzt wird.

Den wasserreichsten Strom der Erde besitzt Südamerika im Amazonas. Dies ist unzweifelhaft, obgleich von einer genaueren Berechnung seiner Wassermassen nicht die Rede sein kann. Auf Strecken von 100 Meilen zeigt er einen Wasserhorizont wie das offene Meer. Die zwischen seinen beiden Hauptmündungen liegende Insel Marajo hat allein einen Flächeninhalt von 19,270 Quadratkilometer, ist also annähernd so groß wie die Provinz Westfalen. In den Monaten Juni bis November hat der ungeheure Strom seinen niedersten Wasserstand; dann beginnt er zu steigen bis zum Mai. „In die fernsten Waldasyle," schreibt Avé-Lallemant, „dringen nun die Wogen; die Nebenflüsse zeigen viele Meilen oberhalb ihrer Mündungen keine Strömung, sondern bilden scheinbare Landseen von unermeßlichen Dimensionen." Es ist klar, daß unter solchen Verhältnissen die Wasserführung dieses Riesenstromes kaum annähernd geschätzt werden kann. Von den verschiedenen Angaben hält Fritzsche die von Katzer für die zutreffendste. Nach ihnen wird die gesamte jährliche Wassermenge des Amazonas auf 3200 Kubikkilometer geschätzt. Der Rio de la Plata hat nach Murray eine jährliche Wasserführung von 921 Kubikkilometer, wovon 787 auf den Parana und 134 auf den Uruguay kommen. Sein jährlicher Wasserabfluß ins Meer ist also bedeutender als der des Niger. Die jährliche Wasserführung des Orinoco wird von Orton auf 440 Kubikkilometer geschätzt. Diese Angabe ist jedoch sehr unsicher; denn während der Strom an der Mündung des Apure bei niedrigem Wasserstande nur 3 Kilometer breit ist, erreicht er bei Hochwasser eine Breite von mehr als 10 Kilometer. Am Delta ist er 20 Kilometer breit und bis zu 120 Meter tief.

Der Murray in Australien endlich wälzt nach Bourkes Angaben im Jahr durchschnittlich 60 Kubikkilometer Wasser, also etwa so viel wie der Rhein ins Meer.

Die Gesamtwassermenge, die durch sämtliche Ströme

und Flüsse der Erde dem Weltmeere alljährlich zugeführt wird, wird auf rund 16,000 Kubikkilometer geschätzt. Die gleich große Wassermenge muß alljährlich seitens der Meere der Verdunstung zugeführt werden, wenn der Kreislauf des Wassers in gleicher Stärke erhalten werden soll. Die Gesamtwassermenge der Ozeane aber wird auf über 3 Millionen Kubikmeilen geschätzt. 16,000 Kubikkilometer entsprechen einem Volumen von 38 Kubikmeilen. Die Wassermenge des Weltmeeres ist also 79,000mal so groß als die, die alle Ströme der Erde zusammen ihm in einem Jahre zuführen. Letztere müßten also 79,000 Jahre fließen, wollten sie ein Becken von der Größe aller irdischen Meere ausfüllen. Friedrich Glaser.

Das größte Leiden der Könige. — König Friedrich Wilhelm III. von Preußen erließ am 19. August 1802 folgendes Kabinettschreiben an den Marktmeister Rode in Memel: „Seine Königliche Majestät haben ungern aus der Vorstellung des Marktmeisters Rode vom 10. dieses Monats ersehen, daß sich von Memel aus das falsche Gerücht verbreitet hat, als wenn Seine Majestät dem Supplikanten zwanzig Stockprügel hätte geben lassen. Allerhöchstdieselben können es nun zwar dem Rode nicht verdenken, daß derselbe diesem ihm nachteiligen Gerüchte öffentlich widersprochen zu sehen wünscht, tragen aber dennoch Bedenken, solches zu verfügen, weil Sie aus Erfahrung wissen, daß dergleichen Maßregeln geradezu das Gegenteil bewirken, indem die Menschen nur zu sehr geneigt sind, immer das Schlimmste zu glauben. Seine Majestät raten daher vielmehr dem Marktmeister Rode, die Sache auf sich beruhen zu lassen und sich damit zu trösten, daß es zu den größten Leiden der Könige gehört, daß täglich falsche Nachrichten, die mehr Seiner Majestät als anderen zum Nachteil gereichen sollen, verbreitet werden.“ C. T.

Der große Geldschein. — Der berühmte Chirurg Volkmann in Halle besaß ebensoviel Gutherzigkeit wie operatives Genie. Als Beispiel für die erstere Eigenschaft möge folgendes gelten. Eine arme Frau mußte sich von Volkmann einen Arm abnehmen lassen. Die Operation war gut gelungen und die Frau wieder gesund. Schweren Herzens und ihrer Armut

gedenkend macht sie sich auf den Weg, um den Arzt zu bezahlen. Höchst verlegen zog sie ihr Geldbeutelchen und entnahm diesem einen Fünfmarkschein, den sie auf Volkmanns Schreibtisch legte, worauf sie sich dankend entfernte.

Bevor sie aber die Zimmertür erreichte, rief ihr Volkmann nach: „Halt, liebe Frau, wollen Sie denn nicht warten, bis ich Ihnen auf Ihren großen Schein herausgegeben habe?“

Darauf steckte er der armen Frau zwei Zwanzigmarkstücke in die Hand und schob sie, ohne ihre Entgegnung abzuwarten, sanft zur Tür hinaus. C. T.

Wörtliche Auffassung. — Eines Vormittags hatte der berühmte Devrient im Schauspielhause in Berlin länger als gewöhnlich in den Proben zu tun. „Lieber Franz,“ sagte er zum Theaterdiener, „gehen Sie doch einmal hinüber zu meiner Frau und lassen Sie sich ein mit Lachs belegtes Butterbrot und ein Glas Wein geben.“

„Sehr wohl, Herr Direktor!“ spricht der Bote und eilt nach der Wohnung Devrients. Dort angekommen, richtet er die Bestellung aus, und nicht lange dauert es, so bringt ihm das Dienstmädchen das Gewünschte auf einem Teller. Der Bote läßt es sich gut schmecken, und mit einem „Schönen Dank!“ geht er wieder zum Schauspielhause zurück.

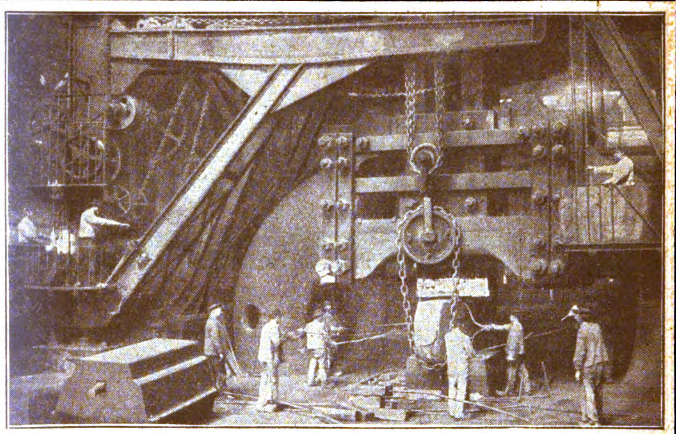
„Nun, Franz, wo haben Sie das Butterbrot und den Wein?“ fragt ihn Devrient.

„Hier, Herr Direktor!“ Dabei klopft Franz behaglich auf den Magen. „Ganz wie der Herr Direktor befohlen haben!“

Devrient begriff. Lachend sagte er: „Na, wenn es Ihnen nur geschmeckt hat! Jetzt aber gehen Sie noch einmal hinüber und lassen sich noch ein Butterbrot geben — für mich diesmal!“ O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Der Kruppsche 50-Tonnen-Hammer „Fritz".

Der Siegeslauf der Technik.

Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen und technischen Errungenschaften aller Zeiten. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Gelehrter volkstümlich dargestellt und herausgegeben von **Max Geitel.** 2000 Seiten Text, 2036 Abbildungen, 50 Kunstblätter. Vollständig in drei eleganten Leinenbänden. **Preis 36 Mark.**

Abgesehen von den wertvollen sich von selbst ergebenden Tendenzen eines geschichtlich angelegten Werkes über die Technik ist an dem Buche besonders die glänzende Art der Darstellung hervorzuheben. Auch da, wo rein faktisches, trockenes Material geboten wird, verstehen es die Verfasser der einzelnen Abschnitte, alles Langweilige und Ermüdende zu vermeiden und den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung zu halten. Das Buch kann daher nicht nur dem Techniker aufs wärmste empfohlen werden, jeder, der es in die Hand nimmt, wird auf seine Kosten kommen und auch für die fortgeschrittene Jugend dürfte es eine vorzügliche lehrreiche Lektüre abgeben. — Da das Werk auch sehr gut ausgestattet und mit vorzüglichen Abbildungen versehen ist, so wäre ihm nur zu wünschen, daß es sich in der Bibliothek so manchen jungen Mannes vorfände. (Frankfurter Zeitung.)

Licht und Kraft.

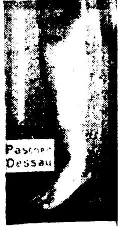
Ein Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht, für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann. Von **Th. Schwartze.** Neunte, vermehrte und bis auf den Stand der Gegenwart ergänzte Auflage. Mit 390 Abbildungen. Elegant gebunden **6 Mark.**

... In dem vorliegenden Buche ist es dem Verfasser gelungen, ein populäres Werk zu schaffen, welches für den gebildeten Nichtfachmann das Verständnis der interessanten Vorgänge und Einrichtungen erleichtert. Das schön ausgestattete, mit vielen Abbildungen versehene Werk dürfte vielen eine Quelle der Anregung zu weiteren Forschungen darbieten. (Deutsche Technikerzeitung.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Pas
D

Erfolgrei
Behandlung v
Fussverkrümm
matismus sow
Ohne Opera
—— Ohne a



Bei der Au

Union D

Das B

Ba

Siebzeh
arbeitet

...
1000 Sei
auf jed
Antwor
schaftlich
Darstell
Kapitel
Lehren
und Ho
Genug,
reiftes,
verdien

Anl

Nebst ei
R. Prei
Preissa
zehnt
von W
Einscha

